Elsässische Geschichtsbilder.

3037

Phs. 129 se

Elsässische Geschichtsbilder

aus der

französischen Revolutionszeit.

Ch. Mieville

Elsässische Geschichtsbilder

aus der

französischen Revolutionszeit.

Ein Beitrag zur elsässischen Sittengeschichte

von

Julius Rathgeber,
Pfarrer zu Neudorf bei Straßburg i. E.

Basel 1886.
Druck und Verlag von Felix Schneider
(Adolf Geering).

Wb 165/1075

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die Geschichte der französischen Revolution ist im Elsaß, selbst unter den Gebildeten, im Ganzen nur wenig bekannt. Außer allgemeinen Werken oder aktenmäßigen Darstellungen über diese denkwürdige Zeit, gibt es unseres Wissens kein Buch, das in volksthümlicher Sprache die Ereignisse jener wichtigen Periode dem elsässischen Volke geschildert hat. Das Buch, das wir hier dem Publikum darbieten, ist ein Versuch in biographischer Form, in einer Reihe von Geschichtsbildern, ein wahrheitsgemäßes und getreues Gemälde jener bewegten Zeit zu entwerfen, die auch in das politische Leben des Elsaß so tief eingegriffen hat.

Es ist keine zusammenhängende Geschichte der französischen Revolution im Elsaß (dieselbe ist noch zu schreiben), sondern mehr eine Anzahl einzelner Geschichten der bedeutenden Männer, die durch Geburt oder Adoption dem Elsaß angehört haben, die wir hier dem Leser überreichen.

Der Zweck des Herausgebers dieser geschichtlichen Lebensbilder ist der, in biographischer Form die Verhältnisse jener gewaltigen Zeit und zwar nicht in der legendenhaften Gestalt, unter welcher sie der Nachwelt überliefert worden sind, sondern nach der Wirklichkeit zu schildern. Auf diese Weise wird sich ein jeder Leser sein eigenes Urteil über die Männer und Ereignisse jener thatenreichen weltbewegenden Zeit bilden können. Möge diese elsässische Volksschrift überall in gebildeten Kreisen wie in den Volksschichten, in Schule wie in Haus eine freundliche und wohlwollende Aufnahme finden!

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite.
I.	Straßburger Revolutionserinnerungen	1
II.	Mein Großvater und Eulogius Schneider	26
III.	Der Gefängnißprediger bei den Gedeckten Brücken	29
IV.	Der letzte Fürstbischof von Straßburg: Louis René Eduard, Kardinal von Rohan	40
V.	General Klebers Jugendjahre	107
VI.	Ein elsässisches Malerleben: Johann Urban Guérin . . .	122
VII.	Ein elsässischer Reitergeneral: Feldmarschall Wurmser . . .	147
VIII.	Der unvergeßliche Präfekt Lezay-Marnesia	156
IX.	Eine Straßburger Patricierfamilie: Bernhard Friedrich von Türckheim und sein Haus	185
X.	Ein elsässisches Konventsmitglied: Johann Reubel	217
XI.	Ein elsässischer Landedelmann: Baron Ludwig von Gayling .	224
XII.	Ein Stiller im Lande. Kaufmann Kaspar Wegelin	236

I.

Straßburger Revolutionserinnerungen.

Die elsässische und speziell die Straßburger Revolutionsgeschichte ist zwar im Allgemeinen und in großen Umrissen bekannt und es existiren auch über diese wichtige Zeit neben den allgemeinen Werken von Friese, Strobel, Seinguerlet, eine Anzahl von Monographien, sowie eine Reihe von Flugschriften und offiziellen Aktenstücken, welche gesammelt und herausgegeben worden sind, z. B. das sogenannte „Blaue Buch“ (Livre bleu), die Schriften von K. Heitz, R. Reuß u. A. m. Allein viele interessante und dramatische Züge jener weltgeschichtlichen Epoche haben blos durch Hörensagen sich für die Nachwelt erhalten. Eine anekdotenreiche Geschichte jener Zeit wäre noch zu schreiben und würde des Interessanten vieles darbieten, gewiß auch einen großen Leserkreis im Lande finden. Einen Beitrag zu einem solchen Unternehmen möchten wir durch folgende Züge liefern; dieselben sind entnommen aus den: Souvenirs, Portraits, Épisodes de la Révolution et de l'Empire, par Charles Nodier.

Karl Emanuel Nodier wurde am 28. April 1783 zu Besançon, der Hauptstadt der ehemaligen Freigrafschaft Burgund, geboren. Er erhielt seine Erziehung teilweise in Straßburg und in seiner Heimat, wo er später, 1797, eine Stelle als Gehülfe des Bibliothekars von Besançon erhielt. Die Lektüre von Goethes „Werther“ und Schriften ähnlichen Inhalts trieben ihn in die romantische Schule hinein. Er neigte sich Anfangs zu republikanischen Grundsätzen und Anschauungen. Bald aber schloß er sich der Gegenrevolution an, wurde in royalistische Verschwörungen verwickelt und schrieb mit großer Erbitterung gegen Bonaparte und seinen Despotismus. Nachdem Nodier einige Zeit zu Paris im Gefängnis als politischer Gefangener geschmachtet hatte, erhielt er wider alles Erwarten seine Freiheit und flüchtete nach der Schweiz, wo er als Korrektor in einer Druckerei ein kümmerliches Dasein fristete. Später kehrte er nach Frankreich zurück und hielt zu Dôle Vorlesungen über Literatur.

Hierauf durchstreifte er aufs neue die Welt und fand nach manchen Kreuz- und Querzügen eine Stellung zu Laibach in Illyrien, wo er zum Stadtbibliothekar ernannt und von den französischen Gouverneuren, dem General Junot und seinem Nachfolger, dem Polizeiminister Fouché, mit der Redaktion des in drei Sprachen (französisch, deutsch und slavisch) erscheinenden amtlichen Blattes: „Le Télégraphe illyrien“ beauftragt wurde. Er entledigte sich seiner nicht immer leichten Aufgabe mit großem Geschick. Im Jahre 1814 kehrte er nach Paris zurück, wo er bis 1820 Mitarbeiter am „Journal des Débats“ war, wandte sich dann der „Quotidienne“ zu und griff in seinen politischen Artikeln mit großer Heftigkeit den gefallenen Kaiser Napoleon an. 1824 wurde Nodier zum Kustos der Bibliothek des Arsenals in Paris berufen und später ward er zum Oberbibliothekar daselbst ernannt; 1834 wurde er in die Akademie française gewählt. Er starb, allgemein geachtet, am 26. Januar 1844.

Die Zahl von Charles Nodiers Werken ist eine beträchtliche. Er gab außer anderen Schriften eine Reihe von trefflich kommentirten Ausgaben französischer Klassiker heraus. Als Grammatiker und Lexikograph hat er Tüchtiges geleistet. In seinen politischen Schrift herrscht nicht immer die wünschenswerte Klarheit, denn Nodier ließ sich oft

mehr durch seine individuellen Gefühle, als durch feste Grundsätze leiten, doch war er ein durchaus ehrlicher Charakter. Manchmal spielte ihm auch seine Phantasie mit. Seine Souvenirs de la Révolution sind sehr interessant und lehrreich in mancher Hinsicht; namentlich enthalten sie eine scharfe Beurteilung der Thaten und politischen Maßregeln Bonapartes, dessen Freund der Verfasser nicht war.

Wir veröffentlichen an dieser Stelle einige Jugenderinnerungen Nodiers aus seinem Straßburger Aufenthalt. Wenn auch Wahrheit und Dichtung sich darin berühren, so sind doch die politischen Persönlichkeiten jener Zeit mit lebhaftem Kolorit geschildert und bekommen wir aus Nodiers lebendiger, phantasievollen Darstellung ein packendes Bild jener tiefbewegten, titanenhaften Epoche, welche die menschliche Gesellschaft bis in ihre Grundlagen erschütterte.

I.

Bei Eulogius Schneider.

Nodiers Vater, der ein vielseitig gebildeter, aber wenig praktischer Mann war, wollte aus seinem „Charlot“ einen Gelehrten machen. Er hatte ihn bereits im achten Jahre im Lateinischen unterrichtet und im zehnten las der begabte Knabe schon geläufig die meisten lateinischen Klassiker. Als die Revolution ausbrach, ließen vielfache Beschäftigungen dem Vater keine Zeit, seinen talentvollen Sohn weiter zu unterrichten und er beschloß daher, ihn nach Straßburg zu schicken, wo er von früher her einen ehemaligen Mönch, den gelehrten Eulogius Schneider kannte, mit welchem er schon über manche schwere philologische Frage brieflich verkehrt hatte. Daß derselbe seitdem eine im Elsaß als öffentlicher Ankläger der Republik gefürchtete Persönlichkeit geworden war, wußte Nodiers Vater in seiner etwas vereinsamten burgundischen Gebirgsstadt nicht. Er hatte nur in Erfahrung gebracht, daß derselbe Generalvikar des konstitutionellen Bischofs Brendel in Straßburg und nebenbei ein guter Hellenist und scharfsinniger Heraus-

geber einer deutschen Uebersetzung Anakreons war. So gab denn der viel beschäftigte Vater Nodier seinem elfjährigen Sohne in aller Naivität ein Schreiben A Monsieur l'abbé Schneider mit, in welchem er denselben dringend bat, dem strebsamen und lernbegierigen Knaben Unterricht im Griechischen zu ertheilen, da er selbst dazu die nöthige Zeit und Muße nicht finde.

So machte sich der junge Charles Nodier muthig auf den Weg. Er kam an einem unfreundlichen Novemberabend ziemlich spät zu Straßburg an und fand Unterkunft und gastliche Aufnahme bei einer Madame Teutsch im Gasthof „Zur Laterne". Die vortreffliche Frau nahm sich mit wahrhaft mütterlicher Treue des einsamen Knaben an, der kein deutsches Wort verstand.

Am andern Morgen war des Knaben erster Ausgang nach dem weltberühmten Münster. Damals war das untere Ende der Krämergasse gegen den alten Fischmarkt zu, ein äußerst enges; erst gegen den Münster zu erweiterte sich die Straße. Als Nodier vor das Portal des majestätischen Baues kam, stand er voll Bewunderung vor demselben still. Da vernahm er über seinem Haupte ein ungewohntes Geräusch; einige Männer, mit Beilen und Hämmern versehen, standen oberhalb des Portals und schlugen mit aller Kraft auf die steinernen Statuen los, deren Köpfe, Arme und Füße mit dumpfem Schall auf die Steinplatten fielen. Eine Menge Volkes wohnte diesem ungewöhnlichen Schauspiele bei; soeben fielen Bruchstücke eines Muttergottesbildes, mit dem Jesuskind auf dem Arme laut klirrend herunter. Nodier beobachtete die Physiognomien der Zuschauer; die Einen lachten in cynischer Weise laut auf, andere ballten grimmig die Faust und murrten halblaut, wieder Andere schauten mit bleichem Angesichte und verzweiflungsvollen Blicken auf diese Verwüstung an heiliger Stätte.

Vom Münster weg begab sich Nodier nach dem Broglieplatz und erfragte dort Schneiders Wohnung. Dieselbe befand sich in der Blauwolkengasse (im heutigen Kastner'schen Hause) gegenüber dem Justizpalaste. Madame Teutsch hatte den Knaben angewiesen, Schneider nicht mehr „Abbé", sondern „Citoyen" zu nennen und ihn immer im Gespräche mit dem republikanischen: „Du" anzureden. Als Nodier

an das Haus des öffentlichen Anklägers kam, stieg er drei Stufen hinan und klopfte an eine kleine Pforte. Eine alte Magd mit griesgrämigem Gesichte öffnete ihm und führte ihn auf sein Begehren nach ihrem Herrn in das Speisezimmer, wo er auf ihn warten sollte. Dasselbe war einfach und schmucklos; an einer Wand hingen zwei große Kavalleriesäbel als einzige Zimmerzierde.

Das Frühstück stand auf dem Tische. Es bestand aus einer Platte Austern, einer Büchse Sardellen, einer Schale voll Oliven und einem Kruge Bier. Der „Bürger“ Schneider trat ein, legte seine beiden Pistolen auf den Tisch, warf dem Knaben einen forschenden Blick zu und setzte sich zum Frühstück nieder.

Nodier näherte sich jetzt schüchtern dem gefürchteten Manne und übergab ihm den Brief seines Vaters. Nachdem Eulogius Schneider die ersten Zeilen gelesen hatte, wurde er freundlicher, reichte dem Knaben die Hand, richtete einige Worte in griechischer Sprache als Willkommgruß an ihn und lud ihn ein, sich neben ihn zu setzen und sein Frühstück zu teilen. Als Nodier zur Antwort gab, er habe bereits den Kaffee getrunken, lud ihn Schneider zum Mittagessen ein, was angenommen wurde.

Die alte Magd kam wieder herein und brachte einige deutsche Zeitungen, eine Lampe, einen Tabakbeutel und eine lange Pfeife. Schneider stopfte dieselbe und zündete sie an, hierauf füllte er ein Glas mit Bier und reichte es dem Knaben, der es annahm und austrank. Mittlerweile las Schneider die Zeitungsblätter. Nodier empfahl sich sodann und versprach um Mittag sich pünktlich einzufinden.

Mit dem Glockenschlage Zwölf fand sich Charles Nodier in der Wohnung von Eulogius Schneider ein. Er traf daselbst drei Gäste an, Edelmann den älteren, Jung und Monet.

Johann Fridrich Edelmann war ein nicht unberühmter Straßburger Komponist. Er hatte die reizende Musik zur Oper: „Ariadne auf Naxos“ komponirt und früher auch Kirchenmusik verfaßt. Er war einst ein warmer Freund des konstitutionellen Maires von Straßburg, Friedrich von Dietrich gewesen, der gleichfalls für Musik

schwärmte. Mit der Zeit wurde Edelmann dessen politischer Gegner und unversöhnlicher Feind. Als er in dem Dietrich'schen Prozesse zu Besançon als Zeuge auftrat, sagte er zu Dietrich in pathetischem Tone: „Ich würde Dich beweinen, weil Du mein Freund einst „wareſt, doch Du mußt sterben, weil Du ein Verräther bist." Edelmann starb selbst mit seinem jüngeren Bruder, dem Klaviermeister Ludwig Edelmann auf dem Blutgerüste in Paris.

Johann Daniel Jung war früher ein ehrsamer Schuhmacher gewesen. Er wurde später bei dem Ausbruch der Revolution Municipalbeamter; im Jakobinerklub von Straßburg spielte er eine Hauptrolle. Er war das blinde Werkzeug des Maires Monet, der ihn eine Zeit lang zum Gehülfen seiner politischen Leidenschaften gebrauchte; später jedoch, als er Monets Ehrgeiz und Herrschsucht durchschaute, wandte sich Jung von ihm ab. Derselbe wurde nun sein Feind; er ließ ihn verhaften und nach Dijon bringen. Doch wurde er wieder in Freiheit gesetzt; allein als er fortfuhr, Monets Plänen sich zu widersetzen, ließ ihn dieser aufs Neue festnehmen, und nach Paris abführen, wo er im Frühjahr 1794 guillotinirt wurde.

Franz Monet stammt aus einem kleinen Städtchen in Savoyen, war Advokat und das Haupt der französischen Jakobinerpartei in Straßburg. Als solchen haßte er den deutschen Jakobiner Eulogius Schneider und ruhte nicht, bis er ihn gestürzt hatte. Monet war auch ein Todfeind Dietrichs und der Freunde der Konstitution in Straßburg. 1793 wurde er zum Maire von Straßburg ernannt, wo er in terroristischem Sinn und Geist schaltete und waltete. Nach dem Sturze Robespierres mußte er sein Amt niederlegen und lebte von da an verlassen und verachtet in der Stadt, die er einst mit Schrecken erfüllt hatte. Er soll nach einer Lokaltradition in einem der Seitengäßchen der unteren Langen Straße gewohnt und später menschenscheu und furchtsam, mit dem Kainszeichen auf der Stirne, sich durch die Straßen der Stadt geschlichen haben.

Das Mittagessen bei Eulogius Schneider war belebt und anregend. Aus dem Gespräche der Tischgenossen entnahm Nodier, daß es in Straßburg zwei Parteien, eine gemäßigte und eine extreme gab, und daß Robespierre und Saint-Just als Reprä-

sentanten des Geistes der Mäßigung in der „Bergpartei“ damals in Frankreich galten.

Schneider wandte sich an den Knaben und empfahl ihm, ja nicht den Klub der „Freunde der Konstitution“ oder der Moderantisten zu besuchen, welche damals im großen Hörsaale bei der Neuen Kirche (Großes Auditorium) ihre Zusammenkünfte hielten, sondern in den Jakobinerklub „zum Spiegel“ zu gehen und dort zum Patrioten sich auszubilden.

Diese Empfehlung war um so nöthiger, als Eulogius Schneider seinen jungen Schutzbefohlenen für längere Zeit sich selbst und der Aufsicht der Madame Teutsch überlassen mußte. Denn er unternahm am folgenden Tage mit der sogenannten „Revolutionsarmee“ einen Zug durch das untere Elsaß, namentlich in der Gegend von Barr und Epfig, wo dann mehrern Hinrichtungen stattfanden.

Etwa zehn Tage nach dieser Begebenheit, am 14. Dezember 1793, um die Mittagsstunde, kehrte Eulogius Schneider, diesmal aber nicht allein, sondern in Begleitung seiner jungen Frau (einem geborenen Fräulein Stamm aus Barr, die, um das Leben ihres Vaters zu retten, eingewilligt hatte, seine Gattin zu werden), seinen Einzug in Straßburg. Schneider saß in einem offenen mit sechs Postpferden bespannten Reisewagen. Die Nationalgardisten von Barr gaben ihm zu Pferd das Geleit. Von dieser Ehrenwache, die mit gezogenen Säbeln neben dem Wagen herritt, begleitet, fuhr Eulogius Schneider in die Mauern Straßburgs ein. Die Thorwache trat unter das Gewehr, die Trommel wurde gerührt und unter dem Zulauf einer großen Volksmenge hielt der öffentliche Ankläger einen den republikanischen Sitten Hohn sprechenden Triumphzug, der allgemeines Aufsehen erregte und der Bürgerschaft ein nicht geringes Aergerniß gab. Dieser prunktvolle Einzug beschleunigte Schneiders Sturz, denn die beiden in Straßburg anwesenden Volksrepräsentanten Saint-Just und Lebas benutzten diese Gelegenheit, um sich des verhaßten Civilkommissars zu entledigen und das Straßburger Revolutionstribunal, das ihnen im Wege war, aufzulösen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember 1793 (25. Frimaire An II) wurde Eulogius Schneider auf Befehl der beiden Pariser

Volksrepräsentanten vom General Dièche aus dem Bett geholt und in das Militärgefängniß bei den Gedeckten Brücken gebracht, ohne daß er die Ursache seiner Verhaftung erfuhr. Am 15. Dezember schon in der Frühe verbreitete sich das Gerücht, daß Schneider an der Guillotine dem Volke zur Schau ausgestellt werden sollte. Trotz der kalten Jahreszeit füllte sich der Paradeplatz, wo die Guillotine vor dem Roten Hause in Permanenz aufgeschlagen war, mit einer großen Menschenmenge, namentlich mit vielen Weibern und Gassenjungen. Der Paradeplatz wurde gegen 11 Uhr mit Truppen besetzt.

Um die Mittagsstunde erschien der Arrestant unter einer starken Bedeckung von Soldaten und Gensdarmen. Nachdem er einige Worte zu dem die Wache befehligenden Offizier gesprochen, stieg er bleichen Angesichts, aber kühne Blicke auf die umstehende Menge werfend, die auf das Schaffot führende Treppe hinauf. Eulogius Schneider hatte ein rundes, pockenartiges Gesicht; seine kleinen feurigen Augen funkelten unheimlich unter dichten, in's röthliche fallende Augenbrauen; ein etwas großer Mund verrieth seinen spöttischen, satyrischen Geist. Schwarzes straff herabhängendes Haar und ein langer Knebelbart, nach damaliger republikanischer Sitte, gaben ihm ein wildes Aussehen. Seine Kopfbedeckung bestand aus einer scharlachrothen, mit schwarzem Schafspelz verbrämten polnischen Mütze. Er trug nach Jakobinersitte die sog. Houppelande, einen weiten Ueberrock, und darunter den blauen Rock der Nationalgarde. In dieser halb militärischen Kleidung wurde Schneider an den Pranger geschleppt. Er trat an den Rand des Schaffots vor, um das davor versammelte Volk anzureden. Da riefen die untenstehenden Nationalgardisten ihm drohend zu: „Herunter mit der Uniform! Herunter mit der Kokarde!“ Durch diese Rufe ein wenig außer Fassung gebracht, schrie Schneider überlaut: „Ich bin noch nicht verhört. Ich bin noch nicht gerichtet. Es lebe die Republik!“ Allein von allen Seiten ertönte aus der Menge heraus laut und vernehmbar der Ruf: „Nieder mit der Uniform!“ Voll Unmuth und Erbitterung warf nun Schneider seinen übergehängten Mantel weg und zog den blauen Ueberrock aus, dann schritt er auf die Guillotine zu, einen prüfenden Blick auf das Fallbeil werfend

und ließ sich vom Scharfrichter mit einem Strick um den Leib, an einen Pfosten der Mordmaschine binden.

So stand der einst so gefürchtete öffentliche Ankläger nun geächtet an demselben Schandpfahl und auf demselben Blutgerüst, wo auf seinen Antrag das Revolutionsgericht so manchen Unglücklichen hingeschickt hatte. Da stand er hülflos und verlassen, die Verzweiflung im Herzen, den Schmähungen und Beschimpfungen eines rohen Pöbels ausgesetzt, dem er so oft in Schriften und Reden geschmeichelt hatte, da stand er unter dem Gezische und den Verhöhnungen der Gassenjungen, die ihn mit Aepfeln, Koth und Steine bewarfen. So sah ihn auch der junge Charles Nodier, als er, von einem Gang auf dem Broglieplatz kommend, durch die Passage „des Tannenzapfens“ ahnungslos auf den Paradeplatz trat und von Ferne den Mann am Panger erblickte, dessen Namen vor Kurzem noch der Schrecken des Elsaß gewesen war und zu welchem sein Vater ihn geschickt hatte, um die Sprache Homers und Anakreons zu lernen.

Zwei und eine halbe Stunden dauerte Eulogius Schneiders schmachvolle Ausstellung, unter stets wachsender Beschimpfung des Straßburger Pöbels, dessen Abgott er einst gewesen war. Um halb drei Uhr wurde er von der Guillotine losgebunden. Sofort wurde er an die Hauptwache, die damals im Aubettegebäude, aber in der Richtung des Eisernenmannsplatzes sich befand, geführt und mußte dort einen für sich bereit stehenden Postwagen besteigen, worin er, an den Füßen gefesselt, unter Bedeckung von berittenen Gensdarmen nach Paris abgeführt wurde. Im Augenblick der Abfahrt des Wagens schwenkten seine Begleiter, die ihm so oft zu Gebote gestanden, klirrend die Säbel unter dem von der jubelnden Volksmenge tausendstimmig wiederholten Rufe: „Es lebe die Republik!“

Nach sechstägiger beschwerlicher Reise langte der Verhaftete in Paris an und wurde dem Gefängniß der Abtei überwiesen, von wo aus er zu Ende März vor die Schranken des Revolutionsgerichts gestellt wurde. Er richtete im Kerker kurz vor seiner Verurtheilung noch ein Schreiben an Robespierre, in welchem er seine Unschuld und seine republikanischen Gesinnungen betheuerte. Dieses Schreiben wurde später auch in deutscher Uebersetzung in Straßburg veröffentlicht.

Allein alle seine Bemühungen blieben vergeblich; er wurde vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt und am 1. April 1794 enthauptet.

Die Erinnerung an den Besuch bei Eulogius Schneider blieb Charles Nodier bis in sein hohes Alter unvergeßlich.

II.

Ein Verhör vor Saint-Just.

Unter den politischen Prozessen, welche sich vor dem Straßburger Revolutionstribunal abspielten, nimmt derjenige des Generaladjutanten Charles Perrin eine hervorragende Stelle ein, vornehmlich wegen seiner Beziehungen zum General Pichegru, dessen Jugendfreund er war. Perrin, aus Besançon gebürtig, hatte, wie Pichegru, sein Landsmann und Freund, von der Pike auf gedient. Er gehörte der Waffe der Artillerie an und hatte sich in wenigen Jahren durch seine Thätigkeit und Pflichttreue zum Generaladjutanten aufgeschwungen. Als solcher hatte er mit Kleber, der den gleichen Grad bekleidete, die Belagerung von Mainz durchgemacht und stand jetzt unter der Anklage, in der republikanischen Garnison von Mainz (den „Mayençais", wie man sie nannte) royalistische Propaganda versucht zu haben. Nur durch eine an das wunderbare grenzende schleunige Flucht konnte er sich der Todesstrafe entziehen, die in contumaciam über ihn verhängt worden war.

In Besançon, seiner Vaterstadt, wo er ein beliebter Klubredner gewesen war, erregte Perrin's Schicksal tiefes Bedauern und aufrichtiges Mitgefühl. Die dortige Volksgesellschaft delegirte zwei ihrer Mitglieder als außerordentliche Kommissare nach Straßburg ab, wo Perrin's Verurtheilung ausgesprochen worden war, um ihn zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Diese Kommissare stiegen im Gasthof „Zur Laterne" ab und der junge Charles Nodier, welcher den Generaladjutanten Perrin, der in seinem elterlichen Hause aus- und einging,

wohl kannte, nahm den lebhaftesten Antheil an dem traurigen Geschick, das ihn getroffen.

Durch seinen Vater war Nodier an einen burgundischen Landsmann empfohlen worden, der damals mit seiner Familie Straßburg bewohnte und den Knaben auf das Freundschaftlichste aufnahm. Es war dies ein Herr Guenot, früher Chef eines Volontair-Bataillons. Derselbe hatte unter dem General Beauharnais gedient, welcher als Oberbefehlshaber der Rheinarmee eine Zeit lang sein Hauptquartier im ehemaligen „Zweibrückenhof“ (dem heutigen Generalkommando-Gebäude) hatte. Als Beauharnais verhaftet und der Verrätherei angeklagt worden war, reiste dessen Sohn Eugen nach Straßburg, um mit Hülfe des Herrn Guenot, der alle Feldzüge des Generals Beauharnais mitgemacht hatte, an Ort und Stelle die Beweise der Unschuld seines Vaters zu sammeln und dem Pariser Revolutionstribunal vorzulegen.

Eugen Beauharnais brachte etwa sechs Wochen in Straßburg zu und der einige Jahre jüngere Nodier schloß sich auf's Innigste an ihn an. Es entstand zwischen den beiden jungen Leuten ein warmes Freundschaftsbündniß, das freilich mit den Jahren gelockert wurde, weil die späteren Lebensführungen der beiden Männer auseinander giengen, nnd die Stellungen, die sie in der Gesellschaft einnahmen, zu verschieden waren. Die Bemühungen Eugen Beauharnais' blieben erfolglos. Er sammelte zwar alles Material zur Rechtfertigung der Waffenthaten seines Vaters, vermochte aber denselben trotzdem nicht zu retten, weil das Revolutionstribunal von Paris und dessen schrecklicher Präsident, der unbarmherzige und blutgierige Fouquier-Tinville, nicht nach Beweisen, sondern nach Leidenschaften und oft beinahe ohne Verhör die Angeklagten zu verurtheilen pflegte. Am 23. Juli 1794, wenige Tage vor dem Sturze Robespierres, fiel das Haupt des edlen und unglücklichen Generals, dessen Witwe einst den französischen Kaiserthron besteigen sollte, unter dem Fallbeil der Guillotine.

Charles Nodier erzählt in seinen Memoiren, daß er jeden Tag mit Eugen Beauharnais den Broglieplatz auf- und abgieng und daß sie häufig Abends die französische Komödie besuchten. Eine dramatische,

bis zur höchsten Lebenstragik sich steigernde Scene aus jener bewegten Zeit prägte sich mit unauslöschlichen Zügen seinem jugendlichen Gedächtniß ein.

Eines Abends wohnten nämlich die beiden Freunde einer Theatervorstellung bei. Den Tag über hatte man sich tapfer geschlagen, weil der Feind, die Oesterreicher, einen Angriff an der Rheinbrücke bei Kehl auf die Franzosen gemacht hatten. Die Straßburger Nationalgarde hatte die Oesterreicher zurückgeschlagen, aber es waren manche Tapfere aus ihren Reihen in dem heißen Gefechte gefallen. Am Abend hörte man noch in der Stadt von Ferne den dumpfen Kanonendonner, während im Schauspielhause die Vorstellung bei ausverkauftem Hause ihren Anfang nahm.

Es sollten zwei Stücke aufgeführt werden; das erste hieß: „Der Triumph des Titus.“ Die Heldenrolle wurde durch einen jungen Pariser Schauspieler Namens Fleuriot gespielt. Derselbe hatte im Laufe des Nachmittags in den Reihen der Nationalgarde tapfer gefochten und sogar eine leichte Armwunde erhalten. Als er im zweiten Akt, den Arm in der Schlinge, auf der Scene erschien, da wurde die Stimmung des Publikums eine gehobene und es wollte des Klatschens und Beifallrufens kein Ende nehmen. Die Begeisterung erreichte aber ihren Höhepunkt, als der siegreiche Kriegsheld von den Triumphbögen zu deklamiren anfing, welche dem Ruhme der tapfern Krieger geweiht werden und unter welchen das Volk den Sieger erwartet, um den Schwur der Freiheit feierlich zu erneuern. Das Hin- und Hergehen der Zuschauer, die draußen Erkundigungen über die Truppenbewegungen einzogen, die ruhige und martialische Haltung der Zuschauer im Hause selbst, der begeisterte Beifall, der den Schauspielern bei denjenigen Stellen, wo von Ruhm, Freiheit und Ehre die Rede war, gespendet wurde, Alles das machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Man wußte in der That nicht mehr, ob man in Straßburg oder in Rom, an den Ufern der Tiber oder an denjenigen des Rheins sei.

Die Aufregung der Zuschauer erreichte aber während der Aufführung des zweiten Stückes ihren Höhepunkt. Auf dem Theaterzettel stand noch eine leichte Operette: „Der hölzerne Fuß.“ Kaum war das erste Stück beendigt und der Vorhang herabgelassen, als

er wieder aufgezogen wurde und Fleuriot, der Held des Abends, an die Rampe trat, um noch einmal die Beifallsbezeugungen des Publikums in Empfang zu nehmen und hierauf demselben mit lauter Stimme zu vermelden, daß die Madame Fromont, welche im angekündigten Stücke die Hauptrolle übernommen hatte, diesen Abend unmöglich spielen könne, weil sowohl ihr Vater als ihr Gatte vor einigen Stunden bei der Verteidigung der Rheinbrücke bei Kehl gefallen seien. Aus diesem Grunde würde das Publikum gebeten, mit einem anderen Stücke: „Rosa und Colas“ vorlieb zu nehmen. Die Zuschauer erklärten sich beinahe einstimmig damit einverstanden und Fleuriot war im Begriff, sich zurückzuziehen, als ein Mann an den Rand einer der oberen Gallerien trat und das Wort begehrte. Es war einer der heißblütigsten Jakobiner der französischen Partei, der leidenschaftliche und gefürchtete Teterel, der Freund und Gesinnungsgenosse des Maires Monet. „Teterel soll reden, Teterel, der Volksfreund, „Teterel, der Schrecken der Aristokraten, Teterel, der Demosthenes „der republikanischen Propaganda!“ schrieen Hunderte von Stimmen. „Hört, was er zu sagen hat.“ Hierauf erfolgte allgemeines Stillschweigen.

Teterel, der Patriot, hatte sich hoch aufgerichtet; sein langer Säbel hing an der Gallerie herunter und schlug bei jeder Bewegung des Redners klirrend an dieselbe an. Teterel schlug kräftig mit der Faust auf die Lehne der Gallerie und rief mit weithin tönender zorniger Stimme: „Ist es denn erlaubt, Citoyens, vor Republikanern „mit solchen nichtigen Redensarten um sich zu werfen? Sind wir „etwa elende Sklaven, wie jene .... jenseits des Rheins, welche nach „dem Verluste ihrer Todten jammern und winseln und das „Libera“ „anstimmen? Wie! zwei Männer sind auf dem Felde der Ehre für „das Vaterland gestorben. Ehre ihrem Andenken! Die Frauen Spartas „zogen, hört ihr es, nicht Trauerkleider, sondern Feierkleider an, wenn „ihre Väter, ihre Männer oder ihre Söhne auf dem Schlachtfelde den „Heldentod gestorben waren. Madame Fromont ist hübsch; die Freier „werden ihr nicht fehlen. Alle jungen Leute von Straßburg sind „doch heute nicht bei Kehl gefallen. Und was ihren Vater betrifft, „so wird jeder alte Patriot sie gerne und mit Freuden als seine

„Sohnsfrau annehmen. Glaube also nicht, uns Mitleid mit dem „angeblichen Unglück einer Patriotin einzuflößen, welche durch einen „einzigen Kanonenschuß eine Krone als Mitgift und ein großes Volk „als Familie erworben hat. Sage ihr, Fleuriot, daß sie nur auf der „Scene erscheinen soll, sage ihr, daß sie heute singen muß. Sage „ihr, sie möge heute Abend ihre Thränen trocknen. Es ist heute ein „Tag des Sieges der Republik und Thränen vergießen nur die „Aristokraten."

Einige Augenblicke darauf erschien die bedauernswerthe Madame Fromont und stimmte mit zitternder Stimme und thränenden Augen die leichten Liebeslieder an, die im Stücke vorkamen. Sie wurde mehrmals beklatscht, aber wie schmerzvoll und wehthuend war der Anblick der armen Frau. Als eine Scene vorkam, wo ein junges Mädchen in Begleitung ihres Geliebten ins Gebirge zieht, um ihren verirrten Vater aufzusuchen, und als sie ihn von Weitem erblickt, ihm zulächelt und die Arme nach ihm ausstreckt, um ihn willkommen zu heißen, da verließen die Unglückliche ihre Kräfte. Die Natur forderte ihre Rechte; Madame Fromont fiel ohnmächtig auf der Bühne nieder und der Vorhang fiel. „Die Verbrechen der Republik in Frankreich waren „schrecklich," ruft Nodier aus, „ich kenne aber kein entsetzlicheres als „die unnatürliche Festfreude, die sie von ihren Anhängern verlangte."

Mit tiefbetrübtem Herzen verließen die beiden Freunde Eugen Beauharnais und Charles Nodier das Theater. Sie gingen noch mit einander den Broglieplatz auf und ab, wechselten aber kein Wort. Als sie Abschied von einander nahmen, sprachen sie zu einander: „Auf Wiedersehen, morgen!" Am andern Tage aber mußte der junge Beauharnais schnell abreisen und die Beiden begegneten sich später nie mehr wieder.

Allein auch an den jungen Nodier trat der Ernst jener gewaltigen Zeit heran. Als er in seinen Gasthof zurückkehrte, kam ihm seine Wirtin, Madame Teutsch, ängstlich entgegen und sagte ihm, es hätte heute eine Haussuchung bei ihr stattgefunden. Die beiden Kommissare aus Besançon, Perrins Freunde und Vertheidiger, hätten einige unvorsichtige Reden fallen lassen und sollten deßwegen verhaftet werden. Sie waren aber noch rechtzeitig gewarnt worden, hatten in

aller Eile ihre Rechnung vor einigen Stunden berichtigt und waren seitdem spurlos verschwunden. „Wenn nur," fügte die gute alte Dame hinzu, „Sie, mein armer Charles, nicht auch noch in Ungelegenheiten „kommen, denn man hat auch Ihre Papiere in Beschlag genommen." — „Das thut nichts," erwiderte lachend der unerfahrene Knabe, „Sie „haben in meinen Schriften nichts als griechische Schulaufgaben „gefunden und zudem köpft man meines Wissens noch keine zwölf= „jährige Knaben; das verbieten die Gesetze der Republik."

Charles Nodier legte sich an jenem bewegten Abend ruhig und sorglos zu Bett, aber wie groß war sein Erstaunen, als am andern Morgen, um 6 Uhr, Gensdarmen vor seinem Bette standen, um ihn zu verhaften. Er sollte gleich, so lautete der Haftbefehl, vor den schrecklichen Saint=Just, den gefürchteten Pariser Volksrepräsentanten und Freund Robespierres, geführt werden, der des Eulogius Schneider Gewalt in Straßburg gebrochen hatte und das Recht über Leben und Tod in der Stadt ausübte.

Trotzdem, daß er sich keines Vergehens bewußt war, war dem jungen Nodier nicht wohl zu Mut bei der Sache. Er kleidete sich rasch an, drückte der weinenden Madame Teutsch die Hand zum Abschied und folgte den Gensdarmen. Sein Herz schlug heftig und seine Knie zitterten, als er in das Kabinet des Repräsentanten Saint=Just eintrat. Derselbe beachtete ihn anfänglich nicht, denn er stand gerade vor dem Spiegel und machte seinen mächtigen Kragen zurecht, als der Gefangene ins Zimmer geführt wurde. Saint=Just drehte ihm den Rücken und nahm lange keine Notiz von ihm. Nodier blickte seinerseits in den Spiegel, um die Züge des Volksrepräsentanten darin zu studieren. Dieselben schienen ihm hart und streng zu sein.

Hinter Saint=Just saß an einem Tische, auf welchem zwei Leuchter mit brennenden Lichtern standen, ein junger Mann, sein Sekretär, der mit emsiger Hand die Befehle und Verordnungen niederschrieb, welche ihm der Prokonsul diktirte. Die Worte fielen kurz und knapp und sehr rasch aus Saint=Justs Munde und der Sekretär hatte Mühe, nachzuschreiben. Kaum war ein Blättchen Papier vollgeschrieben, so wanderte es in das Kabinet des deutschen Uebersetzers und wurde alsdann in der Druckerei auf zwei Kolonnen, in französischer und

deutscher Sprache gedruckt und durch Plakate an den Mauern angeschlagen. Saint-Justs Befehle waren unwiderrufliche Dekrete, welche über Eigentum, Freiheit, Leben und Tod von Tausenden von Menschen entschieden. Das schreckliche Wort: „Tod" kam beinahe in jedem Dekrete vor und es war keine leere Rede, oder eine eitle Drohung sondern ein Wort, dem die That nachzufolgen pflegte.

Endlich hörte Saint-Just mit dem Diktiren auf und wandte sich um. Als er Nodier erblickte, warf er ihm einen prüfenden Blick zu und fragte ihn nach Namen, Herkunft und Alter. Als er hörte, daß der Gefangene noch keine zwölf Jahre alt war, ergriff er ihn mit Heftigkeit und führte ihn näher an das Licht: „Ist es wahr, mein Junge, „daß du erst zwölf Jahre alt bist?" — „Ja, Bürger Repräsentant." — „Sind deine Eltern emigrirt?" — „Nein, Bürger, sie hüten sich „davor. Mein Vater ist Präsident eines Gerichtshofs und mein „Onkel befehligt ein Bataillon Volontärs." Saint-Just fuhr bei diesen Worten auf und rief mit laut dröhnender Stimme: „Unerhört! „Ein Verhaftbefehl gegen ein Kind! Ist das nicht schändlich? Und „warum? Weil er zufällig in einem Gasthofe abgestiegen ist, in „welchem Landsleute von ihm wohnten, die sich kompromittirt haben. „So wirkt mit blindem Eifer die republikanische Propaganda in „Straßburg. Glaubt man vielleicht, mit solchen Mitteln und durch „solche Maßregeln der Bergpartei hier Anhänger zu verschaffen? Ich „werde da mit Macht eingreifen und Exempel statuiren müssen. „Gerechtigkeit werde ich üben, strenge Gerechtigkeit. Sie drohen mir, „die Elenden, wenn ich ihnen kein Blut gebe. Nun, sie sollen Blut „haben, aber nicht das von Kindern, sondern das der neuen Tyrannen, „welche sie dem Vaterlande aufbürden wollen."

„Entferne dich, mein Sohn," fuhr hierauf Saint-Just, an Charles Nodier sich wendend, mit sanfter Stimme fort, „du bist frei. Doch „sage mir noch, was thust du eigentlich in Straßburg?" — „Ich „studiere hier, Bürger Repräsentant, und bin vor einiger Zeit hieher „gekommen, um Griechisch zu lernen." — „Dummheit! Deutsch „mußt du in Straßburg lernen, das ist doch viel natürlicher. Zu „was dient dir das Griechische? Haben doch die Spartaner, unsere „republikanischen Vorbilder, wenig oder nichts, geschrieben, dagegen

„gehandelt. Bei welchem Gelehrten lernst du Griechisch?“ — „Bei „Eulogius Schneider sollte ich es lernen, Bürger Repräsentant, bei „dem eleganten Uebersetzer Anakreons, der einer der ersten Hellenisten „Deutschlands ist.“ — „Bei dem Kapuziner von Köln“! (le capucin „de Cologne),“ rief Saint-Just voll Entrüstung aus. „Eulogius „Schneider ein Verehrer Anakreons! Hüte Dich, Knabe, es zu thun; „wenn ich wüßte, daß er Dich Anderes als Griechisch gelernt hätte, „dann wehe Dir.“

Saint-Just winkte mit der Hand und Nodier entfernte sich. Man gab ihm alle seine Papiere zurück. Als er sie zusammenfaltete, fiel ein Brief aus denselben heraus. Es war ein Schreiben, das er bisher nicht beachtet hatte, ein Schreiben seines Vaters an seinen berühmten Landsmann und Freund, den General Pichegru, der in Nodiers elterlichem Hause in Besançon aus- und eingegangen war. Der Knabe steckte den Brief sorgfältig zu sich. Derselbe war bei der Durchsuchung der Papiere nicht geöffnet worden. Charles Nodier erinnerte sich jetzt an seines Vaters Ermahnungen, daß wenn seine Studien in Straßburg eine Unterbrechung erfahren sollten, er seine Zuflucht zum General Pichegru nehmen müsse. Sein Verhör vor Saint-Just hatte ihm zu denken gegeben. Als er in seinen ruhigen und stillen Gasthof zurückkehrte, theilte er seine Befürchtungen der guten Madame Teutsch mit, welche ihm eine große Theilnahme bezeugte. Er sagte ihr, daß er in des Generals Pichegru Lager sich begeben wolle, das in unmittelbarer Nähe von Straßburg sich befand, dort fühle er sich mehr in Sicherheit als in der Stadt. Madame Teutsch gab ihm ihren Beifall zu erkennen und noch an demselben Tag führte er sein Vorhaben aus.

II.

Im Lager von Pichegru.

Es war ein kalter Januarmorgen des Jahres 1794, als der zwölfjährige Charles Nodier rüstig und munter aus dem Steinstraßentor schritt und die Richtung der Schiltigheimer Straße einschlug, um

seines Vaters Freund, den General Pichegru aufzusuchen und ihm das an ihn gerichtete Empfehlungsschreiben zu überreichen. Pichegru, dessen Hauptquartier vor Kurzem noch in Bischheim war, hatte dasselbe nach Hönheim verlegt. Es war ein schöner, aber kalter Wintermorgen; die Sonne schien hell auf die mit Schnee bedeckte Winterlandschaft und zum Marschiren war das Wetter ausgezeichnet.

Als Nodier die letzten Häuser von Bischheim erreicht und die breite, mit Bäumen an beiden Seiten besetzte Landstraße von Hönheim eingeschlagen hatte, wurde er von einem Reiter eingeholt, der langsam und nachläßig im Schritte reitend, seine Pfeife gemüthlich rauchte; hinter demselben folgten in zwei Reihen rechts und links etwa 20 Soldaten. Der Offizier auf dem Pferd kam Nodier bekannt vor; bei einigem Besinnen erkannte er in demselben den Kapitän Bruat, den Auditor am Straßburger Kriegsgericht. Als derselbe den Knaben erblickte, der ihn höflich grüßte, fragte er ihn, wohin er ginge: „Wo ich hingehe, Bürger?“ erwiderte Nodier, „ich gehe nach Hönheim, in's Hauptquartier des Generals Pichegru. Ich denke, daß ich davon nicht mehr weit entfernt bin.“

„In ein paar hundert Schritten wirst Du es erreicht haben,“ sagte ein junger Mann, der hinter Nodier herschritt und wie dieser, mitten auf der Landstraße gieng. „Ich gehe auch nach Hönheim und „wenn Du Dich mir anschließen willst, so kannst Du mir unterwegs „einige Nachrichten aus der Heimat geben.“

„Woher bist Du, Bürger?“ fragte ihn Nodier, indem er ihn aufmerksam betrachtete. Des Fremden Züge waren edel und einnehmend, sein Gesichtsausdruck sanft und freundlich.

„Na, na,“ sagte er, „unser Dialekt verräth uns immer. Ich bin „aus der Freigrafschaft, wie Du, und ich schäme mich dessen nicht.“

Der Kapitän Bruat ritt vor ihnen her, ohne sich sonderlich um die Beiden und ihr Gespräch zu kümmern. Sie konnten daher nach ihres Herzens Lust mit einander sich unterhalten. Nodiers Gefährte war von einer seltenen Liebenswürdigkeit; der Knabe fühlte sich jeden Augenblick mehr von ihm angezogen. Der Fremde sagte ihm seinen Namen; er hieß Robillard und war aus Vesoul gebürtig. Nodier fragte ihn, ob er zur Verwaltung oder zur Armee gehöre.

„Weder zur einen, noch zur andern," erwiderte er. „Wenn Dich „meine Geschichte interessirt, so will ich Dir dieselbe in aller Kürze „erzählen. Ich war Secondelieutenant in einem Infanterie-Regiment, „das in Nancy in Garnison lag. Dort faßte ich eine heftige Neigung „zu einem adeligen Fräulein; meine Liebe wurde erwidert. Doch „ein Hinderniß stellte sich zwischen uns; ich war von bürgerlicher „Abkunft. Als die Revolution ausbrach, öffnete sich vor mir eine „ehrenvolle, vielleicht glänzende Laufbahn. Hätte ich sie betreten, so „hätte ich es auch, wie mancher meiner Waffengenossen, bis zum „General bringen können. Allein da man mir die Hand meiner „Geliebten nur dann in Aussicht stellte, wenn ich mich zur Emigration „entschloß, so that ich diesen verhängnisvollen Schritt und emigrierte."

„Um Gotteswillen," sagte Nodier, „reden Sie leiser, man könnte „uns sonst hören."

Der Fremde that, als achte er auf des Knaben Worte nicht. „Also ich emigrierte," fuhr er fort; „ich langte in Koblenz an und „nahm dort Dienst im Condé'schen Korps; ich machte einen Feldzug „gegen die Republikaner mit und wurde verwundet. Den Arm in „der Schlinge kehrte ich nach Koblenz zurück. Mittlerweile erfuhr „ich, daß mir meine Geliebte untreu geworden war und sich mit einem „Edelmann verlobt hatte. Die Verzweiflung im Herzen, überschritt „ich die deutsche Grenze und kehrte vor drei Tagen nach Frankreich „zurück. Das ist meine Geschichte."

Nodier empfand tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen. „Nun „Bürger," sagte er, „behalten Sie diese traurige Erfahrung für sich „und erzählen Sie ihre Geschichte nicht weiter. Wenn der Citoyen „Bruat, der vor uns reitet, eine Ahnung davon hätte, so möchte es „Ihnen schlimm ergehen."

„Glaubst Du, mein junger Freund?" meinte der junge Emigrant lächelnd. „Er wird mir nicht mehr viel thun können."

„Täuschen Sie sich nicht und nehmen Sie die Sache nicht zu „leicht auf. Wo gehen Sie denn eigentlich hin?"

„Nach der Hönheimer Schanze, um dort zu sterben und wenn „mich nicht Alles täuscht, so erblicke ich sie dort."

Indem er diese Worte laut ausrief, warf er durch eine rasche

Bewegung den Mantel hinter sich und Nodier sah mit Schrecken, daß ihm die Hände über den Rücken zusammen gebunden waren.

Die Eskorte des Gefangenen verfolgte stillschweigend und gemessenen Schrittes ihren Weg; Nodier folgte ihr aber nicht mehr. Er blieb voll Entsetzen an der Stelle wie angewurzelt stehen, wo der Fremde die letzten Worte zu ihm gesprochen hatte. Einige Minuten später ertönte eine Gewehrsalve und der Knabe wußte jetzt, daß der arme Robillard ausgelitten hatte.

Aehnliche Hinrichtungen fanden beinahe jeden Tag in unmittelbarer Nähe des Hauptquartiers statt. Nodier selbst war zwei Tage nachher Zeuge des Todes des Generals Eisenberg und seines Generalstabs gewesen. Eisenberg war ein Soldat, der aus der Schule des greisen Marschalls Luckner hervorgegangen war. Er hatte den Krieg als beherzter und geschickter Parteigänger geführt, doch hatte er in der letzten Zeit Unglück gehabt; seine Vorposten waren bei Bischweiler vom Feinde überfallen und aufgehoben worden; der General selbst mit seinem Stabe war nur mit Mühe der Gefangenschaft entronnen. Und doch wäre es ihm in feindlicher Haft weniger schlimm ergangen als im Truppenlager der französischen Republik. Der grausame und unbarmherzige Saint-Just ließ Eisenberg vor ein Kriegsgericht stellen und dasselbe, die „außerordentliche Militärkommission“ genannt, hatte den General und seinen ganzen Stab zum Tod durch's Blei verurtheilt.

Zwei Tage darauf, Morgens in aller Frühe, bewegte sich ein von Soldaten eskortierter Zug von 14 höheren Offizieren der Hönheimer Schanze zu. Die Gefangenen waren zwei und zwei gebunden; sie wurden, um ein Exempel zu statuiren, durch einen großen Teil des Lagers geführt. Als sie vor dem Hauptquartier anlangten, war General Pichegru gerade am Frühstück, er trat an das Fenster, um die Verurtheilten ein letztes Mal zu sehen. Der General Eisenberg rief ihm mit lauter Stimme zu: „Lebe wohl, Pichegru! Ich gehe „zum unrühmlichen Tode und lasse Dich auf dem Gipfel des Ruhmes „und der Ehre zurück, in einer Stellung, den Deine tapfern Waffen„thaten wohl verdient haben. Ich weiß, daß Du mich und mein „trauriges Loos bedauerst und mir Gerechtigkeit widerfahren lässest.

„Ich möchte Dir, indem ich Abschied auf immer von Dir nehme,
„ein besseres Ende wünschen als das meinige. Doch das Volk, dem
„Du dienest, ist nicht sparsam mit dem Blut seiner Generäle und
„wenn Du dem Schwerte des Feindes glücklich entrinnest, könntest
„Du wohl dem Fallbeil des Scharfrichters verfallen. Der Himmel
„möge Dich, mein Freund, vor solch' einem Schicksal bewahren!
„Adieu Pichegru, Adieu! Und nun vorwärts, in den Tod hinein!"

Pichegru winkte seinem alten Waffengefährten und dessen Begleitern mit der Hand und wischte sich die Augen ab. Er schloß hierauf das Fenster und ging sinnend im Zimmer auf und ab.

„Ich würde gerne," sprach er endlich, „meine schönste Meerschaum-
„pfeife demjenigen schenken, welcher mir den Namen des griechischen
„Schriftstellers angeben könnte, der über die Prophezeihungen der
„Sterbenden geschrieben hat."

„Das ist Aristophanes, mein General," entgegnete Nodier, „in
„der bekannten Stelle, die in der Uebersetzung etwa lautet: „Die
„sterbenden Greise werden vom sybillinischen Geiste erfüllt.""

„Sehr gut, mein Sohn," antwortete freundlich Pichegru, indem er des Knaben Wange streichelte. „Eine Pfeife brauchst Du noch
„nicht, aber ich werde Dir etwas Anderes als Ersatz geben und bis
„in zwei Jahren bekommst Du einen Degen. Und nun, Kinder, vor-
„wärts!" sprach er, indem er sich zu seinen Offizieren wandte, „wir
„haben heute noch weite Wege vor uns, denn ich hoffe, meine Vor-
„posten in Drusenheim aufstellen zu können. Die Straßburger Schläch-
„tereien ekeln mich an und ich habe Eile, mein Quartier zu wechseln.
„Sterben ist das Schrecklichste nicht, nur einen ehrlichen Soldatentod
„auf dem Schlachtfelde wünsche ich mir."

Doch wir kehren zur ersten Begegnung Nodiers und des Generals Pichegru zurück. Als der Knabe nach Hönheim kam, hörte man auf der ganzen Linie dumpfen und anhaltenden Kanonendonner. Es fand ein blutiges Treffen bei der Wanzenau statt, aus welchem die Franzosen als Sieger hervorgiengen und in Folge dessen der rechte Flügel der republikanischen Armee frei wurde. Im Hauptquartier fand Nodier seine beiden Landsleute wieder, um derentwillen er ein Verhör bei Saint-Just hatte bestehen müssen. Als

Pichegru vom Schlachtfelde zurückkehrte und der Knabe ihm seines Vaters Brief übergab, küßte ihn der General und nahm ihn wie sein eigenes Kind auf. „Bleibe nur bei mir," sprach er, „ich will Dir zeigen, wie wir im Lager leben; es wird Dir schon bei uns gefallen."

Am Abend fand ein gemeinschaftliches Mahl statt; dasselbe war sehr einfach. Nodier erblickte an der Tafel mehrere Generäle, wie Lieber, Boursier, Michaud und Hermann. Auch Pichegrus Adjutanten nahmen Teil an der Mahlzeit. Der General hatte deren vier. Der bekannteste unter denselben war jener Artilleriekapitän Abatucci, ein Korse von Geburt, der im Jahre 1795 infolge seiner glänzenden Waffenthaten zum Brigadegeneral befördert wurde und 1796 bei der Vertheidigung der Festung Hüningen auf dem Felde der Ehre fiel. (Durch Moreaus Fürsorge wurde ihm ein Denkmal errichtet.)

Das Tischgespräch an Pichegrus Tafel war ungezwungen, doch der Obergeneral beteiligte sich wenig daran. Er war meist ernst und sinnend und lachte beinahe nie. Die Zeit war aber auch dazu angetan, zum Ernst zu stimmen. Täglich fielen Offiziere in den zahlreichen Treffen mit dem Feinde und mehr denn eine Lücke entstand unter Pichegrus gewöhnlichen Tischgästen.

Nach acht Tagen verließ Charles Nodier mit seinem Beschützer das Dorf Hönheim. Der französische Generalstab schlug die Richtung von Vendenheim ein, wohin das Hauptquartier verlegt wurde. Die meisten Offiziere quartierten sich in ein altes verfallenes Schloß ein, welches dem österreichischen Feldmarschall Dagobert von Wurmser, einem gebornen Straßburger, gehörte. General Pichegru, mit seinen Adjutanten und seinem Sekretär, nahm Wohnung im evangelischen Pfarrhause. Der Ortsgeistliche, Magister Johann Rapp, war ein großer starkgebauter Mann, freundlich und höflich in seinem Wesen, dienstfertig und gefällig und doch dabei seine Würde behauptend. Er war sehr gastfreundlich und stellte dem General alten Rheinwein auf, den er in einem Winkel seines Kellers vor allen feindlichen Nachforschungen verborgen hatte. Im Pfarrhause von Vendenheim war in einem Zimmer des ersten Stocks eine Tafel ange-

bracht, welche eine Schmetterlingssammlung enthielt, an welcher Nodier sein besonderes Wohlgefallen hatte. Die Zeit verfloß dem Knaben auf die angenehmste Weise; er wußte sie auch nützlich auszufüllen.

General Pichegrus Lieblingslektüre waren die Memoiren von Montecucculi, des berühmten Feldherrn und Gegners Turennes. Pichegru hatte stets einen Band dieses Werkes bei sich; daneben studierte er auch ein ungedruckt gebliebenes Tagebuch des Generals Custine, seines Vorgängers im Oberbefehle der französischen Rheinarmee, der in der Blüte seiner Jahre und auf dem Gipfel seines Ruhmes auf dem Schaffot hatte bluten müssen. Custine hatte in sein Manuskript werthvolle Randbemerkungen geschrieben, allein das Tagebuch war etwas umfangreich und enthielt eine Menge unwichtiger Details und häufige Wiederholungen. Es umfaßte drei mächtige Folianten. Pichegru sprach mehrmals den Wunsch aus, einen Sekretär zu haben, welcher Auszüge daraus machen würde, die er dann besser lesen und verwerten könnte. Charles Nodier, der viele freie Zeit hatte, machte sich aus eigenem Antriebe an diese Arbeit und legte sodann dem General Pichegru einige seiner Auszüge vor. Derselbe empfand darüber eine solche Befriedigung, daß er Nodier unter die Zahl seiner Sekretäre aufnahm und ihm eine hübsche Militäruniform machen ließ, an welcher der Knabe sein herzliches Wohlgefallen hatte und in welcher er stolz und selbstbewußt einhergieng.

General Pichegrus Zimmer im Pfarrhause von Vendenheim war mit der denkbar größten Einfachheit möbliert. Es befand sich darin ein großer Arbeitstisch, auf welchem beständig Montecucculis Memoiren und Custines Tagebuch über seine militärischen Operationen lagen, ferner waren in der Stube ein Lehnstuhl und drei Matratzen ohne Leintücher und ohne Bettdecken. Die Matratzen wurden jeden Abend auf den Boden gelegt; zwischen denselben war nur ein schmaler Zwischenraum, in welchem der General Stunden lang in der Nacht auf und abgieng. Pichegru legte sich selten zu Bett; er brachte jede Nacht fünf bis sechs Viertelstunden schlafend im Lehnstuhle zu. Auf der zweiten Matratze lag Herr v. Reignac, Generalsekretär des Stabes, und die dritte diente dem jungen Nodier zur Schlafstätte.

Um 4 Uhr Morgens stund man vom Lager auf. Pichegru gab das Zeichen dazu; er wusch sich sodann den Kopf, die Hände und die Füße in einem Eimer kalten Wassers, der unter dem Tische stand und rauchte darnach seine Pfeife. Hierauf wurde gefrühstückt; die Morgentoilette war bald gemacht, denn man durfte — mit Ausnahme der Kopfbedeckung und der Stiefel — bei Todesstrafe sich nicht entkleiden. Diesen drakonischen Befehl hatte Saint-Just nach dem nächtlichen Überfalle des Generals Eisenberg bei Bischweiler erlassen. Um 8 oder halb 9 Uhr setzte sich der General mit seinem Stab zu Pferd. Eine Viertelstunde nachher hörte man überall Kanonendonner und fingen die Gefechte mit dem Feinde an.

Eine Erinnerung aus jener bewegten Jugendzeit ist Nodier noch besonders geblieben. Er trug, wie Pichegru, eine schwarze Binde, welche fest am Halse zugeknöpft war, im Gegensatze zu den Städtern, welche, nach Saint-Just's Vorgang, eine weite Kravatte trugen. Eines Nachts, als Nodier auf seiner Matratze lag und einen schweren Traum hatte, fühlte er im Schlaf, wie eine Hand in seine Binde griff, den Knoten derselben lockerte und zugleich sein Haupt in die Höhe richtete. Er wachte nun plötzlich auf und erblickte vor sich Pichegru stehend. „Wie, Sie, sind es, mein General," rief er, „haben Sie meine Dienste „nöthig?" — „Nein mein Sohn," erwiderte der General, „aber Du „hast die meinigen gebraucht. Du hast im Schlafe geächzt und ge„jammert; als ich Deinem Lager nahte, um nach Dir zu sehen, be„merkte ich, wie Deine Halsbinde zu straff angezogen war. Man muß „ihr aber, ehe man sich zum Schlafe niederlegt, etwas mehr Spiel„raum am Halse lassen. Ein anderes Mal werde ich Dir erklären, wie „der Mangel an dieser Vorsicht den Tod durch einen Schlaganfall her„beiführen kann. Es ist ein Mittel, um sich mit leichter Mühe selbst „zu tödten." Nodier küßte die Hand des Generals und legte sich wieder auf sein Lager nieder.

Pichegrus Feldzug im Elsaß gegen die Österreicher war bekanntlich ein siegreicher. Er warf den Feind von den Brumpter Höhen bis nach Hagenau und später bis zu den Weißenburger Linien zurück. Charles Nodier blieb bis nach Weißenburg sein steter Begleiter. Als aber Pichegru den Befehl über die Nordarmee er-

hielt und das Elsaß verließ, rief Nodiers Vater seinen Sohn, der in so jugendlichem Alter schon eine ernste Lebensschule durchgemacht und manche heilsame Erfahrung gesammelt hatte, nach Besançon zurück. —

Als General Pichegru — der nach seiner glücklichen militärischen Laufbahn die politische betreten hatte, auf welcher ihm weniger Rosen blühten — im Juni 1804 nach der Verschwörung von George Cadoudal, an welcher er betheiligt war, zu Paris im Gefängnis — wie man sagte in Folge von Selbstmord — endete, da erinnerte sich Charles Nodier lebhaft an das Wort des Generals: „Wenn „man den Knoten der Halsbinde fester zuschnürt, so ist dies ein „Mittel, um sich das Leben zu nehmen.“ Er bewahrte aber seinem hochherzigen Landsmanne und väterlichen Freunde, dem General Pichegru, dessen tragische Geschichte noch manches Räthselhafte enthält, sein Lebenlang ein treues und dankbares Andenken und widmete ihm ein ehrendes Denkmal in seinen Schriften.

II.

Mein Großvater und Eulogius Schneider.

In der sehr empfehlenswerthen Schrift: „Hagenau zur Zeit der Revolution“ erzählt J. Klélé, daß der im Elsaß einst so gefürchtete Eulogius Schneider, der die Seele des Revolutionsgerichts in Straßburg während der Schreckenszeit war, wo er 31 Hinrichtungen vornehmen ließ, im Jahre 1791 eine Zeit lang in Oberbronn weilte. Er verwaltete daselbst vom August bis Oktober besagten Jahres im Auftrag des Bischofs Brendel, die katholische Pfarrei, wo er aber bei der dem früher vertriebenen katholischen Pfarrer Anselm treu ergebenen Bevölkerung nicht sonderlich beliebt war. Zum Beleg dafür befindet sich im katholischen Kirchenbuch von Oberbronn die Abschrift des von Schneider selbst verfaßten Sterbeaktes eines Kindes, mit der Notiz, daß bei dessen Beerdigung sich nur der Vater und die Amme des Kindes betheiligten.

Schneiders Aufenthalt in Oberbronn bringt dem Schreiber dieser Zeilen eine kleine Geschichte in Erinnerung, die er oft in seiner Kindheit erzählen hörte und für deren Wahrheit er bürgen kann. Der Bürger und Seifensieder Ludwig R..... in Oberbronn, des Berichterstatters Großvater, war ein guter Bekannter Schneiders und

verkehrte mit demselben während seines dortigen Aufenthalts. Als Eulogius Schneider nach Straßburg zurückberufen wurde und dort seine politische Rolle zu spielen begann und er mit der Zeit öffentlicher Ankläger und Civil-Kommissar bei der Revolutionsarmee wurde, ging man am liebsten dem gefürchteten Manne aus dem Wege.

Es war im November 1793 als Ludwig R ..... geschäftshalber nach Straßburg reisen mußte. Er benutzte wie damals üblich, wo es noch keine Eisenbahnen, sondern nur Postwagen oder sogenannte Diligences nach größeren Städten gab, den Oberbronner Botenwagen. Abends fuhr er mit demselben ab, langte in der Frühe des folgenden Tages in Straßburg an, wo er im „Füfzeh-Su-Stückel“, dem heutigen „Hôtel de France“, also bekannt, weil man damals um fünfzehn Sous (60 Pfennige) zu Mittag aß, abstieg. Er besorgte seine Geschäfte und war gezwungen, weil die Tage kurz waren, im Gasthofe zu übernachten. Es waren viele Fremde da; man sprach an der Wirtstafel von Diesem und Jenem, trank eine Flasche rothen Otrotter Wein, vergaß dabei den Jammer der Zeit und legte sich endlich ziemlich spät zu Bette. Der Oberbronner Bürger mochte so 2—3 Stunden im tiefen Schlafe gelegen haben, als er — war es ein böser Traum oder Wirklichkeit — ein großes Geräusch vernahm, das jeden Augenblick sich vermehrte. Er erwachte langsam, rieb sich die schlaftrunkenen Augen und horchte. Starke Männerschritte und rasselndes Säbelgeklirre ließ sich draußen auf dem Gange vernehmen. Eine befehlende Stimme, die er nur zu wohl kannte, klang dazwischen hinein: „Au nom de la loi! Ouvrez!“ (Oeffnet im Namen des Gesetzes!) „Das ist Eulogius Schneider!“ dachte unwillkürlich der entsetzte Mann; „wen sucht der? Am Ende steht auch mein Name auf der Liste der Verdächtigen.“ Bei diesem Gedanken erstarrt der Seifensieder vor Schrecken, sein Herz klopft gewaltig, sein Puls schlägt stärker, seine Haare sträuben sich empor, denn immer näher kommen die Schritte, immer lauter rasseln die Säbel. Plötzlich wird die Thür der Schlafkammer aufgerissen, ein heller Lichtschein erhellt das Gemach; der Oberbronner Bürger richtet sich schreckensbleich auf seinem Lager auf und starrt in das pockennarbige Angesicht Schneider's, der mit einem höhnischen Blicke ihn anschaut, während ein Gensdarm mit einer

Laterne ihm leuchtet und die Stube mit Bewaffneten sich anfüllt. „Ah! Du bist es, Bürger R . . . . Was thust Du hier? Hast Du kein gutes Gewissen, daß Du bei meinem Anblick Dich so entsetzest? Bist Du etwa auch ein schlechter Patriot! Beruhige Dich diesmal; Dich suchen wir nicht, sondern einen Aristokraten, der hier wohnen soll. Doch meine Zeit ist gemessen, lebe wohl, auf Wiedersehen!“ Dabei reichte er ihm die Hand, in die R . . . . zitternd seine Rechte legt. „In's Nebenzimmer!“ befahl Schneider und nahm damit Abschied von seinem Oberbronner Bekannten. Im Nebenzimmer fanden sie denjenigen, den sie suchten, denn es entstand in demselben ein Geschrei und Gejammer, dem nach wenigen Augenblicken, als die dröhnenden Schritte Schneiders und seines Gefolges im Gang verhallt waren, tiefe Stille folgte.

Daß es mit dem Schlafe des Oberbronner Bürgers während dieser Schreckensnacht aus war, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden. Er that kein Auge mehr zu, sprang aus dem Bette, kleidete sich an, legte den Betrag seiner Rechnung auf den Tisch, und kaum graute der Tag und wurde das Steinthor geöffnet, so überschritt er die Fallbrücke und trat, so schnell ihn seine Füße trugen, den Rückweg in die Heimat an. Zwei Monate nachher fand der Sturz von Eulogius Schneider statt und war von nun an die Reise nach Straßburg keine lebensgefährliche mehr.

III.

Der Gefängnißprediger bei den Gedeckten Brücken.

Eine Straßburger Revolutionsgeschichte nach verbürgten Familien-Ueberlieferungen.

Eine Reihe von hohen Thürmen — von denen vier sich erhalten haben — stunden noch im vorigen Jahrhundert am Einfluß der Breusch und der Ill in die Stadt Straßburg. In deren Nähe befanden sich nach dem Berichte der alten Chronisten gedeckte hölzerne Brücken (ähnlich wie heute noch in manchen Gegenden der Schweiz) daher der noch jetzt in Straßburg übliche Name Ponts Couverts (im Volksdialekte: „Bunkewer"). Einer dieser Thürme, an den sich ein mit einer hohen Mauer umgebener Hof, vor dessen Thor ein Wachthaus sich erhob, anschloß, diente lange Zeit und zwar bis zum Jahre 1870 als Militärgefängnis; in den andern Thürmen bei den Brücken wurden während der Revolutionszeit Verdächtige eingespert. In dem ersten noch verhandenen Thurme, gegenüber dem sog. „Raspelhause", saß während drei Jahren von 1792 bis 1794 ein Mann, der unter seinen Mitgefangenen, denen er wie ein tröstender Engel

erschien und unter welchen er ein großes Ansehen genoß, nur unter dem Namen: „der Prediger“ bekannt war. Die Lebensschicksale dieses Mannes, dessen Familie noch heute, wenn auch nicht mehr dem ursprünglichen Namen nach, in Straßburg lebt, sind so merkwürdig, daß denselben wohl eine Erinnerung gewidmet zu werden verdient.

Im Jahre 1742, den 24. Juni, wurde dem löblichen evangelischen Garnisons-Schulmeister Ludwig Jakob Zimmermann und dessen Ehefrau Maria Barbara geb. Rappin in der Reichs- und Grenzfestung Kehl ein Söhnlein geboren, das in der heil. Taufe den Namen Jeremias David erhielt. Die Familie Zimmermann stammte eigentlich aus Böhmen und hatte sich im fünfzehnten Jahrhundert der hussitischen Bewegung angeschlossen. In Folge der Bedrückungen, welchen die böhmischen und mährischen Brüder im Laufe des dreißigjährigen Krieges ausgesetzt waren, wanderten viele von ihnen und unter diesen die Familie Zimmermann aus und siedelten sich in Schwaben, das ihre zweite Heimat wurde, an. Von Württemberg aus zog Ludwig Jakob Zimmermann mit dem schwäbischen Reichskontingent nach der Festung Kehl, wo er evangelischer Garnisons-Schulmeister wurde. Da er ein zahlreiches Häuflein Kinder hatte und nichts weniger als mit Glücksgütern gesegnet war, so fielen die Bissen im elterlichen Hause gar schmal aus.

Unser Jeremias David verlor frühzeitig seinen Vater; seine Mutter verheiratete sich ein zweites Mal und wie die Kinder aus erster Ehe erwachsen waren und ihr Brod verdienen konnten, mußten sie für ihren eigenen Lebensunterhalt sorgen. David Zimmermann erlernte das ehrsame Schneiderhandwerk, weil damals noch der Grundsatz galt, daß „ein Handwerk einen goldenen Boden“ hat. Nach vollendeter Lehrzeit zog er auf die Wanderschaft aus. Es zog ihn mächtig hinaus in die weite Gotteswelt. Das Ränzel auf dem Rücken durchwanderte er wohlgemuten Sinnes Süddeutschland, Österreich, Tyrol, Vorarlberg und die Schweiz und kehrte als vielgereister und gereifter junger Mann nach einigen Jahren nach dem stillen Kehl zurück. Dort gefiel es ihm jedoch nicht lange, sondern er beschloß wie viele seiner überrheinischen Landsleute, nach Straßburg, der „wunderschönen Stadt“ zu ziehen. Und das diente ihm zum Heil und Segen.

In Straßburg gefiel es dem fleißigen jungen Manne so wohl, daß er nicht mehr an das weitere Wandern dachte, sondern allezeit da zu bleiben beschloß. Er arbeitete gewöhnlich nach damaliger bürgerlichen Sitte in Kundenhäusern um die Kost und einen bescheidenen Lohn. In einem dieser Bürgerhäuser, das am Ende der Langen Straße unweit der Alt-St. Peterkirche gelegen war, lernte er eine ehr- und tugendsame Jungfer (dies war im vorigen Jahrhundert wie noch z. B. vielfach in Mülhausen und Basel die übliche Bezeichnung für Fräulein oder Mademoiselle) kennen und es entstand zwischen ihnen eine immer lebhaftere Neigung, die schließlich zu einer ehelichen Verbindung führte. Die Jungfer war reich und als sie nach einem Jahre, in Folge eines unglücklichen Wochenbetts, das Zeitliche segnete, hinterließ sie ihrem geliebten Manne ihr ganzes nicht unbeträchtliches Vermögen, das in zwei Häusern in der Langen Straße, das eine bei der Alt-St. Peterkirche, das andere gegenüber dem Gasthofe „zum Rebstöckel“ bestand. Nun war David Zimmermann auf einmal durch Gottes Gnade ein reicher Mann geworden. Doch er überhob sich nicht bei diesem Glückswechsel und sein Herz blieb demütig wie zuvor.

Zu Ende der siebziger Jahre trat er ein zweites Mal in die Ehe mit Salomea Dorothea Reuth, einer frommen, arbeitsamen Bürgerstochter, an welcher er eine treue Gehülfin in guten wie in bösen Tagen seines Lebens fand. Diese zweite Ehe wurde mit elf Kindern gesegnet und war eine glückliche und friedliche. Allem menschlichen Anschein nach wäre das Glück der beiden Eheleute ein reines und ungetrübtes geblieben, wenn es überhaupt in dieser unvollkommenen, so vielem Wechsel unterworfenen Welt, ein solches gäbe. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt — die Schicksale der Völker wie der Einzelnen.

David Zimmermann war ein allgemein geachteter Mann in Straßburg. Er erlernte die Lichterfabrikation und sein in der Langen Straße eröffnetes Geschäft blühte bald sichtbar auf. Durch seine Redlichkeit gewann er immer mehr das Zutrauen und die Zuneigung seiner Mitbürger. Unter seinen zahlreichen Kunden zählte er auch den in Straßburg damals so beliebten „Prinzen Max“ von Zweibrücken, der sich oft und gern mit dem biedern Manne unterhielt.

Prinz Max, der Oberst des Regiments Royal-Alsace, hielt sich in der Zeit von 1776 bis 1789 zu Straßburg im sogenannten Zweibrücker Hof in der Brandgasse (dem heutigen Generalkommandogebäude) auf und war eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten bei der Straßburger Bürgerschaft. Er war wegen seiner Leutseligkeit und Herzensgüte von Jung und Alt verehrt. Einzelne Züge aus seinem Leben haben sich noch jetzt im Gedächtnis der Straßburger erhalten. Wir wollen einige dieser Anekdoten hier erwähnen.

Prinz Max ging eines Tages durch die Stadt. Da begegnete ihm in ärmlicher Kleidung ein ältlicher Jude, der ihn anredete und ihm einige unbedeutende Waaren zum Verkauf anbot. Der Prinz wollte weiter gehen, als ihn der Jude wehmutsvoll anblickte und dadurch sein Mitleid erregte. Er richtete einige freundliche Worte an den alten Mann; dieser faßte Mut und Zutrauen zu ihm und offenbarte ihm seine bedrängte Lage. Er sagte ihm, er wäre ein armer Handelsjude, der bisher wenig Glück im Leben gehabt habe. Nun biete sich ihm ganz unerwartet eine günstige Gelegenheit dar, um ein gutes Geschäft zu machen und vielleicht sein Glück zu begründen, allein dazu hätte er einige Thaler Geld nötig. Der Prinz hörte ihn geduldig an und antwortete ihm wohlwollend: „Wenn dir, wie du „sagst, mit einigen Thalern wirklich zu helfen ist, so bin ich bereit „es zu thun“ und händigte ihm sofort die verlangte Summe ein.

Nach zwanzig Jahren kam Prinz Max, der mittlerweile König von Bayern geworden war, nach Frankfurt am Main. Unter den vielen Personen, die ihn zu sehen begehrten, drängte sich auch ein wegen seiner Wohlhabenheit bekannter jüdischer Greis zu dem König und ließ denselben um die Gnade einer Audienz bitten. Der Mann war sehr bejahrt und hatte ein ehrwürdiges Aussehen. Als er vorgelassen wurde, gab er sich dem König als jener Jude zu erkennen, dem Prinz Max einst in Straßburg mit einem Darlehen geholfen, das ihm Glück und Segen gebracht und ihn zum reichen Mann gemacht hatte. Der König ward durch die Worte des Greisen tiefgerührt, drückte ihm herzlich die Hand, unterredete sich freundlich mit ihm und entließ ihn auf das Huldvollste.

Bekannt und unvergessen im Elsaß ist die leutselige Art und

Weise, wie Prinz Max mit dem Landvolk verkehrte und sich die Herzen gewann. Er jagte oft im Hagenauer Forste und kehrte da mitunter in einer schlichten Bauernhütte ein. Als die gute Bauernfrau im Jahre 1786 erfuhr, daß ihm ein Söhnlein, der Erbprinz Ludwig geboren worden war, nahm sie ein Paar von ihren schönsten Hühnern und begab sich in Begleitung ihres Jungen nach Straßburg. Am Zweibrücker Hofe in der Brandgasse angelangt, wollte sie ohne Weiteres in denselben eintreten; allein die Schildwache, ein bärbeißiger Grenadier, wehrte der Frau den Eintritt. Daraufhin entstand ein heftiger Wortwechsel; der Soldat fällte schließlich das Bajonnet gegen die schreiende Frau, welche mit Gewalt eindringen wollte, um den „lieben Buben" des Prinzen Max zu sehen. Letzterer, durch den Lärm unten im Hofe aufmerksam gemacht, trat an das Fenster und als die Bauernfrau ihn erblickte, rief sie ihn mit lauter Stimme um seinen Beistand an. Lachend kam der Prinz in den Hof hinab, hörte mit großer Leutseligkeit die gute Frau an, die den weiten Weg zurückgelegt hatte, um den jungen Prinzen zu sehen, führte sie an der Hand in das Palais hinein, bis in das Zimmer seiner erlauchten Gemahlin, welcher er kurz die Geschichte erzählte und alsdann den in der Wiege liegenden jungen Prinzen der hocherfreuten Bauernfrau zeigte, die ihre Bewunderung nicht unterdrücken konnte, sondern ihr durch laute Ausrufe immer wieder Ausdruck gab. Hierauf ließ Prinz Max der Frau und ihrem Jungen eine reichliche Mahlzeit vorsetzen und schaute ihnen lächelnd zu, wie sie mit kräftigem Appetit dieselbe verzehrten. Er drückte dann der guten Frau einige Goldstücke in die Hand, worauf diese mit vielen Dankesworten den Rückweg in die Heimat antrat und überall das Lob des edlen Prinzen Max und die Schönheit seines kleinen „Buben" pries und rühmte.

Bekannter noch ist die Ueberraschung, welche die Soldaten des Regiments Royal-Alsace ihrem verehrten Obersten bei der Geburt seines Sohnes Ludwig, der am 25. August 1786 zu Straßburg das Licht der Welt erblickte, bereiteten. Als Prinz Max zwei Tage nachher seine Grenadiere einer Musterung unterzog, war er nicht wenig erstaunt, ja höchlich entrüstet, als er bemerkte, wie dieselben ihres martialischen Schnur- und Backenbarts beraubt, alle bartlos vor ihm standen.

Da traten zwei alte Unteroffiziere vor die Front des Regiments und überreichten ihrem Obersten ein mit ihren Barthaaren gefülltes seidenes Kissen, worauf der Erbprinz künftighin statt auf Federn schlummern sollte. Prinz Max war aufs Tiefste von diesem Beweise ihrer Anhänglichkeit gerührt und dankte seinen braven Soldaten für ihre hingebende Treue und für das Opfer, das sie seinetwillen so bereitwillig gebracht hatten.

Und doch! als die Stürme der französischen Revolution ausbrachen, da konnte auch seine bisherige Beliebtheit bei dem elsässischen Volke und bei seinen Soldaten den Prinzen Max nicht mehr beschützen. Nach der Einnahme der Bastille und der Plünderung der Pfalz in Straßburg und besonders seit der Abstimmung der Nationalversammlung in der denkwürdigen Nacht des 4. August 1789, wo bekanntlich alle bisherigen Adelsprivilegien in Frankreich abgeschafft wurden, verließ Prinz Max mit seiner Gemahlin und seiner Familie die Stadt Straßburg, um zuerst nach Zweibrücken und später in das Schloß von Mannheim überzusiedeln. Er kam wohl noch ab und zu in das Elsaß, wo er Besitzungen in Bischweiler und Rappoltsweiler hatte und residirte auch für kurze Zeit in Straßburg, allein seines Bleibens war nicht mehr in dem durch die blutigen Gräuel der Revolution immer tiefer zerrütteten Lande.

Auch David Zimmermann, um auf diesen wieder zurückzukommen, empfand die Wehen der verhängnißvollen Zeit, die mit dem Jahre 1789 begann. Er war dem constitutionellen Königtum, d. h. der Partei der Ordnung und Gesetzlichkeit zugethan und hatte auch eine treue Liebe der alten Heimat bewahrt; er fügte sich stille und gehorsam, wenn auch mit innerm Widerstreben der neuen Ordnung der Dinge. Allein am wilden Jakobinerwesen, das in Straßburg immer mehr sich Bahn brach, hatte er kein Gefallen. Als er eines Tages als Nationalgardist auf Wache sich befand, entstand ein heftiger Streit unter der Wachmannschaft; ein Mann wurde gefährlich verwundet und ins Bürgerspital verbracht. Der Angreifer desselben, ein Straßburger Bürger und Nachbar David Zimmermanns, bat letzteren einen falschen Eid zu seinen Gunsten abzulegen und zu bezeugen, daß er unschuldig sei und nicht er, sondern der Verwundete den Streit

begonnen habe. Doch mit Entrüstung wies der rechtschaffene Mann dieses Ansinnen zurück. „Du willst mir also den Gefallen nicht thun," sagte der Andere, „gut, du wirst noch an mich denken."

Zwei Tage darauf, als Zimmermann Nachmittags aus seinem dem Rebstöckel gegenüber liegenden Hause trat, wurde er verhaftet und sofort in einen der Türme der Gedeckten Brücken als Gefangener abgeführt. Dies geschah im Jahre 1792. Der unschuldige Mann, der auf die bloße Anklage hin, er sei Moderantist, d. h. königstreu, mithin verdächtig, verhaftet worden war, schmachtete im Kerker bis nach Robespierres Sturze im Juli 1794. Seine brave Frau brachte ihm täglich das Mittagessen in das Gefängnis und konnte so ihren Mann wenigstens sehen und einige Worte mit ihm wechseln. So hatte sich der gottlose Nachbar an dem Ehrenmanne gerächt und so wurde David Zimmermann das Opfer seiner Bosheit.

Groß war der Jammer in der Familie des armen Gefangenen. Das Geschäft war schon seit dem Ausbruch der Revolution und besonders seit der Einführung des „Quinquetöls" (der Pariser Quinquet hatte dessen Zubereitung erfunden, daher der Name), das die Beleuchtung durch Lichter verdrängte, von Tag zu Tag zurückgegangen. Was sollte die arme, ihres Ernährers beraubte Familie nunmehr anfangen? Doch Zimmermanns Gattin war eine resolute und thatkräftige Frau. In ihrer Bedrängnis nahm sie ihre Zuflucht zu dem guten und hochherzigen Prinzen Max, der sich zufällig in Straßburg befand. Sie lief in ihrer Not in den Zweibrücker Hof und klagte dem Prinzen ihr Leid. „Was soll ich mit meinen elf Kindern anfangen?" rief sie jammernd aus; „wie soll ich ihnen das tägliche Brod geben?" Der Prinz sprach ihr Trost zu, gab ihr eine Unterstützung und erteilte ihr den Rat, weil die französischen Truppen gerade damals neue Uniformen und neue Kopfbedeckungen bekamen, Federn für die mächtigen Soldatenhüte zu machen. Diese Federsträuße waren sehr gesucht und wurden gut bezahlt. Frau Zimmermann befolgte des Prinzen trefflichen Rat und Dank ihrer Energie und Ausdauer konnte sie sich mit ihren Kindern in der schweren Drangsalszeit ehrlich und redlich durchbringen. Sie hatte noch einen Bruder, den wohllöblichen Pfarrherrn zu Oberhausbergen unweit Straßburg, der ihr ebenfalls bei-

stand, ihr Troſt in ihrer Trübſal zuſprach und zum Gottvertrauen ſie ermahnte.

Prinz Max weilte nicht mehr lange in Straßburg, denn die Wogen der Revolution gingen immer höher. Es war kurz vor der Kriegserklärung Frankreichs an den Kaiſer Franz I., der die Rechte der im Elſaß depoſſedirten deutſchen Fürſten wahren wollte. Ein deutſcher Fürſt, wenn er noch ſo volksthümlich war wie Prinz Max, konnte ſich in dem zerrütteten Lande, in welchem Alles aus Rand und Band ging, nicht mehr wohl und heimiſch fühlen. Auch war des Prinzen Freiheit gefährdet. Denn eines Abends kam einer ſeiner ihm treu gebliebenen Soldaten aus dem Regiment Royal-Alſace, das bald darauf durch die franzöſiſche Republik aufgelöst wurde, zu ſeinem Oberſten, um denſelben zu warnen und ihn zu bitten ſchleunigſt die Stadt zu verlaſſen, da er in derſelben Nacht noch, wie der Soldat aus ſicherer Quelle vernommen hatte, ſollte verhaftet werden. Nun zauderte der Prinz nicht mehr. Er faßte augenblicklich den Entſchluß zur Flucht. Als Bauer verkleidet verließ er durch eine Hinterpforte mit ſeinem treuen Gefährten, einem biedern Elſäſſer, der ihm das Geleite gab, den Zweibrücker Hof. Es gelang den beiden ungehindert durch das Fiſcherthor zu kommen und noch in derſelben Nacht durch die Ruprechtsau die einſame Wanzenau zu erreichen. Um zwei Uhr Morgens kamen ſie an eine abgelegene Fiſcherhütte, deren Bewohner der Soldat kannte. Dieſer weckte den Schiffer aus dem Schlafe, drückte ihm einige Goldſtücke in die Hand und willig löste der Mann ſeinen Kahn vom Ufer und führte die beiden Flüchtlinge bei Tagesgrauen über den Rhein.

So verließ der Prinz Max ein Volk, das ihm einſt ſo zugethan geweſen war, dem er ſo viele Wohlthaten erwieſen und das ſich gegen ihn ſo undankbar gezeigt hatte. Der Zweibrücker Hof, ſowie die Schlöſſer von Biſchweiler und von Rappoltsweiler, die ihm angehörten, wurden als Nationalgut unter Beſchlag gelegt und von der „großen Nation“ veräußert. Prinz Max ſah Straßburg nicht wieder, gedachte aber mehr denn einmal an ſeine ſchönen Jugenderinnerungen aus dem Elſaß, an dem er mit großer Liebe gehangen.

In ſpäteren Jahren, als er König von Bayern geworden war

und manchmal in Baden-Baden weilte, ließen sich zum öftern Straßburger bei ihm anmelden, die ihn einst als Prinzen gekannt hatten. Er nahm sie alle wohlwollend auf, sprach mit ihnen von den vergangenen Zeiten, erkundigte sich in seiner leutseligen Weise nach seinen früheren Bekannten und verehrte seinen Besuchern gewöhnlich seine durch Dannecker verfertigte Büste. In einer Anzahl alter Straßburger Familien von ächtem Schrot und Korn befand sich diese Büste und wurde von ihnen als ein theures Andenken an den liebenswürdigen Fürsten aufbewahrt.

Während diese Ereignisse sich zutrugen schmachtete David Zimmermann in dem Gefängnis bei den Gedeckten Brücken, doch litt er als ein gläubiger Christ, der alle Heimsuchungen und schweren Schickungen aus Gottes Vaterhand annimmt. Er fügte sich geduldig und gottergeben in sein Loos und tröstete seine armen Mitgefangenen aus Gottes Wort und betete oft mit lauter Stimme kräftig und inbrünstig in ihrer Mitte. Er war daher bald allgemein verehrt und beliebt; man nannte ihn nur den „Prediger," denn er war gleichsam der Seelsorger der armen Gefangenen, die er durch seinen geistlichen Zuspruch aufmunterte und zum Gottvertrauen ermahnte. Er kannte auch den gefürchteten öffentlichen Ankläger Eulogius Schneider, der ihn mehrmals im Gefängnis verhörte und ihn wegen seiner christlichen Ueberzeugungen verspottete. Wenige Tage vor seinem Sturze, im Dezember 1793, sagte Schneider zu ihm: „Zimmermann, das nächste Mal kommt die Reihe, guillotiniert zu „werden, an Dich!" — „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten," war die mutige Antwort des treuen Glaubenszeugen. „Vielleicht „werde ich Dich noch überleben und Dir nachschauen." Und so geschah es auch.

Im Herbste 1794 wurde Zimmermann endlich in die lang ersehnte Freiheit gesetzt und wieder mit seiner Familie vereinigt. Durch die lange Kerkerhaft war zwar seine Gesundheit geschwächt, aber sein Mut blieb ungebrochen, so wie derjenige seiner braven Frau. Mit der Lichterfabrikation, welche durch die zunehmenden Öllichter verdrängt wurde, war es nichts mehr und Zimmermann mußte an einen andern Erwerbszweig denken.

Er verlegte daher sein bisheriges Geschäft in die Metzgerstraße, wo er einen Ölladen eröffnete, der bald eine Menge Kunden anzog. Überhaupt war die Metzgerstraße in jener Zeit, in den Revolutionskriegen und napoleonischen Feldzügen, eine der belebtesten und verkehrreichsten Straßen der Stadt, besonders seit dem Jahre 1806, wo sie nach Kaiser Napoleons festlichem Einzuge nach dem österreichisch-russischen Feldzuge in eine Rue d'Austerlitz umgetauft wurde. Allein trotz des kriegerischen Ruhmes, der vor seinen Augen täglich sich entfaltete, blieb David Zimmermann ein „Stiller im Lande," der seinen früheren Gesinnungen und den Erinnerungen an das Land seiner Väter treu blieb und die Liebe zur alten Heimat nie verleugnete. So unterstützte er nach Kräften seine durch Kriegsunglück verarmten Verwandten in Kehl und Umgegend. Er war aus diesem Grunde auch bei den „Überrheinern" (so nennt man bekanntlich in Straßburg die Bewohner des badischen Hanauer Ländchens) eine beliebte und volkstümliche Persönlichkeit. Jeden Mittwoch und Freitag kehrten die überrheinischen Bauern, wenn sie auf den Straßburger Markt giengen, in seinen Laden ein und verkehrten gerne mit dem wackern und freundlichen Manne. Auch die Bewohner der Metzgerstraße bezeugten ihm eine große Verehrung.

Zimmermanns Feind, der ihn einst aus elender Rachsucht in das Gefängnis gebracht hatte, wurde von Gott auf ein schmerzliches Krankenlager gelegt und dadurch zur gründlichen Sinnesänderung bewogen. Er erkannte sein Unrecht und that Buße. Als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, konnte er nicht sterben, bevor er sich mit dem von ihm so schwer beleidigten Manne versöhnt hatte. Er ließ Zimmermann an sein Lager kommen und bat ihn unter Thränen um Verzeihung. Der christliche Mann vergab dem Sterbenden von Herzen und verließ tief erschüttert sein Haus.

Allmählich kamen auch für den alternden Glaubenszeugen die Tage, von denen die Schrift sagt, daß sie dem Menschen nicht gefallen. Die Beschwerden des höhern Alters, Rheumatismen und Wassersucht stellten sich bei dem 84jährigen Greise ein, so daß er beständig das Zimmer hüten mußte und nur noch mit Hülfe eines Krückstocks umher gehen konnte. Er bereitete sich daher auf seinen

Heimgang vor. Im Jahre 1826 starb er im Frieden. Zu St. Gallen liegt er begraben. Das altertümliche Zimmermannsche Haus aber, in welchem der biedere Mann gewohnt und sein Leben beschlossen hat, steht noch in der Metzgerstraße und der Name Zimmermann ist dort nicht vergessen, sondern das Andenken an den einstigen Gefängnis-prediger und Tröster in der Trübsal lebt noch im Segen fort.

IV.

Der letzte Fürstbischof von Strassburg:

Louis René Eduard, Kardinal von Rohan.

(Ein Sittengemälde aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.)

I.

Ursprung der Rohans. Des Kardinals Jugendjahre.

Am 17. Februar 1803 starb in dem Städtchen Ettenheim (im Großherzogtum Baden) am Fuße des Schwarzwaldes ein Mann, mit welchem die alte Herrlichkeit der Fürstbischöfe von Straßburg, deren letzter er war, zu Grabe getragen wurde und die letzten überrheinischen Besitzungen des Bistums säcularisirt wurden. Es war dies der Kardinal Ludwig Renatus (Louis René), Eduard von Rohan, der, einem der ältesten fürstlichen Geschlechter Frankreichs angehörig, in seltenem Maße die Wechselfälle des menschlichen Lebens erfuhr und dessen bewegte Schicksale wohl der Erinnerung bei der Nachwelt wert sind.

Die Rohan sind ein durch Alter, Reichtum und Verwandtschaft ausgezeichnetes französisches Geschlecht, das von den alten Herzogen

von Bretagne abstammt und seinen Namen von dem im heutigen Departement Morbihan gelegenen Städtchen Rohan empfangen hat. Als Stammvater gilt Guethenoc, ein jüngerer Sohn des Hauses Bretagne, der um 1021 die Grafschaft Porrhoét und die Vicegrafschaft Rennes als Apanage erhielt. Sein Nachkomme Johann von Rohan wurde um das Jahr 1100 zum Vicomte von Rennes erhoben. Dieser heiratete in erster Ehe die Erbin von Léon, in zweiter Johanna von Evreux, durch welche er der Schwager des Philipp von Valois und der Könige von Aragon und Navarra wurde. Die Linie Rohan zweigte sich in zwei Hauptäste ab, die Rohan-Gié und die Rohan-Guemenee. Letztere ist aus der Nachkommenschaft Johanns und seiner zweiten Gemahlin entsprossen und hat ihren Namen von dem Städtchen Guemenee im Morbihan erhalten.

1750 wurden die Rohan zum fürstlichen Rang erhoben. Sämmtliche Rohan spätern Ursprungs — wie die Rohan-Rochefort u. a. — stammen von der Linie Guemenee ab, die nach der französischen Revolution nach Oesterreich übersiedelte und daselbst seit 1808 ebenfalls zur Fürstenwürde emporgestiegen ist.

Der berühmteste unter den Rohan, welcher zur Zeit der Religionskriege in Frankreich eine namhafte Rolle spielte, war der Herzog Heinrich von Rohan (geb. 1579), das Haupt der Hugenotten zur Zeit Ludwigs XIII. Nach vielen Kämpfen erwirkte er endlich nach dem Falle von La Rochelle für seine Glaubensgenossen den Frieden von 1629, durch welchen die Reformirten freie Religionsübung in Frankreich erhielten. Rohan, der dem französischen Hof und besonders dem Kardinal von Richelieu mißtraute, zog sich nach Venedig zurück, wo er seine Memoiren schrieb. Im Jahre 1635 kämpfte er nochmals in französischen Diensten gegen die Spanier und die Kaiserlichen in Graubünden; doch wurde er nicht gehörig unterstützt; er legte daher sein Kommando nieder und zog sich nach Genf zurück. Ein letztes Mal zog er das Schwert aus der Scheide, um mit seinem ritterlichen Freunde, dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, welchem er die Hand seiner einziger Tochter zugedacht hatte, für die Befreiung des Elsaß zu kämpfen. Im Januar 1638 eilte er von Genf an die Ufer des Rheins in das weimarische Lager, stellte sich an die Spitze

des Regiments Nassau und empfing in der Schlacht von Rheinfelden (28. Februar 1638) eine schwere Wunde, die am 13. April den Tod nach sich zog. Er wurde in der Kirche Saint-Pierre in Genf beigesetzt; daselbst wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Die Rohan-Guemenee und später auch die Rohan-Soubise traten im siebzehnten Jahrhundert zur katholischen Kirche über und stehen mit der Geschichte des Elsaß in genauem Zusammenhang, da während eines Jahrhunderts, von 1704 an bis 1803, vier Rohan nach einander den fürstbischöflichen Stuhl von Straßburg einnahmen.

Die beiden letzten deutschen, allein im Herzen durchaus französisch gesinnten Fürstbischöfe von Straßburg waren: Franz Egon I. von Fürstenberg (1663—1682) und dessen Bruder und Nachfolger Wilhelm IV. Egon von Fürstenberg (1682—1704). Dessen Coadjutor war Armand Gaston Maximilian von Rohan-Soubise (geb. 1674), der von 1704 bis 1749 den fürstbischöflichen Stuhl von Straßburg inne hatte. Dieser Rohan begann einen Neubau in seiner Residenz zu Zabern, er ließ einen Flügel des neuen Zaberner Schlosses errichten, der 1709 von einem Brand verzehrt, aber wieder neu aufgebaut wurde. Er verwandte überhaupt viel Geld daran, um das Zaberner Schloß in einen prachtvollen Stand zu setzen. Der Kardinal Armand war es auch, welcher am 15. August 1725, im Chor des Straßburger Münsters die Ehe des Königs Ludwig XV. (vertreten durch den Herzog von Orleans) mit Marie Leczinska, der Tochter des vertriebenen Polen-Königs Stanislaus Leczinski, der seit mehreren Jahren mit seiner Familie zu Weißenburg im Elsaß sich aufhielt, feierlich einsegnete.

Auch an dem Bau der schönen Kunststraße über die Zaberner Steige, welche 1728 begonnen, nach neun Jahren, 1737, durch den königlichen Baumeister und Ingenieur Herrn von Regemorte (directeur des ponts et chaussées) vollendet wurde, beteiligte sich der Fürstbischof. Endlich ließ derselbe auch in dem Zeitraume von 1728 bis 1741 den schönen bischöflichen Palast zu Straßburg (das sogenannte Schloß) zwischen der Ill und dem Münster erbauen.

(Im Jahre 1791 wurde das bischöfliche Schloß als Nationalgut veräußert und von der Municipalität von Straßburg angekauft.

Im Jahre 1806 machte es die Stadtverwaltung dem Kaiser Napoleon, als er mit Josephine in Straßburg weilte, zum Geschenk. Sie erhielt dagegen den „Darmstätter Hof“ in der Brandgasse, der zur Mairie eingerichtet wurde.)

Der Kardinal Rohan (I.) starb zu Paris im alten Louvre den 19. Juli 1749, im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre. Sein Nachfolger auf dem Straßburger Bischofssitz wurde sein Neffe und früherer Coadjutor Franz Armand August von Rohan-Soubise-Ventadour (geb. 1717) gewöhnlich unter dem Namen Kardinal („Soubise“) bezeichnet. Derselbe bekleidete die fürstbischöfliche Würde nur während sieben Jahren (1749—1756) und starb in seiner Residenzstadt Zabern den 28. Juni 1756.

Am 23. September desselben Jahres versammelte sich das Domkapitel (Hohe Stift), um zur Wahl eines Nachfolgers des verstorbenen Oberhirten zu schreiten. Die Wahl fiel auf einen Vetter desselben, den bisherigen Domprobst Ludwig Cäsar Konstantin von Rohan-Guemenee, geboren zu Paris den 24. März 1697. Da derselbe mithin bereits im sechzigsten Lebensjahre stand, so begehrte er zwei Jahre nachher einen Coadjutor (1759) und erhielt denselben in der Person seines fünfundzwanzigjährigen Neffen Ludwig Renatus Eduard oder des „Prinzen Louis“, wie das Volk denselben zum Unterschied seines Oheims, des Kardinals Louis Konstantin nannte.

Im Jahre 1769 ließ der Kardinal den Bau des großen Priesterseminars in Straßburg an der Stelle des einstigen sogenannten „Bruderhofes“ in Angriff nehmen. Dieses stattliche Gebäude wurde vermittelst der Beiträge des Fürstbischofs und der gesammten Geistlichkeit des Bistums mit prachtvollen Quadersteinen in monumentalem Baustile aufgeführt. Zu bedauern ist, daß viele alte Grabinschriften am nördlichen Kreuzarme des Münsters bei diesem Anlaß von den Arbeitern zerstört wurden.

Am 7. Mai 1770 hielt, die Erzherzogin Maria Antoinette von Österreich, Tochter der Kaiserin Maria Theresia und Schwester der Kaiser Joseph II. und Leopold II., von Freiburg im Breisgau herkommend, als Braut des Dauphins (Ludwigs XVI.) ihren Einzug in Straßburg, wo sie von der Bevölkerung auf das Beste aufgenommen wurde.

Goethe hat in seinen biographischen Aufzeichnungen: „Wahrheit und Dichtung“, mehrere Züge geschildert, die ihm als Erinnerung an diese festlichen Tage geblieben sind, unter anderm die unpassenden Tapeten, welche im Empfangssaale der Erzherzogin auf einer Rheininsel aufgeschlagen waren. Dieselben stellten seltsamer Weise blutige Scenen aus der Geschichte des Altertums dar, was der jugendliche Goethe als eine schlimme Vorbedeutung für die künftige Königin von Frankreich ansah. Goethe schreibt ferner: „Der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Miene dieser jungen Dame (Marie Antoinette) erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien, in ihrem Glaswagen uns allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenströmte, zu scherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verschiedenen illuminierten Gebäude, besonders aber den brennenden Gipfel des Münsters zu sehen, an dem wir, sowohl in der Nähe als in der Ferne, unsere Augen nicht genugsam weiden konnte.“ Das Metzgerthor, durch welches die Dauphine eingezogen war, erhielt infolge dieses Ereignisses durch Staatsbeschluß den Namen „Dauphinsthor“ sowie die Metzgerstraße fortan die „Dauphinsgasse“ (Dofingsgaß nach der Straßburger Aussprache) benannt wurde. In Straßburg entließ die Erzherzogin ihr deutsches Gefolge, um französische Begleitung anzunehmen.

Der Kardinal von Rohan war ein Freund und Beförderer der Kunst und der Wissenschaft. Es gereicht ihm zu bleibendem Verdienst, daß er der Gönner und Beschützer des talentvollen zu früh dahingerafften Abbé Grandidier (Philipp Andreas, geboren zu Straßburg den 9. November 1752, gestorben im Kloster Lützel im Sundgau den 11. Oktober 1787) gewesen ist und die Herausgabe seines bedeutendes Werkes: Histoire de l'Eglise et des Princes-êvêques de Strasbourg. Strasbourg 1777—1778, nach Kräften unterstützt hat.

Es war ein herber Verlust für das Elsaß, als sich im Monat März die Kunde verbreitete, der Kardinal von Rohan (III.) wäre im Palais Kardinal zu Paris in seinem 82. Jahre aus dem Leben geschieden. Sein Nachfolger war sein Neffe und bisheriger Coadjutor.

Ludwig Renatus Eduard, dritter Sohn von Hercules Mériadec von Rohan, Herzog von Montbazon, und von Louise Gabrielle Julie von Rohan, ward geboren zu Paris am 25. September 1735. (Der echt bretonnische Vorname Mériadec, den viele Rohan mit Vorliebe trugen, ist der Name eines Schutzheiligen der armorikanischen Halbinsel. Der heilige Mériadec, Bischof zu Vannes, errichtete im siebenten Jahrhundert, eine Stunde von Vannes entfernt, einen Wallfahrtsort zu Ehren der heiligen Anna, welcher er ein wunderthätiges Bild schenkte, das noch heute dort verehrt wird. Dies ist der Ursprung der berühmten Wallfahrt Sainte-Anne-d'Auray im Morbihan. Er machte seine Studien im Kollegium du Plessis. Er hatte zwar eine außerordentliche Leichtigkeit zum Lernen, aber wenig Fleiß und Ausdauer in der Arbeit. Seine theologischen Studien machte er im Seminar von St. Magloire. Nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, erhielt er im Jahre 1756 die Abtei Chaise-Dieu in der Auvergne und am 22. November 1759 ward er zum Coadjutor seines Oheims, des Fürstbischofs zu Straßburg ernannt. Am 18. Mai 1670 wurde er konsekrirt und zum Bischof von Campolis in partibus infidelium erhoben. 1761 erhielt er die Abtei Mont-Majour und wurde am 11. Juni desselben Jahres zum Mitgliede der französischen Akademie erwählt.

Als im Jahre 1770 Marie Antoinette ihren Einzug als Braut des Dauphins in Straßburg hielt, hatte der Coadjutor Prinz Louis die Ehre, mit seinem Oheim, dem Kardinal von Rohan, die künftige Dauphine von Frankreich, an der Spitze des Klerus zu empfangen. Der Kardinal beglückwünschte sie im Namen des Adels und der Geistlichkeit der Provinz.

II.

Prinz Louis von Rohan als Botschafter in Wien.

Bisher war der Lebensgang des Prinzen „Louis," wie man in Straßburg den Coadjutor nannte, ein geebneter gewesen. Es sollte aber nunmehr derselbe eine Wendung nehmen, welche für seine ganze

Zukunft verhängnisvoll wurde. Der Minister von Choiseul, der mit der berüchtigten Gräfin Dubarry zerfallen war, fiel infolge dessen bei Ludwig XV. in Ungnade. Er wurde seines Postens enthoben und durch den Herzog von Aiguillon ersetzt. Derselbe wurde zum Minister der äußern Angelegenheiten ernannt. Um die Dauphine Marie Antoinette, deren Verhältnis zur Gräfin Dubarry ein gespanntes war, zu gewinnen, suchte der Minister als Botschafter an die Wiener Hofburg einen Mann aus, der dort persona grata wäre. Noch in der letzten Zeit seiner Verwaltung hatte Choiseul den Baron von Breteuil zum Botschafterposten in Wien ernennen lassen. Dessen Galakutschen und Dienerschaft waren schon dorthin abgegangen, und bereits war das Botschafterhôtel in der Kaiserstadt an der Donau instand gesetzt, um ihn zu empfangen; allein Breteuil war dem gestürzten Minister ganz und gar ergeben, darum suchte ihn der Herzog von Aiguillon um jeden Preis von Wien zu entfernen. Er sah sich daher nach einer geeigneten Persönlichkeit um, und von mehreren Seiten wurde ihm der Prinz Louis von Rohan empfohlen. Derselbe zeichnete sich durch ein angenehmes Äußere, durch feine und liebenswürdige Manieren, durch seine trefflichen Geistesanlagen aus und gehörte zur höchsten Aristokratie Frankreichs. Aus allen diesen Gründen warf der neue Minister sein Augenmerk auf ihn und ließ ihm den Botschafterposten in Wien anbieten. Der Prinz, gleichsam wie im Vorgefühl der Unannehmlichkeiten, die ihn dort erwarteten, schlug den Ruf mehrmals aus, und es bedurfte der dringenden Bitten d'Aiguillons und der Vorstellungen des Erzbischofs von Paris, des Herrn von Beaumont, welchen Rohan hoch ehrte, um ihn endlich zur Annahme dieses ehrenvollen, aber schwierigen Vertrauenspostens zu bewegen.

Die Ernennung des Prinzen zog ihm einen unversöhnlichen Gegner in der Person seines Vorgängers, des Barons von Breteuil, zu, der ihm von nun an bei jeder Gelegenheit zu schaden suchte und es später in dem Halsbandprozesse nur allzu deutlich bewies, wie groß sein Haß gegen Rohan geblieben war.

Doch auch ein treuer und bewährter Freund begleitete den Prinzen auf dem dornenvollen Pfade seiner diplomatischen Laufbahn

und leistete ihm die wichtigsten und uneigennützigsten Dienste, es war dies der Abbé Georgel.

Johann Franz Georgel wurde den 29. Januar 1731 zu Bruyères in den Vogesen geboren. Seine Eltern, obwohl nur einfache Landleute, ließen ihn studieren. Er trat in den Jesuitenorden ein und wurde später Lehrer der alten Sprachen und der Mathematik in den Kollegien von Pont à Mousson, Dijon und Straßburg. Als 1762 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, nahm sich der Prinz von Rohan Georgels an; er wurde zuerst sein Sekretär und nachmals Generalvikar des Bistums Straßburg. Der Abbé Georgel begleitete den Botschafter als Gesandtschaftssecretär und leistete seinem Herrn zu Wien die wichtigsten diplomatischen Dienste. Auch in spätern Jahren, im Halsbandprozeß, bewies er ihm unwandelbare Treue. In der Revolutionszeit zog er sich in seinen Heimatsort Bruyères zurück, mußte aber in die Verbannung gehen und lebte während derselben in Freiburg im Breisgau. Als im Jahre 1799 durch die Besitznahme der Insel Malta seitens der Franzosen der Malteserorden gefährdet erschien, wurde der Abbé Georgel nach Petersburg an den russischen Hof Kaisers Paul I., Großmeister des Ordens geschickt, um die Interessen der deutschen Malteserritter zu wahren. Er wurde auf das beste am Petersburger Hofe aufgenommen und trat mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Rußland in Verbindung. In Mitau in Rußland, wohin sich alsdann der Abbé Georgel begab, wurde er an dem kleinen Hofe Ludwigs XVIII. gleichfalls freundlich empfangen und hatte eine Audienz bei dem König. Er kehrte hierauf nach Freiburg zurück und ging wieder nach Bruyères, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte. Er verwaltete im Auftrag des Bischofs von Nancy, als Generalvikar des Bistums, das Vogesendepartement. Der Abbé Georgel starb den 14. November 1813, im Alter von 83 Jahren. Seine Memoiren, die sechs Bände umfassen, sind höchst interessant und lesenswert.

Der Prinz von Rohan, um seinem Range Ehre zu machen, verwandte an die Ausstattung seines Hauses und Gefolges einen großen Aufwand. Er hatte vom Hof von Versailles eine Summe von 100,000 Livres für diesen Zweck erhalten, gab aber, um in Wien

standesgemäß aufzutreten, eine viel größere Summe aus. Der Abbé Georgel, ein unparteiischer Zeuge, beschreibt den Aufwand des Botschafters also:

„Die beiden Galawagen hatten 40,000 Livres gekostet, sie waren so reich als geschmackvoll; der prinzliche Marstall enthielt fünfzig Pferde, die Leitung war einem Oberstallmeister, welcher den Rang eines Brigadiers bei der königlichen Armee hatte, einem Unterstallmeister und zwei Vorreitern anvertraut. Ferner hatte der Prinz zur Bedienung sieben Pagen aus den vornehmsten adeligen Geschlechtern der Bretagne und des Elsaß, die unter einem Hofmeister und einem Präceptor standen; diese Pagen waren aufs prachtvollste gekleidet; außerdem waren noch zwei Kammerherren vorhanden, deren einer Malteserkomtur und der andere Kavalleriekapitän war; sechs Kammerdiener, ein Haushofmeister und ein Oberkoch besorgten den innern Dienst des Palastes, sowie die Küche; dieselben trugen alle einen scharlachrothen, mit Gold verbrämten Anzug. Die weitere Dienerschaft bestand aus zwei Heiducken, vier Vorläufern mit glänzender, gold- und silbergestickten Uniform; zwölf Lakeien, zwei Schweizern, einer für die innern Gemächer, der andere für die äußern Thüren, deren glänzende, bunte Livree aller Augen auf sich zog; zehn Musikanten in Scharlachkleidern mit Goldborden am Knopfloch; einem Oberaufseher, einem Schatzmeister, vier Gesandtschaftsedelleuten, die vom König ernannt und bestellt waren; außerdem aus einem Gesandtschaftssecretär (dem Abbé Georgel) und vier Schreibern."

Mit diesem wahrhaft fürstlichen Gefolge langte der Prinz Louis von Rohan am 6. Januar 1772 in Wien an. Er wurde auf die zuvorkommendste Weise von der Kaiserin Maria Theresia und dem Erzherzog Joseph (II.) empfangen. Die Kaiserin stellte zu des Botschafters Verfügung ein prachtvolles, schön möblirtes Landhaus in der Nähe von Preßburg, unmittelbar an den Ufern der Donau. Der Prinz hatte während der Zeit, die er im Sommer dort zubrachte, eine Art braune Uniform mit goldenen Schnüren und Tressen für sich und sein Gefolge angenommen. In dieser Rohanschen Haustracht erschien auch der Wiener Adel, ja selbst die österreichischen Minister und die fremden Botschafter, wenn sie einige Tage in Preßburg zu-

brachten, legten dieses Kleid an. Der Prinz war jung und lebenslustig; sein Haus stand jeder Standesperson offen und er brachte Leben und Anregung in die Wiener Gesellschaft, die sich in den alten, steifen Formen bewegte.

Auch bei dem Fürsten von Kaunitz, dem kaiserlichen Kanzler und ersten Minister, fand Rohan die beste Aufnahme. Derselbe hatte früher den Botschafterposten in Paris bekleidet. Er hatte in der französischen Hauptstadt viel in den Salons der feingebildeten und geistreichen Madame Geoffrin verkehrt, wo die beste Pariser Gesellschaft zusammen kam. Kaunitz begegnete dem Prinzen von Rohan, sowie dessen Sekretär Georgel, der ihm Empfehlungsschreiben von Madame Geoffrin überbracht hatte, mit der größten Rücksicht und Liebenswürdigkeit.

Gleich nach seiner Ankunft in der Kaiserstadt an der Donau machte Rohan eine unangenehme Erfahrung. Die ausländischen Botschafter genossen in Wien für ihre Person und ihr Gefolge das Vorrecht der Steuerfreiheit. Als die vielen Kutschen und mit zahllosen Kisten beladenen Wagen des Prinzen in Wien ankamen, verbreitete sich nach und nach das Gerücht, daß Rohans Leute auf diesem Wege verbotene Waaren eingeschmuggelt hätten und dieselben heimlich verkauften. Dieses Gerücht gewann eine solche Konsistenz, daß die Kaiserin den französischen Botschafter zu benachrichtigen für ihre Pflicht erachtete. Rohan trug selbst auf eine strenge Hausuntersuchung an, die zwar kein Resultat ergab, allein die Kaiserin doch bewog, die steuerfreie Einfuhr des Eigentums der verschiedenen Gesandtschaftspersonale in den kaiserlichen Staaten für die Zukunft aufzuheben. Diese Maßregel, deren Einführung die übrigen Botschafter indirekt dem Prinzen von Rohan zuschrieben, berührte diesen auf das unangenehmste, und von da an hielt er auf strenge Ordnung und Gewissenhaftigkeit bei seinen Leuten.

Ein anderer Umstand kam noch dazu und schadete dem französischen Botschafter nicht wenig bei der Kaiserin. Rohan hielt, wie schon erwähnt, zu Wien und Preßburg großes Haus. Er gab jede Woche Abendunterhaltungen und Soupers, zu welchen 100 bis 150 Personen von Stand geladen waren. Die feinste Wiener Gesellschaft

drängte sich dazu; nach dem Souper fanden Spiele, Konzerte und Bälle statt, die sich bis nach Mitternacht ausdehnten. Die Gäste nahmen ganz nach Belieben Platz an kleinen Tischen, an welchen je 6 bis 8 Personen saßen; so konnte jeder seine Gesellschaft sich wählen und es herrschte in den Rohanschen Salons ein freier ungezwungener Ton, der auf das vorteilhafteste von den langen und langweiligen Hoftafeln und Festlichkeiten sich auszeichnete. Diese Neuerung gefiel dem Wiener Adel sehr, war aber keineswegs der Kaiserin genehm, welche dem Prinzen von Rohan als Kirchenfürsten darüber Vorstellungen machen ließ, die derselbe aber nicht sonderlich beachtete.

Infolge dieser und ähnlicher kleiner Reibungen war Rohans Stellung an der kaiserlichen Hofburg nicht mehr die angenehmste. Maria Theresia beklagte sich mehrmals in vertraulichen Schreiben bei ihrer Tochter Marie Antoinette und drückte ihr den Wunsch aus, daß Rohan von Wien zurückberufen würde. Dazu kamen noch die damaligen Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe wegen der Teilung Polens, gegen welche der Botschafter im Namen des Versailler Hofes die dringendsten Vorstellungen bei dem Fürsten von Kaunitz erhoben hatte. Nach einer Audienz bei der Kaiserin richtete Rohan ein vertrauliches Schreiben an seinen Gönner, den Herzog von Aiguillon, in welchem er unter anderm die für ihn so verhängnisvoll gewordenen Worte schrieb: „Ich habe Maria Theresia Thränen vergießen sehen; allein diese Fürstin, wohlgeübt in der Kunst, sich nicht durchschauen zu lassen, scheint mir die Thränen ganz in ihrer Gewalt zu haben; in einer Hand hat sie das Taschentuch, um sie zu trocknen, mit der andern ergreift sie das Schwert der Unterhandlung (le glaive de la négociation) um die dritte Teilhaberin bei der Teilung Polens zu sein.“

Dieses Schreiben war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Durch eine unverzeihliche Indiscretion teilte der Herzog den Brief der Gräfin Dubarry mit, und diese, welche gegen Maria Theresia und die Dauphine eine große Abneigung hatte, las das Schreiben Rohans bei einem kleinen Souper ihren Gästen mit den Worten vor: „Hier ist ein Schreiben des Prinzen Louis von Rohan; hören Sie, wie er die Kaiserin Maria Theresia schildert.“ Einer der Anwesenden teilte den andern Tag der Dauphine das Gespräch und den Inhalt

des Briefes mit, und von der Zeit an wurde Marie Antoinette eine erklärte Gegnerin Rohans, den sie von da an mit einer auffallenden Kälte und Rücksichtslosigkeit behandelte. Dieser Umstand ist bei der spätern Halsbandgeschichte ganz besonders zu berücksichtigen.

Kaum hatte infolge des Ablebens Ludwigs XV. sein Nachfolger den französischen Thron bestiegen, als der Prinz von Rohan auf das Betreiben der Königin von seinem Botschafterposten in Wien abberufen wurde. Doch wurde er äußerlich in allen Gnaden entlassen. Die Kaiserin Maria Theresia übergab ihm selbst ein eigenhändiges Schreiben an ihre Tochter, die Königin von Frankreich. Allein nach seiner Rückkehr wurde Rohan bald inne, daß er die Gunst von Marie Antoinette und zwar für lange Zeit, wenn nicht auf immer verscherzt hatte. Ludwig XVI. empfing ihn kalt und die Königin gewährte ihm keine Audienz, sondern ließ ihm den Brief ihrer erlauchten Mutter, der Kaiserin, abfordern. Bald darauf wurde der Baron von Breteuil, Rohans erklärter Widersacher und Feind, als Botschafter in Wien ernannt.

Nichtsdestoweniger wurde der Prinz von Rohan 1777 zum Großalmosenier (grand-aumônier) von Frankreich ernannt und ihm die Verwaltung der berühmten Pariser Blindenanstalt der Quinze-Vingt (also benannt, weil 300 Blinde darin waren) übertragen. Ein Jahr darauf erhielt er durch die Verwendung des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, den Kardinalshut. Der Papst Pius VI. erteilte ihm am 1. Juli 1778 den römischen Purpur. Nebst der reichen Abtei Sanct Waast zu Arras, welche 600,000 Livres ihrem Titular eintrug, erhielt Rohan noch die vielgesuchte und wichtige Stelle eines Provisors der Sorbonne in Paris.

III.

Straßburg vor hundert Jahren.

Als am 11. März 1779 der Fürstbischof von Straßburg, Ludwig Cäsar Konstantin von Rohan, des Prinzen Louis Oheim, das Zeitliche segnete, folgte ihm sein Neffe auf den Bischofssitz von Straßburg

nach und war einer der reichsten Prälaten seiner Zeit, denn der Ertrag des Bistums betrug allein jährlich 350,000 Goldgulden. Ehe wir das Leben und Wirken des neuen Fürstbischofs und Kardinals in unserer Provinz schildern, wird es wohl am Platze sein, einen Überblick auf die damaligen Zustände und Verhältnisse des Elsaß und auf die nahmhaftesten Persönlichkeiten des Landes zu werfen.

Straßburg war schon in jener Zeit unbestritten die Hauptstadt des Landes. Man kann mit Recht die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zum Ausbruch der französischen Revolution als die Blütezeit der Stadt unter französischer Herrschaft bezeichnen.

Der Anblick des alten Straßburg war keineswegs ein schöner. Die ältere Generation, welch Straßburg noch vor den dreißiger Jahren gekannt hat, weiß, wie wenig — mit Ausnahme einiger volksreichen und belebten Straßen — Straßburg das Epitheton einer „wunderschönen Stadt", von welcher der Volksmund singt, verdient. Es ist heute schwer, sich eine Vorstellung der Physiognomie der frühern Stadtviertel zu machen. Zwischen den drei Vorstädten Weißturm-, Kronenburg- und Steinstraße und der innern Stadt zog sich der Stadtgraben, ein Seitenarm der Ill, der heutige falsche Wallkanal, hin, die alte Stadtmauer war z. B. noch vor wenigen Jahrzehnten hinter dem alten Weinmarkt sichtbar. An derselben befand sich, um es im Vorbeigehen zu erwähnen, einige Häuser oberhalb des „Speierbades", des Dichters Ehrenfried Stöbers Haus; es hieß „Zum Drescher" und gieng hinten auf den Stadtgraben. In der Mitte desselben zog sich eine schmale Landzunge, eine sogenannte „Werbe" auf beiden Seiten von Wasser umflossen hin. Staden gab es keine damals; die Häuser des heutigen Johannesstaden giengen hart an den Illgraben. Da, wo der Bahnhof sich erhebt, befand sich vormals das „Grüne Bruch", ein weit ausgedehntes, mit Bauernhöfen, Scheunen und Stallungen bedecktes Stadtviertel, in welchem die ackerbautreibende Bevölkerung Straßburgs ihre Anwesen und große Gemüsegärten hatte. In jenem Viertel stand einst das Haus „Zum Büretantz", wo General Kleber seine Kindheit und ersten Jugendjahre verlebte. In Straßburg's Gassen floß dazumalen viel Wasser, was den Straßen und den mit Ueberhängen versehenen Häusern ein düsteres Aussehen gab.

So zog sich der „Breuschgraben“ von der Duntzenmühle quer über die Langestraße hin, in der Nähe des Gasthofs zum „Rebstöckel“, längs des Gerbergrabens, über den Eisernenmannsplatz, hinter der Aubette und dem „Tannenzapfen“ hin, hinter dem frühern Studienstift St. Wilhelm (ehemaligem Predigerkloster, heutigem protestantischen Gymnasium), längs des Studentengrabens und des Roßmarktes hin und ergoß sich in der Nähe des Theaters in den alten Stadt- oder Illgraben. Mehrere schmale Brücklein, wie der „Hohe Steg“ und das „Studentenbrücklein“ führten über diesen Graben.

Das im Mittelpunkt der Stadt gelegene herrliche Münster war früher von einer Menge von Buden und Häuschen umgeben, die als Anbau an die stattlichen Formen des Doms sich anlehnten und demselben keineswegs zur Zierde gereichten. Ja, selbst der Zugang zum Münster war ein enger, denn die Krämergasse, welche vom alten Brunnen des Fischmarktes aus zur Münsterfaçade führte, war kaum halb so breit wie heute, und rechts und links von Häusern mit Ueberhängen umgeben, von denen die „Hirschapotheke“ wohl das älteste sein wird. Die Brücken waren oft überbaut; so befanden sich auf der Rabenbrücke, der alten „Schindbrücke“, von welcher aus die Missethäter in das Wasser geworfen wurden, auf beiden Seiten kleine hölzerne Häuschen, Buden und Kramläden.

Im Allgemeinen waren die Gassen eng und finster; die Bürgerhäuser waren zwar inwendig geräumig und bequem, allein ihr äußerer Anblick war unschön. Eine Ausnahme machten die früheren geistlichen Häuser, Kanonikats- oder Stiftshäuser, wie z. B. die stattliche Domprobstei, zwischen der Goldschmiedgasse und dem hintern Neuen Markt (die heutige Apotheke Schante; der Name der Apotheke heißt: „Unter dem Bogen“) und die Patrizierhäuser. Dieselben zeichneten sich durch hohe Giebel aus; eines der stattlichsten ist beispielsweise das frühere „Ottmann'sche Haus“, gegenüber der Sparkasse, in der Kaufhausgasse. Die Bürgerhäuser waren meist klein und unscheinbar, wie z. B. noch einige derselben mit ihren kleinen Fenstern (früher mit runden in Blei eingefaßten Scheiben) und Holzschnitzereien in der Metzgerstraße, der Langestraße, der Weißturmstraße, dem Fischerstaden, der Krautenau erhalten sind und einen Begriff der früheren

Bauart uns geben können. Viele Häuser waren jedoch je nach dem Gewerbe des Inhabers, außerordentlich hoch. Wir haben davon auch noch einige alte Häuser z. B. auf dem sogenannten „Schneidergraben", namentlich das uralte Haus, das Nummer 3 trägt; das alte, mit balkonartigen Gängen und Galerien versehene Haus an der Ecke des Ferkelmarktes, gegenüber der Großen Metzig, das Herzog'sche Haus in der Knoblochgasse, ein Haus am Eingang der Spitalgasse u. a. Die Dächer waren außerordentlich hoch, es befanden sich darunter zwei bis drei geräumige Speicher („Bühnen") und unterhalb des Daches eine halbrunde Thüröffnung, von wo man die Waare hinauf- wand oder herabließ, oder die als Heuschober dienten. Die Architektur war keine gleichmäßige; selbst bei Kirchen bemerkte man dies, so an der Klauskirche, deren Fenster ganz ungleich und deren Bauart unregel- mäßig ist und die sich durch ihr außerordentlich hohes Dach auszeichnet. Nichtsdestoweniger waren im Innern die Bürgerhäuser und insbe- sondere die stattlichen ehemaligen Zunftstuben, auf welche der Bürger mit Stolz blickte und wo, von der Zeit wo Straßburg seine politische Unabhängigkeit verloren hatte, die Zunftinteressen besprochen wurden und die geselligen Unterhaltungen stattfanden, bequem eingerichtet. Wie erinnern beispielsweise an die ehemalige „Schmiedstube" in der Langestraße, in deren Hofe noch schöne Galerien mit der Jahrzahl 1657 sich befinden. Eines der besterhaltenen mittelalterlichen bürger- lichen Wohnhäuser des alten Straßburg, an welchem in den letzten Jahren bedeutende Restaurationsarbeiten stattgefunden haben, ist das mit zahlreichen Holzschnitzereien geschmückte sogenannte „Kammerzell'sche Haus" auf dem Münsterplatz.

Es bleibt ein unleugbares Verdienst der französischen Regierung, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Neubauten aufgeführt zu haben, welche der in ihrem engen Vauban'schen Festungsgürtel ein- geschlossenen Stadt zur Verschönerung und zur Zierde gereichten. Der erste Bahnbrecher in dieser Beziehung war der bekannnte königliche Prätor Franz Joseph von Klinglin, welcher an der Stelle des frühern Maurerhofs in der Brandgasse ein stattliches Gebäude (das heutige Statthalterpalais) im Jahre 1730 aufführte. In der Nähe der Kehler Chaussee (Rheinstraße) erbaute Klinglin inmitten pracht-

voll angelegter Gärten ein Landhaus mit einem geräumigen Gartensaal, wo er viele seiner Festlichkeiten gab; dieses Landhaus ist die von dem Volksmunde benannte sogenannte „Ménagerie“, in der Nähe des Eisenbahndammes.

In dem Zeitraum von 1728 bis 1741 hatte der Fürstbischof von Straßburg, der Kardinal Armand Gaston von Rohan (der erste der vier Rohans) zwischen dem Münster und der Breusch einen prachtvollen Palast, das frühere bischöfliche Schloß (das heutige Landes- und Universitätsbibliothekgebäude) aufführen lassen. Im Jahre 1737 ließ der Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt den alten Hanauischen (früher Ochsensteinischen) Hof in der Brandgasse umbauen, in diesen Darmstädtischen Hof wurde in den ersten Jahren der Revolution das Rathaus von der alten Pfalz auf den Martins- (heute Gutenberg-) Platz hin verlegt.

Auch die Verschönerung öffentlicher Plätze und die Anlagen von Promenaden fand um jene Zeit statt. Einer der ältesten Plätze von Straßburg war der Roßmarkt, der auf der einen Seite vom Darmstädtischen Hofe und auf der andern von dem Kloster zu St. Clara (dem nachmaligen Zeughause) begrenzt war. Eine kleine Mauer schied den Platz von dem Breuschgraben, der längs desselben floß und über welchen mehrere Brücklein führten. Um das Jahr 1740 wurde der Platz mit Bäumen bepflanzt und überall abgeschlossen und mit Drehkreuzen (tourniquets) von allen Seiten umgeben; der also verschönerte Platz erhielt zu Ehren des damaligen Gouverneurs von Straßburg, des Herzogs von Broglie, den Namen Broglieplatz (Breuil), den er bis jetzt beibehalten hat. Der Herzog Victor François von Broglie stammte aus einer alten piemontesischen Familie Broglio oder Broglia ab, welche sich um 1646 in Frankreich niederließ und diesem Lande mehrere ausgezeichnete Männer geliefert hat. Viktor François, Herzog von Broglie und Marschall von Frankreich, geboren den 19. Oktober 1718, begann in den Schlachten von Guastalla und Parma seine militärische Laufbahn. Er war von 1739 bis 1743 Gouverneur von Straßburg. Als Friedrich II. im Jahr 1740 inkognito Straßburg besuchte, erwies ihm Broglie auf wenig taktvolle Weise königliche Ehre, gieng aber zugleich mit dem Gedanken um, sich der

Person des Königs zu bemächtigen. Im siebenjährigen Kriege kämpfte Broglie unter d'Estrées bei Hastenbeck und unter Soubise bei Roßbach und als Oberbefehlshaber bei Bergen. —

Zur Belohnung für den hier erfochtenen Sieg ward er vom Kaiser Franz I. zum deutschen Reichsfürsten ernannt und erhielt in demselben Jahre 1759 von Ludwig XV. den französischen Marschallsstab. Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem von der Pompadour begünstigten Soubise veranlaßten aber seine Zurückberufung und die Verweisung vom Hofe. Bei dem Ausbruche der französischen Revolution ernannte ihn Ludwig XVI. 1789 zum Kriegsminister. Er befehligte die Truppen, welche Paris im Zaum halten sollten. Als jedoch der Abfall derselben alle seine beabsichtigten Maßregeln vereitelte, emigrierte er. In dem Feldzuge von 1792 stand er an der Spitze einer Abteilung vom Emigranten und 1794 errichtete er ein eigenes Corps in brittischem Dienste. Nach der Auflösung desselben trat er 1796 in russische Dienste, zog sich aber später ganz aus dem öffentlichen Leben zurück und starb 1804 in seinem 86. Lebensjahre zu Münster in Westfalen. Nach seinem Tode erschienen seine Memoiren. Der Broglieplatz in Straßburg hieß noch zu Anfang unseres Jahrhunderts bei den alten Bürgern der Roßmarkt. Es fand auf demselben der Fruchtmarkt lange Zeit statt.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhundert geschah noch mehr. Der alte sogenannte „Schießrain" vor dem Judenthor, wo einst die Schützen ihre Uebungen gehalten hatten und wo das große Schützenfest von 1576, an welchem die Zürcher ihren warmen Breitopf gebracht, stattgefunden hatte, wurde in eine Promenade umgewandelt. Baumpflanzungen mit breiten Alleen und Rondellen wurden angelegt und die Promenaden zu Ehren des Marschalls von Contades, der seit 1762 das Oberkommando im Elsaß führte, nach seinem Namen im Jahr 1764 benannt. Am Eingang dieser Promenade war ein großes Wirthshaus, wo das Volk sich dem Tanzvergnügen hingab, auch sah man dort einen prachtvollen alten Lindenbaum, auf dessen breiten Aesten gleichfalls ein Tanzboden errichtet war oder Bankette stattfanden.

Im Jahre 1770 erbaute der Kardinal Ludwig Konstantin von

Rohan das Priesterseminarium an der Stelle des frühern Bruderhofes. Der Bau wurde 1769 begonnen; viele alte Grabsteine mit Inschriften im nördlichen Kreuzarme des Münsters wurden dabei zerstört. Zwei Jahre darauf ließ das Thomasstift am sogenannten „Rhineckel“ das stattliche Gebäude aufführen, welches als Verwaltungsgebäude dienen sollte, nunmehr der Sitz des Directoriums der Kirche Augsburgischer Confession und des protestantischen Studienstifts ist.

Am 5. August 1777 fand in Straßburg eine erhebende Feierlichkeit statt; der Sarg des Marschalls von Sachsen wurde aus der Neuen Kirche in die Thomaskirche überführt und dort beigesetzt, und das von dem französischen Bildhauer Pigalle mit Meisterhand gemeißelte Denkmal enthüllt. Der Straßburger Prediger Dr. Johann Lorenz Blessig hielt bei diesem Anlaß eine Rede in französischer Sprache, die so ergreifend und gelungen war, daß die Offiziere der Garnison ihm mehrmals in der Kirche Beifall klatschten.

Im Jahre 1779 wurde in Straßburg die Beleuchtung durch Laternen eingeführt, was auch ein Fortschritt zum Bessern war. So geschah manches in materieller Beziehung, um die Stadt zu heben.

Aber auch auf geistigem Gebiete war Straßburg eine wichtige Stadt. Dort berührten sich in seltener Weise, wie schon der jugendliche Goethe treffend bemerkte, deutsche gründliche Bildung mit französischem, gefälligem Wesen. Straßburg war bei den Franzosen eine viel besuchte und beliebte Stadt. Hatte doch im Jahre 1753 der berühmte Voltaire in einem Landhause in der Nähe von Straßburg, am sogenannten „Wacken“, einen längern Aufenthalt gemacht und manche Verbindung angeknüpft. Die Franzosen repräsentirten die Ideen einer neuen Zeit, die unaufhaltsame Fortschritte machte; die Regierung, die Behörden und Beamten und das Militär waren dessen Träger. Die Straßburger Bürgerschaft, die Gottfried Arnold in seinem „Pfingstmontag“ so trefflich geschildert hat, kämpfte in konservativem Geiste und mit großer Schwierigkeit für die alten Einrichtungen, welche mit dem Ausbruch der französischen Revolution als überlebt in den Staub sanken.

Der elsässische Adel, welcher von dem Hofe zu Versailles manche Vergünstigungen erhielt und hohe Würden teils in der Armee, teils

in der Verwaltung bekleidete, hatte durch den Verkehr mit Paris französische Bildung angenommen.

Die meisten höhern Offiziere der sogenannten deutschen Regimenter Royal-Nassau Royal-Alsace, Royal-Deux-Ponts, Royal-Suède, Hesse-Darmstadt u. s. w. waren elsässische Adelige, wie die Barone von Flachslanden, von Wangen, Waldner von Freundstein, Wurmser von Vendenheim, von Rathsamhausen u. a. Im Winter residierten diese adeligen Familien in ihren Häusern (Höfen, Hôtels) zu Straßburg und verkehrten meistens mit der höhern französischen Gesellschaft.

Durch seine berühmte, 1621 gegründete Universität war ferner die Stadt Straßburg ein geistiger Mittelpunkt für das ganze Elsaß. Es lebten und lehrten daselbst berühmte Historiker und Archäologen, wie Johann Daniel Schöpflin, Jeremias Jakob Oberlin, Wilhelm Christoph Koch; medizinische Celebritäten von europäischen Rufe, wie Johann Friedrich Lobstein, Jakob Reinbold Spielmann, Johann Christian Ehrmann und Thomas Lauth; grundgelehrte Hellenisten, wie Johann Schweighäuser, Richard Franz Philipp Brunck und Jeremias Brackenhoffer; bedeutende Kanzelredner, wie Friedrich Jakob Reuchlin, Johann Philipp Beyckert und dessen geistvoller Schwiegersohn, Dr. Johann Lorenz Blessig, sowie der talentvolle und gelehrte Isaak Haffner. Eine Menge junger Adeliger aus den russischen Ostseeprovinzen, aus Kurland und Livland, ferner aus Polen, Ungarn und Österreich, auch aus Süddeutschland und aus der Schweiz machten ihre Studien an der Universität zu Straßburg, angelockt durch den Ruf der akademischen Lehrer und den angenehmen Verkehr, sowie durch den Vorteil, sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Sie waren meist Pensionäre im Hause der Professoren. Auf diese Weise wurden manche Verbindungen geknüpft, die auch für das spätere Leben folgereich waren. Daß ein Goethe, ein Herder, ein Jung-Stilling und andere einige schöne und für ihre geistige Entwicklung bedeutende Jahre hier zubrachten, wird der Straßburger Universität zum bleibenden Ruhme gereichen.

Es wurde von Seiten der französischen Regierung auch Alles aufgeboten, um die Straßburger für die neuen Verhältnisse zu gewinnen. Am 1. Oktober 1781 fanden in der Stadt große Festlich-

lichkeiten statt. Es sollte gleichzeitig die Geburt des Dauphins und das hundertjährige Anniversarium der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich gefeiert werden. Zwanzig junge Mädchen, aus jeder Zunft eines, verheirateten sich an jenem Tage und erhielten vom Magistrate ihre Ausstattung. Ihre Verlobten erhielten unentgeldlich das Bürgerrecht. Die zehn katholischen Paare wurden im Münster unter Absingung des Te Deum, und die zehn evangelischen in der Neuen Kirche getraut. Auf den Wällen ertönten Kanonenschüsse. Der Kardinal Louis von Rohan hielt das Hochamt im Münster. Die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, der greise Marschall von Contades, der Generallieutenant Marquis de la Salle, der Intendant Herr de la Galaizière, der Prätor Gérard, die Stättmeister und der Ammeister, die Ratsherren und Schöffen empfiengen goldene Ehrenmedaillen mit dem Bildnisse des Königs Ludwig XVI. zum Geschenk. 33 goldene Medaillen waren im Wert von 200 Livres, 350 silberne in demjenigen von 12 Livres. Es wurden ferner 1500 Silbermünzen im Wert von einem Gulden geprägt mit der Inschrift: Argentoratum votis secularibus 1781 auf dem Avers und einer Lilie auf der Rückseite. Am Abend war große Galavorstellung in der französischen Komödie auf dem Broglieplatz. Die elsässischen Bauern, die derselben auf Einladung beiwohnten — so meldet die treue Chronik — verstanden davon wenig, weil sie des Französischen unkundig waren. Sie sagten daher den Herren, die sie eingeführt hatten: „Wir haben bis zum Ende ausgeharrt und sind bis zum Schlusse der Vorstellung geblieben; gebt uns nun wenigstens etwas zu trinken!“ Ein Beweis, daß die französische Sprache und Gesittung zu Ende des vorigen Jahrhunderts die mittlern und untern Schichten der Bevölkerung im Elsaß noch wenig berührt hatte.

IV.

Das Zaberner Schloß und seine Herrlichkeit.

Zu Anfang des Jahres 1779 begab sich der Kardinal Louis von Rohan nach Zabern, um nach altherkömmlichem Brauch seinen feierlichen Einzug in seine bischöfliche Residenzstadt zu halten. Viel Volk strömte aus diesem Anlaß in die Bischofsstadt und eine Festlichkeit folgte der andern. Da brach in der Nacht vom 7. auf den 8. September, am Patronsfeste von Mariä Geburt, im Dachwerk des Schlosses eine furchtbare Feuersbrunst zwischen 3 und 4 Uhr morgens aus, welches die schöne Hauptfaçade des Palastes, trotz aller Anstrengungen der bischöflichen Dienerschaft und der Zaberner Bürger völlig zerstörte. Nur die beiden vordern Flügel wurden gerettet.

Das moderne Zaberner Schloß war, nachdem das alte im dreißigjährigen Kriege schwer mitgenommen worden, im Jahre 1670 von dem Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg zu bauen angefangen worden. Als derselbe 1682 starb, setzte sein Bruder Wilhelm Egon den Neubau fort. Im Jahre 1709 brannte der rechte Flügel des Schlosses ab, doch Armand Gaston von Rohan baute ihn schöner wieder auf. Der Kardinal Ludwig Konstantin von Rohan verwandte gleichfalls große Summen an die Verschönerung des Zaberner Schlosses, dessen Pracht der jugendliche Goethe, als er mit zwei elsässischen Freunden von Buchsweiler aus Zabern besuchte, in seiner Selbstbiographie: „Wahrheit und Dichtung“ also schildert:

„Mit zwei werten Freunden und Tischgenossen, Engelbach und Weyland, beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich mich zu Pferd nach Zabern, wo uns, bei schönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmutig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur kontrastirte die Person des Kardinals (Ludwig Konstantin), ein kleiner, zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich und ein Kanal,

drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, giebt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten darin hin und her und genossen manche Partien dieses schön gelegenen Ganzen, zu Ende der herrlichen Elsässer Ebene, am Fuße der Vogesen."

Der Kardinal Ludwig Konstantin hatte in seinem Schlosse zu Zabern auch die bischöfliche Bibliothek mit manchen reichen und kostbaren Manuscripten und Urkunden sammeln lassen. Unter andern befand sich dort der Codex des berühmten Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg. Der Kardinal ließ im Kreuzgange der alten Barfüßerkirche von Zabern einige Frescogemälde, getreue Abbildungen des Hortus, durch einen im Dienste des Hauses Rohan stehenden Malers aufführen. Einige, aber sehr verblaßte Spuren dieser Bilder sind noch heutzutage an den Wänden sichtbar. Es sollten dieselben im Interesse der elsässischen Kunst genau untersucht und nach Möglichkeit restaurirt werden.

In der Revolutionszeit kam die Handschrift des Hortus durch die Bemühungen des elsässischen Archäologen und Professors Jeremias Jakob Oberlin, Bruder des Pfarrers Fritz Oberlin im Steinthal, nach Straßburg und wurde später der dortigen Stadtbibliothek überwiesen, mit deren Schätzen sie im August 1870 unterging.

Während die prächtige Façade des Zaberner Schlosses in Flammen aufging, hatte sich der Kardinal Louis von Rohan in den Pavillon de la Trémouille begeben, von wo er dem Brande traurig zusah. Am 12. September rüstete er sich zur Abreise nach Mutzig. Der Stadtrat von Zabern machte ihm zuvor noch seine Aufwartung; der Kardinal empfing die Stadtverordneten sehr freundlich und dankte der Bürgerschaft für die ihm unter diesen traurigen Umständen geleistete Dienste. Der Rat überreichte hierauf dem Fürstbischof einen seidenen Beutel mit tausend Thalern Geld und setzte hinzu, die Stadt Zabern werde ihrem gnädigen Herrn am Tage seines feierlichen Einzugs das übliche Geschenk vollständig mit einer gleichen Summe von tausend Thalern überreichen.

Der Fürstbischof gab dem Schultheißen den Beutel in freundlicher Weise mit den Worten zurück, er würde sich mit einem Geschenk von

dreihundert neuen Sols (sous) begnügen und sollten keine solchen aufzufinden sein, so würde er auch alte annehmen. Hierauf reiste er, von einer berittenen Leibwache begleitet, nach seinem bischöflichen Schlosse in Mutzig ab.

Nach Verlauf von acht Tagen, am 19. September, kam der Kardinal von Rohan nach Zabern zurück. Ein glänzender Empfang erwartete ihn. Alle Häuser der Stadt waren beflaggt und mit bunten Tapeten behängt; die Thüren waren mit Laubgewinden und Blumenkränzen geschmückt. Eine bürgerliche Leibgarde, die sogenannte „Gensdarmerie von Rohan", ritt dem Kardinal bis auf das Kreuzfeld entgegen. Zwei andere Abteilungen berittener Bürger, die „Rohanschen Dragoner" hatten Stellung am Eingang der Stadt bei der Dettweiler Straße genommen; die bischöflichen Beamten erwarteten den Kardinal am Anfang der Vorstadt. Unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute aller Glocken hielt der Fürstbischof seinen Einzug in seine Residenzstadt Zabern. Auf dem Schloßplatze hielt er Musterung über die Bürgermiliz ab und begab sich alsdann in den Pavillon de la Trémouille. Bei dem Anblick der Trümmer seines Palastes füllten sich seine Augen mit Thränen. Am Abend war im großen Rathaussaale ein glänzendes Gastmahl mit Tanzbelustigung.

Zum Wiederaufbau des bischöflichen Palastes machte die elsässische Geistlichkeit ihrem Oberhirten ein freiwilliges Geschenk (don gratuit) von 100,000 Livres. Am 26. September empfing Rohan die Huldigung des Magistrats und der Bürgerschaft von Zabern; der Schultheiß überreichte dem Kardinal nach altem Herkommen ein schönes Kistchen, welches 300 neue Sols enthielt. Der Stadtrat übersandte ihm sechs Ohm Burgunderwein, sechs Ohm Rhein- und sechs Ohm Moselwein nebst 12 Viertel Hafer. In der Stiftskirche wurde der Ambrosianische Lobgesang gesungen.

Am 23. September 1779 reiste der Fürstbischof von Rohan nach Paris zurück in seinen dortigen Palast (Palais Cardinal, die heutige Imprimerie nationale), welchen er bedeutend verschönert hatte.

Bereits im Jahre 1780 wurde der Neubau des Zaberner Palastes nach dem Plane des Schlosses Wiesenstein auf der Wilhelmshöhe

durch den Architekten Salins de Montfort begonnen. Das Hohe Stift von Straßburg genehmigte dazu eine Summe von 150,000 Livres; die Stadt Zabern lieferte das Bauholz und den bischöflichen Unterthanen wurde auf die Dauer von 18 Jahren eine außerordentliche Steuer von 150,000 Livres auferlegt. Im vordern Schloßhofe erhob sich die Reiterstatue Ludwigs XIV. Ein Kanal von drei Viertelstunden Länge, auf welchem an schönen Sommerabenden des Kardinals Gäste in Gondeln herrliche Lustpartien machen konnten und worin sich ein rundes Bassin mit einer Insel und einem Lusthaus befand, zog sich von der Mitte des Schlosses bis nach dem Dorfe Steinburg hin und gewährte der ganzen Gegend einen malerischen Anblick. Prächtige Gärten mit bunten Blumenbeeten und mannigfaltigen Zierpflanzen, mit schönen Terrassen und Gewächshäusern voll exotischer Pflanzen, mit lauschigen Gängen und dunkeln Bosquets, mit plätschernden Fontänen zogen sich eine halbe Meile weit hinter dem Schlosse hin. Im sogenannten „Fasanengarten“, wo sich ein Wasserbassin befand, wurde zahlreiches Wild gehegt und dem edlen Waidwerk nach Herzenslust gefröhnt. Ein unterirdischer Gang führte von dem bischöflichen Palaste aus bis nach dem benachbarten Bergschlosse Hohbarr, dem „Auge des Elsaß“, wie es die Chronisten nennen; ein schattiger Waldweg führte den Wandrer dort hinauf, von wo der Blick auf all die Herrlichkeit herabschaute, die drunten am Fuße der alten bischöflichen Feste sich entfaltete.

Das bischöfliche Schloß von Zabern war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der höhern Stände im Elsaß von 1781 bis 1784. Während der vorige Kardinal Ludwig Konstantin großen Einfluß am Versailler Hofe besaß und beinahe in allen wichtigen politischen Angelegenheiten, die das Elsaß betrafen, zu Rate gezogen wurde, fehlte dieser Einfluß dem Kardinal Louis von Rohan ganz und gar. Daher suchte sich letzterer durch die glänzenden Feste, die er gab, und durch die Freuden und Genüsse des geselligen Lebens dafür zu entschädigen. Sein Hof in Zabern war ein wahrhaft fürstlicher. Im Untergeschosse befand sich die reiche bischöfliche Bibliothek und das Museum. In den Prachtgemächern des ersten Stockwerks des Palastes waren die Empfangssäle, prächtige Möbel aus Eben-

holz mit reichen Goldverzierungen, goldumrahmte große Spiegel, kostbare Porzellangefäße aus Meißen und der Manufaktur von Sèvres, chinesisches Porzellan, Gemälde von den ersten Meistern, wertvolle Mosaiken, herrliche Gobelinstapeten bildeten den Schmuck dieser prachtvollen Säle. —

Der Kardinal von Rohan war äußerst liebenswürdig im Umgang; in seinen Zirkeln herrschte neben dem höchsten Luxus die größte Ungezwungenheit im Verkehr. Die Einladungen in das Schloß von Zabern waren sehr gesucht; der höchste Adel von Frankreich und des Elsaß, die Spitzen der Civil- und Militärbehörden, die Mitglieder des Straßburger Magistrats, die Herren Dreizehner (XIII), Fünfzehner (XV) und Einundzwanziger (XXI), die Stättmeister und Altammeister, die Glieder der reichsunmittelbaren Ritterschaft des Unter-Elsaß und der Ortenau, die höhere katholische und evangelische Geistlichkeit, die Celebritäten der lutherischen Universität von Straßburg fanden sich dort zusammen.

In den Rohanschen Salons begegnete man, um einige der namhaften Persönlichkeiten zu nennen, der Prinzessin Christine von Sachsen, Äbtissin von Remiremont. Diese geistreiche Fürstin war die Schwester der frühern Dauphine Marie Josephine von Sachsen, Mutter Ludwigs XVI. Ihr Vater war der sächsische Kurfürst Friedrich August, welcher dem König Stanislaus Leczinski auf dem polnischen Throne nachgefolgt war. Die Prinzessin Christine hatte sich am Ende der Judengasse einen schönen Palast (das heutige bischöfliche Palais) erbauen lassen, wo sie oft residierte, wenn sie nicht in ihrem Schlosse zu Brumath oder in ihrer Abtei zu Remiremont weilte.

Letztere Abtei besaß nur Stiftsdamen von ganz altem Adel; dieselben genossen große Freiheiten und konnten wieder austreten und sich verheiraten. Die Prinzessin Christine, die sehr tolerant und gutmütig war, hielt sich mit Vorliebe am kleinen württembergischen Hofe von Mümpelgard und in Straßburg auf, wo sie auch 1781 starb. —

Eine andere in Straßburg wohlbekannte und höchst volkstümliche Persönlichkeit, die gleichfalls dem Rohanschen Kreise angehörte und eine Zierde desselben bildete, war der Prinz Max von Zwei-

brücken, der im Zweibrückischen Hofe in der Brandgasse (im heutigen Generalkommando) wohnte. Maximilian Joseph, 1756 im Schlosse zu Schwetzingen geboren, kam 1762 nach Zweibrücken unter die Aufsicht seines Oheims, des Herzogs Christian IV., von Pfalz-Zweibrücken, wurde 1777 als französischer Oberst seinem Regimente Royal-Alsace vorgestellt und 1778 zum Generalmajor ernannt. Er verweilte von 1782 an bis zum Ausbruch der französischen Revolution in Straßburg, wo ihm sein Sohn Ludwig (nachmaliger König von Bayern) geboren wurde; 1792 entfloh er in der Nacht in einem Schiffernachen über den Rhein und ging nach Mannheim, wo er seinen Wohnsitz nahm. 1795 trat er die zweibrückische und 1799 die pfälzische und bayrische Erbschaft an. 1805 schloß er sich dem Rheinbund an und nahm am 1. Januar 1806 die Königskrone an, welche ihm durch den Frieden von Preßburg zugesprochen worden war (26. Dezember 1805). Der „Prinz Max", wie man ihn allgemein im Elsaß hieß, erschien oft mit seinen Offizieren im Schlosse von Zabern in der hübschen Tracht seines Regimentes, dessen Uniform von hellblauer Farbe war; Weste und Beinkleider waren weiß; Kragen, Auf- und Umschläge nebst Unterfutter waren rot; der dreieckige Hut war mit Silberborden verziert. Es war jedesmal ein heller Jubel, wenn der heitere lebenslustige Prinz mit seinem Gefolge in den Salons des Kardinals erschien, denn er belebte dort alles durch seine Munterkeit und sein ungezwungenes Wesen.

Auch der Höchstkommandierende in der Provinz, der von 1762 an bis 1788 den Oberbefehl im Elsaß führte, der ehrwürdige achtzigjährige Marschall von Contades, der in Straßburg sehr beliebt und mit dem Rohanschen Hause von lange her befreundet war, erschien bei den Festen von Zabern mit einem glänzenden Generalstabe von höhern Offizieren, den Generallieutenants Marquis de la Salle, von Paulmy, und von Voyer, dem Maréchal-de-Camp Baron de Lort de Saint Victor, dem Obristlieutenant Christoph Kellermann, einem geborenen Straßburger — dessen Familie aber aus Sachsen stammt, — der in der französischen Revolution Carrière machte und unter dem ersten napoleonischen Kaiserreiche Herzog von Valmy und Marschall von Frankreich werden sollte. (Im Jahre 1788 erhielt Contades

das militärische Oberkommando in Lothringen. Sein Nachfolger in der Provinz Elsaß war der Marschall von Stainville, der aber bereits am 2. Juni 1789 starb und durch Rochambeau, einen Waffengefährten Lafayettes ersetzt wurde.)

Bunte Uniformen und glänzende Damentoiletten (es waren oft Damen aus der Pariser Verwandtschaft des Kardinals zum Besuche da) erfüllten an den Festabenden die Salons des Rohanschen Schlosses. Die Offiziere sämtlicher im Elsaß garnisonierenden französischen und deutschen Regimenter als: Royal-Alsace, Royal-Suedois, Hesse-Darmstadt, Royal-Corse (der Marschall von Contades hatte die Insel Corsica pacifiziert), Metz-Artillerie, Straßburg-Artillerie, Normandie, Angoumois, Dauphin, Berry-Kavallerie u. a. hatten freien Zutritt im bischöflichen Palaste. Auch die Mitglieder des Conseil Souverain d'Alsace von Kolmar, des Direktoriums der reichsunmittelbaren unterelsässischen und ortenauischen Ritterschaft (in der Ortenau lagen die rechtsrheinischen Besitzungen der Fürstbischöfe von Straßburg), die Mitglieder der Straßburger Ratskollegien, die Herren Dreizehner, Fünfzehner und die Einundzwanziger, sowie die Professoren der protestantischen und katholischen Universität waren dort vertreten. (In Straßburg bestand die damalige Garnison aus vier Infanterieregimentern, zwei deutschen: Royal-Alsace und Hesse-Darmstadt und zwei französischen: Foix und La Fère, ferner aus zwei Kavallerieregimentern: Royal-Kavallerie und Artois-Kavallerie, einem Artillerie-Regiment und einer Genietruppe.)

Aber auch das weibliche Element, das sich um die Prinzessin Christine von Sachsen scharte, war in Zabern hauptsächlich durch den französischen, lothringischen und elsässischen Adel repräsentiert.

Der freiwillige Oberceremonienmeister bei den Zaberner Festlichkeiten war der letzte französische königliche Prätor von Straßburg, Konrad Alexander Gérard. Derselbe war 1730 zu Masmünster im Oberelsaß geboren.

Er war zuerst französischer Geschäftsträger (chargé d'affaires de France) am Wiener Hofe; 1766 wurde er zum Sekretär bei dem Staatsrat (Conseil d'Etat) ernannt; hierauf bekleidete er die Stelle eines königlichen Prätors (préteur royal) in Straßburg; er

hatte die Ehre, Marie Antoinette bei ihrer Ankunft daselbst im Namen der Stadt zu begrüßen. 1778 wurde er als französischer Bevollmächtigter nach Nordamerika geschickt, um mit Franklin die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten seitens England zu erlangen. Der Prätor Gérard besaß eine ungeheure Arbeitskraft und war den französischen Interessen mehr ergeben als denjenigen des Elsaß; aus diesem Grunde war er in dieser Provinz nicht sonderlich beliebt. Er starb im Jahre 1790 bei dem Beginn der französischen Revolution, deren Anfänge und Entwicklnng er mit steigendem Mißfallen verfolgte.

Zwei Männer namentlich zogen in den Rohanschen Gesellschaften, wenn sie, was nicht oft geschah, in denselben erschienen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der eine war Friedrich von Dietrich, der nachmalige erste konstitutionelle Maire von Straßburg; derselbe hatte sich durch seine wissenschaftliche Forschungen in der Mineralogie und auf dem Gebiete der Staatsökonomie einen Namen gemacht und die neuen Erfindungen zu Gunsten des französischen Handels und der Industrie zu verwerten gesucht. In Gesellschaft zeichnete sich der Baron von Dietrich durch seine feinen Manieren und seine Liebenswürdigkeit aus; seine Unterhaltung war höchst anziehend. Der andere war der Abbé Grandidier (Philipp Andreas), dessen geschichtliche Werke damals epochemachend im Elsaß waren und der im Geiste des heimgegangenen Schöpflin, aber in kritischerem Sinne forschte. Grandidier, ein ernster junger Gelehrter erschien auch manchmal im Schlosse zu Zabern. Bei dem vorigen Kardinal von Rohan, der sein Gönner und Beschützer war, stand der gelehrte Abbé in besonderer Gunst. Der Kardinal Louis René schätzte ihn jedoch gleichfalls hoch.

Die geistreiche und fein beobachtende Baronin von Oberkirch, deren Memoiren für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so wichtig sind, verkehrte auch im Rohanschen Kreise. Ende October 1780 langte sie mit ihrem Gemahl, dem Baron Siegfried von Oberkirch in Straßburg an. Sie machten ihre Aufwartung dem Kardinal von Rohan. Es war am Abend vor Allerheiligen. Der Fürstbischof kam grade aus seiner Hauskapelle und trug einen prachtvollen

Prälatenanzug; sein Missale war ein Familienstück von großem Werte und ganz geschrieben. Der Kardinal empfing den Baron und dessen Gemahlin auf das liebenswürdigste und erkundigte sich bei denselben nach dem Befinden mehrerer fürstlicher Persönlichkeiten. Er erzählte sodann, er sei kürzlich in seinen überrheinischen Besitzungen gewesen und sei durch das Dorf Sasbach bei Achern gefahren, in dessen Nähe der Marschall von Turenne am 27. Juli 1675 gefallen war.

„Der Gedanke ist mir gekommen," fügte er hinzu, „diesem berühmten Feldherrn ein Denkmal zu errichten. Ich habe den Acker, auf welchem eine feindliche Kugel ihn getroffen und das Glück Frankreichs begraben hat, angekauft. Ich werde auf demselben dem gefallenen Helden einen Obelisken errichten lassen. Daneben wird ein Häuschen für einen Wächter erbaut werden, derselbe muß ein ehemaliger Soldat des Regiments Turenne sein, wo möglich ein geborener Elsäßer. Das Obelisk wird 25 Fuß Höhe haben, mit Lorbeeren umrankt und durch ein Eisengitter vor Beschädigungen geschützt werden. Was halten Sie, Frau Baronin, von meiner Idee?" Ich erwiederte dem Kardinal, der Gedanke, den er gefaßt, sei ganz patriotisch und nur zu loben. Das Gespräch war interessant und anregend, ich nahm lebhaften Anteil daran; denn der Kardinal war äußerst liebenswürdig."

Bekanntlich führte Louis von Rohan sein Vorhaben aus und ließ das Denkmal Turennes bei Sasbach errichten, das noch heutzutage dort sichtbar ist. Im Jahre 1796 wurde dasselbe nebst dem Wärterhäuschen in den Revolutionskriegen zerstört, aber auf Befehl des Großherzogs von Baden in der ursprünglichen Form wieder hergestellt. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870 bis 1871 litt es keine Beschädigung.

V.

Der Graf Cagliostro.

Einen eigentümlichen Reiz erhielten die Rohanschen Gesellschaften, als im Jahre 1781 der bekannte Cagliostro im Elsaß auftrat. Die schon erwähnte Baronin von Oberkirch, welche der höhern Gesellschaft angehörte, hat über dessen Auftreten und Einfluß in den vornehmen Cirkeln des Elsaß wichtige Enthüllungen gegeben.

Ihr Zeugniß hat einen um so größern Wert, als sie von Anfang an Cagliostro mit einem gewissen Mißtrauen begegnete, das sich von Tag zu Tag steigerte.

Im September 1780 langte zu Straßburg der „Graf“ Cagliostro, wie er sich nannte, an und stieg im Gasthofe zum Geist ab. Ein großer Ruf ging ihm voran und seine Ankunft erregte in der Stadt ein unglaubliches Aufsehen. Durch Goethes Nachforschungen, der, wie er in seiner „Italienischen Reise“ berichtet, Cagliostros Verwandte in Palermo besuchte, sind die nähern Lebensumstände dieses merkwürdigen Abenteurers genau bekannt geworden. Derselbe wurde am 8. Juni 1743 zu Palermo von armen Eltern geboren und hieß eigentlich Giuseppe (Joseph) Balsamo. Er besuchte in seiner Vaterstadt das Priesterseminar und wurde, nachdem er als dreizehnjähriger Knabe aus demselben entwichen, von seinen Vormündern in das Kloster der barmherzigen Brüder zu Cartagiore gethan. Hier ward er der Gehilfe eines Apothekers, der ihm einige physikalische Kenntnisse und Geschmack an den Naturwissenschaften beibrachte und ihn auch mit einer Menge von Geheimmitteln bekannt machte, mit denen er später seine Zeitgenossen blendete. Er kehrte nach Palermo zurück, wo er ein ausschweifendes Leben führte. Später bereiste er den Orient, namentlich Aegypten, wo er den „Großkophta“ kennen lernte, welcher Goethe den Stoff zu seinem bekannten gleichnamigen Lustspiele lieferte und dessen geheimnisvoll klingenden Namen Cagliostro bei seinen Adepten annahm. Als er um 1770 aus der Türkei zurückkehrte, wo er als Arzt aufgetreten war, machte Cagliostro auf der Insel Malta seine Aufwartung dem Großmeister des Malteserordens

und wußte ihn dermaßen einzunehmen, daß ihm derselbe glänzende Empfehlungen an italienische Fürsten mitgab. Cagliostro kehrte nach Italien zurück und heiratete in Venedig ein sehr schönes Mädchen aus niedrigem Stande, Lorenzia Feliciani, eines Kupfergießers Tochter, eine anmutige Circe, die ihrerseits die Herzen zu Gunsten ihres Mannes zu bezaubern wußte. Cagliostro trat nunmehr bald als Naturforscher, bald als Freimaurer, bald als religiöser Theosoph und Geisterbeschwörer in der vornehmen Gesellschaft auf. Er durchreiste England, Frankreich und Deutschland. In London wurde er in die Freimaurerloge aufgenommen. Die Männer wußte Cagliostro durch das Vorgeben, er könne durch alchymistische Mittel Gold machen, zu gewinnen und den Frauen pries er ein Elixir an, welches langes Leben und ewige Jugend und Schönheit verleihen sollte.

Im Jahre 1779 begab sich Cagliostro nach Kurland. In Mitau sammelten sich die vornehmsten Familien um ihn; er stiftete dort eine Freimaurerloge, in welche auch Frauen aufgenommen wurden; er hielt daselbst freie theosophische Vorträge und gab sich endlich mit Geistercitieren ab.

Die Gräfin Elisa von der Recke, geborene Gräfin von Medem, war eine besondere Anhängerin Cagliostros. Nachher begab sich derselbe nach St. Petersburg, wo ihm aber das Glück nicht lächelte. Er beschloß daher, den Schauplatz seiner Thätigkeit wieder nach Frankreich zu verlegen und langte im Herbst 1780 zu Straßburg an, wo er zuerst im Gasthof „zum Geist“ (am Thomasstaden) abstieg und später eine Wohnung auf dem sogenannten „Paradeplatz“ (dem heutigen Kleberplatze) mietete.

Es ist immerhin von großem Interesse, das Urteil eines nüchternen und vorurteilsfreien Zeitgenossen über den berühmten Thaumaturgen, der „Wundermann“ des Jahrhunderts, zu vernehmen. Ein solches besitzen wir in einem umständlichen und eingehenden Schreiben, welches der bekannte Straßburger Professor der Theologie, Dr. Johann Lorenz Blessig (1747—1816), ein sehr achtungswerter und besonnener Mann, an die Gräfin Elisa von der Recke richtete, deren Bruder Johann Friedrich von Medem Blessigs Freund war, und der zu Straßburg, fern von der Heimat, starb. Elisa von der Recke

welche zuerst eine warme Anhängerin Cagliostros gewesen war, bekam Zweifel, wurde mit der Zeit eine entschiedene Gegnerin von ihm und entlarvte sein Treiben in einer kleinen Schrift, die sie nach Cagliostros Abreise aus Mitau herausgab. Unterm Datum vom 7. Juni 1781 äußerte sich Blessig in einem längern Schreiben (vergl. Elsaß-Lothringische Zeitung: Cagliostro in Straßburg. Von Gotthilf Weistein. 12. Februar und 26. März 1882) an die Gräfin von der Recke über Cagliostro unter anderm folgendermaßen:

„Nun will ich, so umständlich und so wahrscheinlich als es in dieser Sache möglich ist, Ihnen alles dasjenige vortragen, was ich in Rücksicht auf den Grafen Cagliostro habe erfahren können; ich sage so wahrscheinlich; denn man lügt so viel für und so viel wider diesen außerordentlichen Mann; er ist auch selbst in der Hauptsache so geheim, daß ich glaube, man müsse noch zur Zeit auf völlige Gewißheit in Ansehung seiner Verzicht thun. Er hat, wie jeder so ganz originelle Mann, enthusiastische Freunde und bittere Feinde; er scheint sehr offen zu sein, mais le coup de maître reste dans mon coeur, sagte er selbst hier zu einer Dame, die er sehr hoch schätzte ... Cagliostro ist wirklich ein großer Menschenkenner und hat unter andern, unsern größten Physiognomisten, den vortrefflichen Lavater, sehr gut physiognomisch aufgenommen. Da die ganze Natur mit einander verwandt ist, so muß der Arzt im großen Umfange sie kennen und die Chemie muß ihm dann zur Auflösung und Zusammensetzung zu Gebote stehen und auch in dieser soll er große Kenntnisse besitzen. Da ferner alles auf alles wirkte, und dieses nicht bloß von unserer Erde, sondern von unserm ganzen Sonnensystem zu verstehen ist, so seye auch die Kenntnis von dem Einfluß der Gestirne einem Arzte unentbehrlich. Dieser gegenseitige Einfluß aller Dinge begrenze sich aber nicht bloß auf die Körperwelt; diese sind Würkungen; der Geist ist Ursache; die Geisterwelt ist eine zusammenhängende Kette, aus welcher immer Würkungen ausströmen. Der wahre Naturkenner seye also der, welcher ebenso gut hinauf, als hinab sehen könne, oder, welcher mit Geistern wie mit Materie in Verbindung stehe. Zu dieser geheimen Kenntnis sei er in Arabien, und zwar in einer Gesellschaft in Medina, eingeweiht worden; er habe daselbst, wie jeder

der aufgenommen, das Gelübde thun müssen, zum Besten der Menschheit eine gewisse Zeit in der Welt herum zu wandern, und unentgeltlich das wieder zu geben, was er ebenso empfangen habe. So sei er durch Aegypten nach Europa gekommen.

„Noch zeigte sich Cagliostro nicht im geringsten als Arzt. Niemand erwartet das auch von einem Grafen (welcher Grafentitel, wie er jemanden so ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, sich auch nicht auf Geburt, sondern auf seine geheime Kenntnisse gründet). Plötzlich erfuhr man, es sei ein fremder wohltätiger Herr hier, der Kranke umsonst übernehme und ihnen nicht nur Arzneyen, sondern selbst oft auch Geld noch und andere Unterstützungen zukommen ließe; und dies ist völlige Wahrheit. Nun kamen nach und nach, und noch schüchtern, einzelne Arme zu ihm; er aber empfieng sie liebreich, gab ihnen Essenzen, Elexire und andere Arzneyen, befreite manchen vom Fieber und andern Zufällen, besuchte selbst auch manche schwere Kranke in ihren Behausungen. Sein Ruf stieg und bald waren nicht bloß seine Zimmer, sondern die Treppen und die Hausthür mit Hülfsbegierigen besetzt. Er war etwas leicht und zuversichtlich im Versprechen der Heilung und dies gab allen Presthaften um so mehr Mut . . . Die Neugierde trieb eine Menge Leute hin, Gelehrte, Offiziere, Ärzte, Naturkundige, Freimaurer, in dieser letzten Rücksicht besuchten ihn auch einige Prinzen und andere Herren; es wurde nach und nach Mode, zu Cagliostro hinzugehen, und da er gerade am Parade-Platz logierte, so stürmte um Mittag ein großer Teil der Garnison hin, man ging in die assemblée zu Cagliostro.

„Zu dieser Zeit wurde ein Sekretär unseres Kommandanten, des Marquis de la Salle, krank, sein Arzt gab ihn auf, als einen wirklich vom Brand angesteckten, der noch 24 Stunden zu leben hätte; auf Bitte des Kommandanten selbst, unternahm ihn Cagliostro und stellte ihn zu allgemeiner Verwunderung, so gut als gänzlich wieder her. Nun hebt sich die glänzendste Periode dieses Mannes an; alle Generals-Personen, alles, was bei uns vornehm ist oder gern ums Vornehme sich herdrängt, besuchten nun täglich den Herrn Cagliostro. Derg ute Ton war, von ihm zu reden, ihn zu brauchen und zu erheben. Eine unglaubliche Menge von Fremden kam von allen

Orten her zu ihm . . . Cagliostro ist ein sehr geistvoller Mann, sehr einnehmend, munter, mäßig, thätig, fühlt sich ganz und spricht deswegen von Fürsten und mit Fürsten wie ein Mann, der ihnen, nicht sie ihm Gutes thun können; er redet gut italienisch, gebrochen französisch; arabisch wollte er mit Professor Norberg von Upsal, der aus Konstantinopel kommt, nicht sprechen . . . Man sollte vermuten dürfen, daß der Mann einen weit aussehenden Plan habe, dazu ihm Straßburg einen allzu kleinen Theater darbeut . . . Man hat angemerkt, daß er weder durch Wechsel, noch in natura durch irgend jemanden von hier sein Geld beziehe und doch immer richtig freigiebig und zum voraus bezahle, ohne hier das Mindeste, wenigstens unmittelbar, einzunehmen . . . Unser Herr Marschall (von Contades), der vor kurzem erst aus Paris in die Provinz wieder gekommen, hat den Herrn Cagliostro sehr gütig empfangen."

So weit Blessig.

Bei einer solchen begeisterten Aufnahme in Straßburg war es kein Wunder, daß Cagliostro auch ehrenvollen Zutrittt in den fürstbischöflichen Palast erhielt. Man hat dem Kardinal von Rohan seine Verbindung mit Cagliostro zum Vorwurf gemacht; allein die allgemeine Eingenommenheit für diesen immerhin merkwürdigen Mann, der damals noch nicht als Schwindler entlarvt war, verbunden mit dem Zug zum Übernatürlichen, zur Magie und zum Magnetismus, den um jene Zeit Meßmer zur Blüte gebracht hatte, welcher in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die Kreise der höheren Gesellschaft ging, und die Schiller in seinem „Geisterseher" so treffend geschildert hat, erklärt die wunderbaren Erfolge des „Grafen" Cagliostro. Wenn letzterer mit der größten Auszeichnung in den Salons der Prinzessin Christine von Sachsen, des Marschalls von Contades, des Marquis de la Salle, des Generals de Lort de Saint-Victor, des Herrn von Flachslanden, des Barons von Dietrich empfangen wurde, warum hätte ihm Louis von Rohan die Thüren seines Palastes verschließen sollen? Hatte doch der Graf von Vergennes, der französische Minister der äußern Angelegenheiten, dem königlichen Prätor von Gérard am 13. März 1783 geschrieben: „Ich kenne den Grafen Cagliostro nicht besonders; allein alle Berichte, die ich über ihn seit seiner

Ankunft in Straßburg vernommen habe, lauten derart günstig, daß es der Menschlichkeit entspricht, ihm mit thunlichster Rücksicht und Aufmerksamkeit zu begegnen, damit er möglichst unbelästigt bleibe. Sowohl seine Stellung als Ausländer, als das viele Gute, das er fortwährend verrichtet, sind ebenso viele Empfehlungstitel, die für ihn sprechen. Ich erlaube mir daher, sowohl Ihnen selbst als dem Magistrate, dem Sie vorstehen, Herrn von Cagliostro bestens zu empfehlen. Derselbe verlangt bloß Ruhe und Sicherheit, das Gastrecht wird ihm dieselben gewähren, und da ich Ihre persönlichen Gesinnungen kenne, so hege ich die Überzeugung, daß Sie ihm zu denselben mit aller Bereitwilligkeit verhelfen und ihm seine Stellung so angenehm als möglich machen werden."

Der Marquis von Miromésnil, französischer Siegelbewahrer, schrieb seinerseits zwei Tage später, am 15. März 1783, an den Prätor von Straßburg:

„Der Graf von Cagliostro hat mit allem Eifer, seitdem er in Straßburg sich aufhält, die Armen und die Unglücklichen (les pauvres et les malheureux) unterstützt, und es sind mir von diesem edelmütigen Ausländer etliche Züge voll schöner Menschlichkeit berichtet worden. Ich empfehle Ihnen, sowohl es von Ihnen als vom Stadtrat, in dem Sie den Vorsitz führen, abhängt, demselben allen nötigen Schutz und Schirm zu gewähren, auf die eine so distinguirte Persönlichkeit in den Staaten des Königs Anspruch erheben kann, namentlich wenn der Mann sich darin so nützlich macht wie Herr von Cagliostro."

Bereits im Jahre 1781 war der Kardinal von Rohan mit Cagliostro in Verbindung getreten. Der Fürstbischof fragte ihn im Auftrag eines Anverwandten, des Prinzen von Soubise, der ein ähnliches (krebsartiges) Uebel hatte, wie der Sekretär des Marquis de la Salle, den Cagliostro, wenigstens momentan, gerettet hatte, um ärztlichen Rat. Von diesem Augenblicke an stieg Cagliostro in der Gunst des Kardinals durch sein geheimnisvolles und einschmeichelndes Wesen immer höher; er erhielt Zutritt im bischöflichen Schlosse von Zabern, wo er oft als Gast weilte und an den daselbst gegebenen Festlichkeiten häufig teilnahm.

Cagliostro stand damals im 32. Jahre. Er war schön und

schlank gewachsen, in einer Salongesellschaft übte er einen eigenartigen Einfluß aus durch seine Anmut und sein liebenswürdiges Wesen. Seine Manieren waren die eines echten Edelmannes; er wußte Würde und Grazie mit einander zu verbinden; er war von seltener Höflichkeit und wußte jedem in verbindlichster Weise einige angenehme Worte zu sagen. Während er selbst äußerst zurückhaltend war und wenig redete, verstand er meisterlich die Kunst, andere reden zu machen und deren Inneres zu ergründen.

Unter den Freimaurern behauptete Cagliostro, er wäre der Gründer des „ägyptischen Ritus“; ein Kind, welches die Eingeweihten unter dem Namen Colombe kannten, las in einer Wasserflasche die Ereignisse der Zukunft. Cagliostro gab sich auch mit Phantasmagorie ab, das heißt er citierte Geister und erregte dadurch den Hang zum Wunderbaren, der sich bei vielen Gebildeten vorfand, die mit dem Glauben der Kirche mehr oder weniger gebrochen hatten.

Cagliostros Erscheinen in den Salons des Kardinals von Rohan übte bei dessen Gästen einen größern Reiz aus, als die geistreichste Unterhaltung, die feinsten Mahlzeiten und die lieblichste Musik in den prachtvollen Räumlichkeiten des Zaberner Schlosses.

Die schon mehrmals genannte Baronin von Oberkirch, welcher der Kardinal von Rohan selbst das Zeugnis ausstellt, daß sie eine der geistvollsten Damen gewesen sei, die er im Elsaß gekannt habe, schildert in ihren Memoiren ihre erste Begegnung mit dem Thaumaturgen mit folgenden Worten:

„Ich war eben in einer anregenden Unterhaltung mit Seiner Eminenz (Louis von Rohan) begriffen, als ein Thürhüter (huissier) beide Flügelthüren des Salons öffnete und mit lauter Stimme den Anwesenden die Anmeldung machte: Seine Excellenz, der Graf von Cagliostro. Unwillkürlich wendete ich mich um; ich hatte von diesem abenteuerlichen Manne seit meiner Ankunft in Straßburg schon viel reden hören, war aber noch nie mit ihm zusammengetroffen. Ich war ganz erstaunt über die Art, wie er bei dem Fürstbischof von Straßburg auftrat und konnte den Pomp nicht begreifen, mit welchem er sich anmelden ließ und auch empfangen wurde. Cagliostro war nicht gerade schön; seine Physiognomie war aber die merkwürdigste,

die ich je gesehen habe. Sein Blick hatte eine beinahe übernatürliche Tiefe; der Ausdruck seiner Augen wechselte und war bald Flamme, bald Eis; der Mann zog zugleich an und stieß wieder zurück; bald flößte er Angst ein, bald weckte er eine unüberwindliche Neugierde. Er trug am Hemd, an den Uhrketten, an den Fingern Diamanten von wunderbarer Größe und von blendendstem Glanze; wenn es kein „Straß“ war, so stellten dieselben eines Königs Lösegeld dar. Dieses ungewöhnliche Auftreten aber ließ den Charlatan erraten.“

Kaum hatte ihn der Kardinal erblickt, als er ihm entgegeneilte, und während er ihn begrüßte, flüsterte er ihm einige Worte zu, welche ich nicht verstand. Beide kamen alsdann auf uns (den Baron und die Baronin von Oberkirch) zu. Ich hatte zu gleicher Zeit wie der Fürstbischof mich von meinem Sitz erhoben, um nicht den Anschein zu haben, diesem Abenteurer eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Bald jedoch mußte ich mir wohl oder übel seine Unterhaltung gefallen lassen.

Seiner Eminenz gelang es nach einigen Augenblicken sichtbaren Widerstrebens des Herrn von Oberkirch und meiner, ein Gespräch zwischen uns einzuleiten. Cagliostro fixirte mich auf eine auffallende Weise; mein Gemahl machte mir ein Zeichen, mich zu entfernen; ich bemerkte dieses Zeichen nicht, aber Cagliostros Blick bohrte sich gleichsam in meine innerste Seele hinein — einen andern Ausdruck finde ich nicht, um das Gefühl zu beschreiben, das ich in jenem Moment empfand.

Plötzlich unterbrach er den Kardinal, der an meiner Verlegenheit seine Freude zu haben schien und sagte zu mir in ziemlich barschem Tone: „Meine Gnädige! Sie haben keine Mutter mehr; Sie haben dieselbe kaum gekannt; Sie haben nur ein Kind. Sie selbst sind die einzige Tochter Ihrer Familie und werden nicht ein zweites Mal Mutter werden.“

Ich blickte voll Erstaunen zu Cagliostro auf, verwundert über die beispiellose Kühnheit dieser Anrede an eine Dame von Stand. Ich glaubte zuerst, er hätte das Wort an eine andere Person gerichtet und erwiderte ihm darauf nichts.

„Antworten Sie ihm doch Baronin,“ sagte darauf der Kardinal im Tone eines Bittenden.

„Eminenz entschuldigen," entgegnete statt meiner Herr von Oberkirch, „die Baronin redet über derlei Familiengegenstände nur mit solchen Personen, welche sie die Ehre hat zu kennen, erwiderte mein Gemahl in verletztem Tone."

Er stand nach diesen Worten auf und grüßte kalt und stolz; ich that ein Gleiches. Der Kardinal, der in der größten Verlegenheit sich befand, richtete an Herrn von Oberkirch einige so verbindliche Worte, daß wir uns anstandshalber nicht entfernen konnten.

„Herr von Cagliostro ist ein Gelehrter," fuhr er fort, „solche Leute darf man nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe bemessen und muß ihnen manches nachsehen. Verweilen Sie noch einige Augenblicke, mein lieber Baron; erlauben Sie der Frau von Oberkirch zu antworten: das ist weder eine Sünde, noch eine Ungehörigkeit (il n'y a là ni péché, ni inconvenance), ich versichere es Ihnen, zudem habe ich nicht für besondere Fälle die Absolution in meiner Gewalt? (N'ai-je pas des absolutions toutes prêtes pour les cas réservés?)"

„Ich habe nicht die Ehre, Eminenz, zu Ihren Pfarrkindern (ouailles) zu gehören," erwiderte Herr von Oberkirch — derselbe war Protestant — mit einem Rest von Unmut.

„Ich weiß es nur zu wohl, liebster Baron, und ich bedaure es aus tiefster Seele; Sie würden unserer Kirche sicherlich Ehre machen. Frau Baronin, sagen Sie uns gefälligst, ob Herr von Cagliostro sich geirrt hat; sagen Sie uns, ich bitte Sie sehr darum."

„In Betreff der Vergangenheit hat er sich nicht geirrt," erwiderte ich, meinem Wahrheitsdrange folgend.

„Und in Bezug auf die Zukunft irre ich mich ebenso wenig," antwortete er mit einer so ehernen Stimme, als ob sie aus einer mit Krepp umflorten Trompete ertönte.

„Ich verhehle es nicht," fährt die Baronin von Oberkirch fort, „daß ich von diesem Augenblicke an von einer unwiderstehlichen Neugierde mich getrieben fühlte, diesen außerordentlichen Mann zu befragen; allein ich kannte den Widerwillen meines Gatten für derlei Mummereien (pour ces sortes de momeries). Der Kardinal stand da mit offenem Munde, ganz bezwungen von diesem geschickten Gaukler

(visiblement subjugué par cet habile jongleur); er hat es seitdem nur allzu sehr bewiesen. Dieser Tag wird unvergeßlich in meinem Gedächtnis fortleben. Ich hatte Mühe, mich von einer Art Fascination zu erwehren, welche mir heute unbegreiflich vorkommt, die ich aber — ich leugne es nicht — damals empfand."

„Mit Cagliostro bin ich nicht zu Ende. Was ich von ihm noch zu sagen habe, ist mindestens ebenso unbegreiflich und noch schwerer zu fassen. Er sagte im Tone vollster Gewißheit den Tod der Kaiserin Maria Theresia voraus, sowie die Stunde, in welcher sie den Geist aufgab. Der Kardinal von Rohan teilte mir an demselben Abend die Prophezeiung mit und die Bestätigung der Todesnachricht trat fünf Tage später ein."

Im folgenden Jahre (1781) befand sich Frau von Oberkirch mit ihrem Gatten wieder in ihrer herrschaftlichen Wohnung (der Oberkircher Hof befand sich in der Blauwolkengasse) zu Straßburg, als ihr eines Tages ein großes versiegeltes Schreiben überreicht wurde. Dasselbe enthielt eine Einladung zum Diner für die Baronin und ihren Gemahl, seitens des Kardinals von Rohan. „Diese Aufmerksamkeit ist mir unbegreiflich," sagte die Baronin. „Ich wette," entgegnete mein Gemahl, „daß er uns wieder mit dem Zauberer Cagliostro zusammenbringen will."

Trotzdem nahmen die beiden die Einladung an. Cagliostro fand sich wirklich ein; sein Ansehen und sein Ruf waren seit einem Jahre beständig gestiegen. Er grüßte die Baronin mit ausgesuchter Höflichkeit. „Ich wußte nicht" — schreibt Frau von Oberkirch —, „warum der Kardinal mir gegenüber so entgegenkommend war. Es waren fünfzehn Geladene an der Tafel. Ich mußte neben dem Kardinal, zu seiner Rechten, Platz nehmen. Er unterhielt sich beinahe ausschließlich mit mir. Im Laufe der Unterredung sagte er zu mir: Frau Baronin, ich will Ihnen ein Staatsgeheimniß anvertrauen. Er zeigte mir hierauf einen großen Brillantring, in welchem das Rohansche Wappen eingravirt war. Es war ein Ring von einem Wert von mindestens 20,000 Livres."

„Es ist ein prachtvoller Stein," sagte ich; „ich bewunderte ihn eben."

„Nun, so hören Sie mich wohl. Er hat ihn gemacht; verstehen Sie mich recht; er hat ihn aus dem Nichts entstehen lassen. Ich habe es selbst gesehen, ich stand dabei, die Augen beständig auf den Schmelztiegel geheftet; ich war von Anfang bis zu Ende Zuschauer des Experiments. Nun, das ist doch wohl Wissenschaft? Was meinen Sie dazu, Frau Baronin? Man kann doch nicht behaupten, er ködere mich oder beute mich aus. Der Juwelier und der Graveur haben den Stein auf 25,000 Livres geschätzt. Sie werden mir zugeben, beste Baronin, daß der Mann, der solche Geschenke machen kann, zum mindesten ein sonderbarer Spitzbube sein muß."

Ich war erstarrt vor Staunen; der Kardinal bemerkte es und fuhr in wachsender Siegeszuversicht fort: „Das ist noch nicht alles; auch Gold kann er machen. Vor meinen Augen hat er droben in den Giebeln (dans les combles) des Schlosses für fünf- oder sechstausend Livres Gold verfertigt. Ich werde bald noch viel mehr von ihm gemacht bekommen. Er will mich zum reichsten Fürsten von Europa machen. Das sind keine eitlen Träumereien, gnädige Frau; das sind feste und unumstößliche Beweise. Und die Prophezeiungen Cagliostros, die in Erfüllung gegangen sind! Und die wunderbaren Heilungen, die er verrichtet hat! Ich sage Ihnen, dies ist der außerordentlichste, der erhabenste Mann, dessen Wissen so unvergleichlich ist wie seine Güte. Wie viel Almosen spendet er? Wie viel Gutes thut er? Das geht über alle Vorstellung."

„Wie" mußte ich unwillkürlich erwidern, „wie und dafür haben ihm Eure Eminenz nichts gegeben! Nicht den mindesten Vorschuß, kein Versprechen, kein Schreiben, das Ihnen Verlegenheiten bereiten könnte! Vergeben mir Eminenz, meine Neugierde; da Sie mich aber in diese Geheimnisse einzuweihen geruht haben, so —"

„Sie haben ganz recht, gnädige Frau; ich kann Ihnen aber eine Versicherung geben: Cagliostro hat durchaus von mir weder etwas verlangt noch etwas empfangen."

„Eminenz!" konnte ich mich nicht enthalten auszurufen; „so muß dieser Mann auf gefährliche Dienste von Ihnen rechnen, auf Dienste, die Sie gewiß einst kompromittieren werden, weil er um so hohen Preis Ihr unbegrenztes Vertrauen zu „erkaufen" sucht. An Ihrer

Stelle würde ich auf meiner Hut sein; er wird Sie sonst noch weit bringen."

Der Kardinal blickte mich mit einem ungläubigen Lächeln an, allein ich bin sicher, daß später in der unseligen Halsbandgeschichte, als Cagliostro und die Frau de la Motte ihn in die Tiefe des Abgrunds gestürzt hatten, er an meine Worte sich wird erinnert haben.

Wir unterhielten uns in dieser Weise den ganzen Abend. Ich entdeckte schließlich auch den Zweck seiner Liebenswürdigkeiten; der arme Kardinal handelte nach Cagliostros Vorschriften und in seinem Interesse. Derselbe wußte, daß ich mit der Großfürstin von Rußland (Maria Feodorowna, geborne Prinzessin Dorothea von Württemberg-Mümpelgard, Gemahlin des nachmaligen Kaisers Paul III. von Rußland) eng befreundet war und hoffte, durch meine Vermittlung mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit in Verbindung zu treten. Der Plan war fein ersonnen, allein er scheiterte an meinem festen Widerstande."

So weit die Baronin von Oberkirch.

Aus all dem Gesagten geht hervor, daß Cagliostro im Elsaß ein ungeheures Ansehen bei Hoch und Nieder besaß und eine „dämonische" Gewalt (une puissance démoniaque), wie die Frau von Oberkirch sich ausdrückt, auf viele ausübte. Sein Einfluß auf den Kardinal von Rohan war besonders von jener Zeit an gestiegen, als er demselben vorgespiegelt hatte, er könne Gold und Diamanten machen, und der Fürstbischof, der trotz seiner vielen Einkünfte (1,800,000 Livres) oft in Geldnöten sich befand, suchte sich mit Cagliostros Hilfe aus seinen Verlegenheiten zu helfen.

Im alten Schlosse von Zabern, in dessen untern Nebenräumen das städtische Museum sich befindet, sieht man noch jetzt, wenn man eine Treppe hinaufsteigt, die geräumigen und höchst einfachen Zimmer, in welchen Cagliostro wohnte und experimentierte. Dieselben sind großenteils in ihrem frühern Zustande erhalten geblieben.

Die Verbindung mit Cagliostro gereichte dem Kardinal von Rohan zum Verderben, denn durch seine ehrgeizigen und selbstsüchtigen Ratschläge half der Zauberer denselben in die unselige Halsbandgeschichte verwickeln.

VI.

Die Halsbandgeschichte.

Im Monat September 1781 stellte die Gräfin von Boulainvilliers dem Kardinal von Rohan eine Dame vor, deren Wohlthäterin sie bisher gewesen war und die sie in ihrem Hause aufgenommen und hatte erziehen lassen. Dieselbe stammte nach ihrer Aussage von dem königlichen Geschlechte von Valois ab. Jeanne de Luz de Saint-Remy, 1756 in der Champagne geboren, zählte zu ihren Ahnen Heinrich von Saint-Remy, der ein natürlicher Sohn Heinrichs II., also in der That ein Valois war. Sie wuchs mit einem Bruder und einer Schwester in völliger Verwahrlosung beinahe ohne allen Unterricht auf. Die Gräfin Boulainvilliers nahm sich, von ihrem Mitleid getrieben, des in Paris bettelnden Kindes an; sie ließ es erziehen und erwirkte bei Ludwig XV. für Jeanne und ihre Geschwister eine kleine Pension.

Nach einigen Jahren heiratete Jeanne de Saint-Remy in Bar-sur-Aube den Grafen de la Motte, einen armen Edelmann und Abenteurer. 1780 kehrte sie nach Paris zurück, um eine Verdoppelung ihrer Pension zu erlangen. Sie fand Zutritt bei dem Kardinal von Rohan, der auf die Empfehlung der Frau von Boulainvilliers ihr mehrmals eine Geldunterstützung von einigen Louisd'ors überreichen ließ. Doch für ihre Bedürfnisse genügte das nicht. Der Kardinal riet ihr daher, sich an die Königin selbst zu wenden und beging die Schwachheit, ihr anzuvertrauen, daß er leider ihr bei derselben nicht behilflich sein könne, indem er deren Gunst verscherzt habe, was für ihn ein nagender Kummer wäre. Darauf baute die la Motte ihren raffinirten Plan. Sie eröffnete nach einiger Zeit dem Kardinal, daß sie seinen Rat befolgt habe; sie wäre von der Königin auf das huldvollste aufgenommen worden, habe mehrere Audienzen bei derselben gehabt und genieße wirklich deren Gunst in einem solchen Maße, daß sie ihrerseits im Stande wäre, für ihren bisherigen Wohlthäter, den Kardinal, Fürsprache einzulegen, was sie bei der ersten günstigen Gelegenheit thun werde. Bald darauf kam sie zu Rohan und sagte

ihm, Ihre Majestät wünsche eine Rechtfertigungsschrift von ihm zu erhalten. Der Kardinal verfaßte eine eigenhändige Verteidigungsschrift, welche die La Motte in Empfang nahm, unter dem Vorgeben, dieselbe der Monarchin zu überreichen. Nach einigen Tagen kam ein angebliches Handschreiben der Königin, unterzeichnet: Marie Antoinette de France. In demselben stand, daß die Königin nunmehr von der Unschuld des Kardinals völlig überzeugt wäre und demselben eine Audienz gewähren würde, „sobald die Umstände es erlauben würden." Sie empfahl ihm einstweilen, die größte Verschwiegenheit zu beobachten.

Das Handschreiben wie alle spätern Briefe war von einem Vertrauten des Grafen La Motte, einem gewissen Retoux de Villette, gefälscht und die Schrift der Königin mit vielem Geschick nachgeahmt. Bald darauf vertraute die Gräfin La Motte dem Kardinal an, daß die Königin insgeheim eine achtungswerte Familie unterstützen wolle und ihn zu diesem Zwecke um ein Darlehen von 60,000 Livres bitten ließe. Sie (die Gräfin) solle die Wohltat übermitteln. Der Kardinal ließ ihr sofort das Geld zustellen. Eine zweite Summe in derselben Höhe wurde ihr auf ein ähnliches Begehren ein zweites Mal ausgestellt. Fein waren die Fäden gesponnen, mit welchen die schlaue Abenteurerin den leichtgläubigen Kardinal von Rohan zu umgarnen gewußt hatte; allein wahrhaft teuflisch war der Plan, den sie nun ersann, um denselben in das Verderben zu stürzen. —

Zwei in Paris niedergelassene Deutsche, die königlich französischen Hofjuweliere August Böhmer und Paul Bassenge besaßen ein prachtvolles Diamantenhalsband, für welches sie eine Summe von 1,800,000 Livres begehrten. Der Königin hatte dieses Halsband wohlgefallen; allein aus Sparsamkeitsrücksichten hatte sie den König nicht bewegen wollen, es zu kaufen.

Frau de la Motte hatte Gelegenheit, das Halsband einmal zu sehen. Der Juwelier Böhme äußerte vor ihr im Unmut, er hätte geglaubt, die Königin würde es kaufen; für ihn seien diese Diamanten ein totes Kapital, und er würde der Person, welche ihm zum Verkaufe des Halsbandes behilflich wäre, ein reiches Geschenk machen.

Auf diese unvorsichtige Aeußerung hin baute die ränkevolle la Motte ihren fein ersonnenen Plan. Sie brachte dem Kardinal bei,

die Königin wünsche sehnlichst das Halsband zu besitzen; sie möchte es gern, aber ohne Wissen des Königs, kaufen und es allmählig mittelst Ersparnisse ihrer Privatkasse bezahlen. Dem Kardinal gäbe sie ein besonderes Zeichen ihres königlichen Wohlwollens, indem sie ihn beauftrage, diesen Ankauf in ihrem Namen zu machen. Er würde zu diesem Zwecke eine schriftliche Autorisation von ihr erhalten, die er sorgfältig aufbewahren möchte. Die Zahlung würde in dreimonatlichen Raten vom 30. Juni 1785 an erfolgen. Der Name des Königs dürfe aber unter allen Umständen nicht genannt werden; dem Kardinal werde der Königin Unterschrift jedoch genügen.

Dies war der ungeheuerliche Roman, den die kühne Abenteurerin in ihrer ungezügelten Phantasie ausgesonnen hatte und dessen Verwirklichung ihr auch vollkommen gelang. Zwei Personen aus der Umgebung des Kardinals waren noch mit in das Vertrauen gezogen. Cagliostro, welcher aus Ehrgeiz und eigennützigen Absichten (er hoffte, durch den Kardinal Zutritt zum Versailler Hof zu erlangen) und der Baron von Planta, ein protestantischer Edelmann aus Graubünden, der ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Er war zuerst Kapitän in einem Schweizerregimente im Dienste Frankreichs, später preußischer Major gewesen und wurde zuletzt von dem Kardinal von Rohan als Kammerherr in sein Haus aufgenommen. Beide rieten dem verblendeten Prälaten zu, das Halsband für die Königin kaufen zu lassen, um sich dadurch in ihrer Gunst zu befestigen. Sie ahnten nicht, daß die Frau von La Motte sie alle täusche.

In die Einzelheiten des berüchtigten procès du Collier, der dem Königthum in Frankreich so viel geschadet hat, einzugehen, erlaubt der Rahmen dieses Lebensbildes nicht. Die Details desselben sind oft genug geschildert worden. Wir wollen nur kurz erwähnen, daß der Kardinal von Rohan den Handel mit den beiden Juwelieren um 1,600,000 Livres abschloß, unter der Bedingung, daß die Bezahlung des Halsbandes in halbjährigen Raten von je 400,000 Livres zu erfolgen habe. Der Schmuck sollte am 1. Februar 1785 übergeben werden, und die erste Abzahlung würde alsdann am 1. Juli stattfinden. Die La Motte ließ diesen Vertrag durch Villette mit einer Namenschiffre der Königin versehen, übergab dem Kardinal noch ein vertrauliches

Handschreiben desselben apokryphischen Ursprungs und nahm das kostbare Halsband in Empfang. Die Diamanten desselben wurden durch ihren Mann und Villette sofort herausgebrochen und größtenteils in England Stück für Stück verkauft.

Als die Juweliere im Monat Juli die erste Abzahlung nicht erhielten und Erkundigungen bei dem Hof einzogen, wurde der Betrug allmälig entdeckt. Die Königin beschwerte sich in höchster Erbitterung bei Ludwig XVI., der Baron von Breteuil, damaliger Minister wollte auch an Rohan, den er seit Jahren haßte, Rache nehmen. Auf dessen Rat wurde der Kardinal von Rohan, der am 15. August 1785, am Tage Mariä Himmelfahrt, als Groß-Almosenier von Frankreich in pontificalibus erschien, um in der Schloßkapelle von Versailles das feierliche Hochamt zu halten, festgenommen, vom König in Gegenwart der Königin und einiger Minister verhört und dann in die Bastille geführt. Diese unter solchen ungewöhnlichen Umständen vorgenommene Festnahme war ein unverzeihlicher Fehler und ein Eclat, der das Haus Rohan und die mit demselben verwandten und befreundeten Adelsfamilien auf das tiefste verletzte. Der Kardinal fand in Versailles noch Zeit, den Abbé Georgel durch ein Billet zu benachrichtigen, daß er die gravierendsten Papiere möchte vernichten. Georgel that es ungesäumt und dadurch wurde größerer Skandal vermieden. Der Graf de la Motte entkam; die Gräfin wurde in Bar-sur-Aube festgenommen. Sie warf alle Schuld auf Cagliostro, welcher gleichfalls in die Bastille kam; den Brieffälscher Villette erreichte der Arm der Gerechtigkeit in Venedig, wo er wegen Gaunerei gefänglich eingezogen wurde.

Der Halsbandprozeß dauerte neun volle Monate, und die Stimmung, welche unter dem Volke gegen die königliche Familie um sich griff, war eine ernste Vorbedeutung für die Ereignisse von 1789, indem er auf das unzweideutigste die feindseligen Gesinnungen der Pariser Bevölkerung gegen den Hof und namentlich gegen Marie Antoinette (l'Autrichienne) offenbarte und ein Vorspiel des Kampfes des dritten Standes (Tiers Etat) mit dem ancien régime war. Am 31. Mai 1786 wurde das Urteil vom Pariser Parlament gesprochen. Der Graf de la Motte wurde in contumaciam zum

Staupbesen und zu den Galeeren auf Lebenszeit verurteilt; seine Frau ebenfalls zum Staupbesen, zur Brandmarkung auf beiden Schultern (was an ihr unter bestialischem Gebrüll ihrerseits vollzogen wurde) und zu lebenslänglicher Einsperrung. Sie entkam aber — wohl auf höhere Weisung — am 5. Juni 1787 aus dem Gefängnis, flüchtete nach England, wo sie mehrere Schmähschriften herausgab und am 23. August 1791 in London nach einer nächtlichen Orgie drei Stockwerke hoch auf das Straßenpflaster herabfiel und tot blieb.

Retaux de Villette wurde zur Verbannung außerhalb des Königsreichs verurteilt; die d'Oliva, welche auf Anleitung der de la Motte die Rolle der Königin in der frevelhaften Nachtscene des Parks von Versailles (11. August 1784) hatte spielen müssen, wurde freigesprochen.

Cagliostro, der sich durch ein langes Memoire zu rechtfertigen gesucht hatte, wurde zwar aus der Bastille entlassen, aber aus Frankreich ausgewiesen. Er ging hierauf nach England und reiste nach einem dortigen zweijährigen Aufenthalte durch die Schweiz nach seinem Heimatlande Italien zurück; seinen Nimbus hatte er eingebüßt. In Rom, wo er seinen Aufenthalt nahm, beschäftigte er sich mit Errichtung einer Freimaurerloge. Er wurde deshalb auf Befehl des Papstes Pius VI. verhaftet und als Freimaurer zum Tode verurteilt; er ward zwar begnadigt, jedoch zu lebenslänglicher Haft in das Fort San-Leon eingesperrt, wo er 1795 starb. Auch seine Frau traf ein ähnliches Los; sie mußte den Rest ihres Lebens in einem Kloster zubringen.

Der Kardinal von Rohan wurde freigesprochen, allein verurteilt den Juwelieren Böhmer und Bassenge den Preis des Halsbandes zu entrichten. Er verpflichtete sich denselben gegenüber, eine jährliche Summe von 300,000 Livres aus den Einkünften von der Abtei St. Waast bis zur völligen Schuldtilgung auszubezahlen. Dieses Abkommen wurde aber nach dem Ausbruch der französischen Revolution durch die Einziehung der Kirchengüter hinfällig. Die unglücklichen Verkäufer des Halsbandes gerieten infolge dessen in die tiefste Armut. Böhmer wurde geisteskrank in ein Irrenhaus bei

Mailand gebracht und starb 1795 in Stuttgart. Bassenge, 1742 in Prenzlau geboren, zog während der französischen Revolution aus Paris nach Dresden, schilderte von dort aus noch 1801 seine bittere Not in erfolglosen an den Kardinal von Rohan nach Ettenheim gerichteten Briefen und starb 1812 zu Paris. Ihre Nachkommen, durch das Rohansche Gantedikt mit 1,306,032 Livres, Zins ungerechnet, in die fünfte Klasse verwiesen, erhielten nicht einmal den Betrag ihrer Prozeßkosten; so auch sehr viele Kreditoren (vergl. die Acten des mittelrheinischen Hofgerichts, Verlassenschaft des Kardinals von Rohan betreffend, Fascikel 63) nichts. Nach dem Tode des Kardinals trat ein gewisser Deville, dem die Juweliere und ihre Erben ihre Ansprüche verkauft hatten, wider die Nichte und Universalerbin des Kardinals, Charlotte von Rohan, mit einer Klage hervor, dieselbe blieb aber ohne allen Erfolg.

Am 15. August 1785 war der Kardinal Louis von Rohan im Schlosse zu Versailles in Gewahrsam genommen worden. Am 31. Mai 1786 wurde er nach einem achzehnstündigen Plaidoyer freigesprochen und verließ die Bastille, in welcher er zehn Monate geschmachtet und manche Entbehrung durchgemacht hatte. Seine Freisprechung war ein Triumph für die Opposition gegen Marie Antoinette, als deren Opfer man den Kardinal ansah und schlug dem Königtum in Frankreich eine unheilbare Wunde.

Von allen Seiten wurde der Kardinal beglückwünscht, am Hofe aber war seine Ungnade eine völlige geworden. Am Tage nach seiner Freisprechung schickte ihn der König in die Verbannung in seine Abtei Chaise-Dieu in den rauhen Gebirgen der Auvergne und entzog ihm die Würde eines Groß-Almoseniers von Frankreich, sowie den Cordon bleu. Als der durch seine lange Haft in der Bastille geschwächte Kardinal die rauhe Gebirgsluft der Auvergne nicht ertrug und seine Gesundheit dadurch immer mehr notlitt, erhielt er die Erlaubnis, in die Abtei Marmoutier in der Touraine sich zurückzuziehen. Später durfte er in sein Bistum zurückkehren, welches mittlerweile der Prinz Camille von Lothringen, Dekan des Hohen Stifts, verwaltet hatte.

Als der Kardinal von Rohan anfangs Februar 1787 in seine

bischöfliche Stadt Zabern zurückkehrte, wurde er von der Bürgerschaft auf das freudigste empfangen. Geistliche und Weltliche zogen ihm entgegen und begrüßten ihn mit begeisterten Hochrufen. Am Berg=tor (am Fuße der Zaberner Steige) spannten die Bürger die Pferde von der Kutsche aus und zogen dieselbe im Triumph unter dem feierlichen Geläute der Glocken und dem Donner der Geschütze in das bischöfliche Schloß. Es war dieß für den innerlich gekränkten Kirchenfürsten ein kurzer Sonnenblick; bald aber sollte auch er die Veränderlichkeit der Volksgunst inne werden. Als er am 11. Februar desselben Jahres sich nach Mutzig in das dortige bischöfliche Schloß begab, fand er dort die gleiche begeisterte Aufnahme, und sein Ein=zug gestaltete sich zu einem wahren Freudenfeste.

VII.

Der Ausbruch der französischen Revolution.

Indessen kündete sich allenthalben in Frankreich eine neue Zeit an; die alten Einrichtungen, die sich teilweise überlebt hatten, sollten mit der Monarchie durch die Revolution den Todesstoß erhalten. Durch eine königliche Verordnung vom 12. Juni 1787 wurde, wie in andern Provinzen, so auch im Elsaß, eine sogenannte Provinzial=versammlung berufen, welche unbeschadet der Kronrechte, der Regierung alle Vorschläge vorlegen sollte, deren Erfüllung sie für das Wohl des Volkes als nützlich und notwendig erachtete. Am 10. November besagten Jahres hielt die elsässische Provinzialversammlung im Ritterhaussaale der unterelsässischen Ritterschaft auf dem Stephansplatze (Haus Petiti) ihre erste Sitzung unter dem Vorsitze des Herrn von Flachslanden. Es wurden in derselben, unter andern Neuerungen, auch die Konsti=tuierung von freigewählten Gemeinderäten beschlossen. In Zabern wurde der Amtmann des bischöflichen Amtes Kochersberg, Franz Leopold von Mayerhoffen, als Stadtsyndikus erwählt und der neue Gemeinderat hielt seine erste Sitzung am 1. Juni 1788. Der alte Magistrat, der sein Mandat nicht niederlegen wollte, setzte aber der

neuen Municipalität alle möglichen Schwierigkeiten in der Ausübung ihrer Rechte entgegen.

Der Kardinal von Rohan war kein Freund von Neuerungen. Er suchte auch in Zabern dagegen zu wirken. Als er am 20. Januar 1789, von Paris kommend, seinen Einzug in seiner bischöflichen Residenzstadt Zabern hielt, da schien ein letztes Mal der Geist der alten Treue und Anhänglichkeit unter der Bürgerschaft aufzuleuchten. Vor dem Schlosse hatten die Einwohner der Stadt einen prachtvollen Triumphbogen errichtet, mit der Inschrift: Principi Reddito Votis. Doch diese Freudensbezeugungen waren trügerisch; es war die trügliche Ruhe der Natur vor dem Sturm.

Als Ludwig XVI. die französischen Reichsstände (Etats généraux) 1789 zusammenberief, entfielen auf das Elsaß nach dem Wahlgesetz vom 24. Januar vierundzwanzig Deputirte, wovon die Hälfte Adelige und Vertreter der Geistlichkeit waren und die andere Hälfte dem dritten Stande (Tiers Etat, Bürgerschaft) angehören sollten. Die Wahl fand in sechs Distrikten statt, so daß je zwei Distrikte eine Wahlversammlung bildeten. Hagenau und Weißenburg, Kolmar und Schlettstadt, Hüningen und Belfort stimmten zusammen. Straßburg durfte eine eigene Deputation nach Versailles schicken. Zabern wurde dem Distrikt Hagenau zugeteilt, welcher sechs Deputirte, je zwei aus jedem Stande, zu wählen hatte. Die Geistlichkeit erwählte den Kardinal von Rohan und den Generalvikar des Bistums, Johann Franz d'Eymar, Coadjutor des Probstes vom Stifte Neuweiler. Aus Rücksicht gegen die königliche Familie lehnte der Kardinal seine Wahl zuerst ab, so daß an seine Stelle der Abbé Louis bezeichnet wurde. Als derselbe aber kurz darauf mit Tod abging, wurde Rohan wiedergewählt und diesmal nahm er das Mandat trotz allen Gegenvorstellungen der Minister, die ihn als einen Mann der Opposition fürchteten, wirklich an. Er erschien jedoch erst im September in der französischen Nationalversammlung, wo sein Eintritt zuerst allgemeine Sensation erregte. Bald aber trat die Persönlichkeit des Kardinals, der von fürstlicher Abkunft, ganz und gar dem alten Regime angehörte und jedweder Neuerung auf politischem Gebiete von Herzen abhold war, immer mehr in den Hintergrund.

In Zabern hatten unterdessen traurige Zerwürfnisse zwischen der Bürgerschaft und der bischöflichen Regierung stattgefunden. Die Klagen der Bürgerschaft gegen den alten Magistrat wurden immer lauter und auf das nachdrücklichste von der neu eingesetzten Municipalität unterstützt. Es kam zu einem Auflauf vor dem bischöflichen Palast, in welchen einige aufgeregte Bürger eindrangen. Der Kardinal glaubte sich bedroht und fürchtete für sein Leben um so mehr, da bereits die von den neuen Freiheitsideen erfüllten Bürger die Erklärung abgaben, daß sie nicht mehr, wie es früher Herkommen war, Wachen vor das bischöfliche Schloß aufstellen wollten. Die bischöfliche Regierung warb nun einige Invaliden an, um den Wachdienst regelmäßig zu versehen. Dies machte aber böses Blut in der Stadt und gab Anlaß zu neuen Unruhen. In seiner Bedrängnis wandte sich der Kardinal an den Marschall von Stainville, Oberkommandierender im Elsaß, der im Mai 1789 zweihundert Mann von dem in Pfalzburg garnisonierenden Regiment La Fère (das Regiment La Fère hatte früher in Straßburg gelegen und hatte in Pfalzburg das Regiment Royal-Deux-Ponts ersetzt) nach Zabern schickte, um daselbst Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Nach einigen Tagen verließen die Soldaten die Stadt; allein der Marschall von Stainville gab dem Zaberner Gemeinderat den bestimmten Befehl, daß die Bürger den Wachdienst wie früher zu versehen hätten, sowohl an den Stadtthoren als am Eingang des bischöflichen Schlosses, wo sie drei Mann aufzustellen hätten.

Als der Marschall von Stainville bald darauf am 2. Juni 1789 in Straßburg mit Tod abging, wandten sich die Bürger von Zabern, sowie der Kardinal von Rohan an den Marschall von Rochambeau, dessen Nachfolger im Oberkommando der Provinz. Um ähnliche Ausschreitungen wie die bisherigen zu vermeiden, beorderte Rochambeau zwei Grenadierkompagnien des Regiments La Fère nach Zabern. Kaum hatten dieselben dort ihre Quartiere bezogen, als ein neuer unruhiger und diesmal auch blutiger Auftritt stattfand.

Am 31. Juli 1789 erschienen etwa fünfzig Bauern aus dem Dorfe Weitersweiler, am Eingang des Lützelsteiner Thales gelegen, vor der Amtswohnung des Rohanschen Schaffners Andreas Pett-

messer. Das Dorf Weitersweiler gehörte in früheren Zeiten zur Herrschaft Fleckenstein, wurde aber 1720 an das Haus Rohan-Soubise abgetreten.

Die Bürger von Weitersweiler besaßen von alters her gewisse Waldrechte, welche ihnen die Rohanschen Beamten streitig machten. Sie beschlossen daher, eine Deputation nach Zabern zu schicken, um die alten Urkunden zu fordern, welche ihre bisherigen Weide- und Holzrechte bestätigten. Als Pettmesser die Erklärung abgab, dieselben nicht in Händen zu haben, zwangen sie ihn unter allerlei Drohungen, einen Vertrag aufzusetzen, laut welchem ihre früheren Rechte ihnen aufs neue verbrieft und versiegelt würden.

Inzwischen verbreitete sich das Gerücht dieser Gewalthätigkeit in der ganzen Stadt. Der Kardinal beriet sich mit seinem Vetter, dem Prinzen Rohan-Rochefort und dessen Hofmeister, dem Marquis von Montigny, welche Maßregeln zu ergreifen wären. Er ließ hierauf die Stadtthore schließen und Alarm schlagen. Die Soldaten und das bischöfliche Hofgesinde, das sich mit Knütteln und Hebeln bewaffnet hatte, machten hierauf Jagd auf die nunmehr in Angst und Schrecken geratenen Bauern und verfolgten sie von Straße zu Straße. Mitleidige Bürger nahmen die Geängstigten in ihre Wohnungen auf; ein Bauer jedoch wurde getödtet, drei andere schwer verwundet; wenige nur kamen ohne Verletzung davon. Die Verwundeten wurden von den Bürgern in das städtische Spital getragen; als die Stadtthore gegen Abend wieder geöffnet waren, verließen die Bauern ihre Schlupfwinkel und eilten nach Hause zu kommen.

Dieses blutige Ereignis, das im kleinen an die Gräuel des Bauernkrieges in Zabern (18. Mai 1525) erinnerte, hinterlies in der Stadt einen tiefen Eindruck, und von da an waren die Soldaten des Regiments La Fère ein Gegenstand der Verachtung und des Hasses bei der Zaberner Bevölkerung.

Es war eben damals eine Zeit allgemeiner Gährung der Geister; die Revolution mit ihren alle alten Institutionen auflösenden und alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse umgestaltenden Veränderungen kündete sich in immer gewaltsamerer Weise an.

Auch in den überrheinischen bischöflichen Besitzungen, namentlich

im Amt Renchen: zu Renchen, Kappel-Rodeck und Oppenau, kam es im Jahr 1789 zu offenen Empörungen, welche erst 1790 durch Militärhilfe des benachbarten Kurfürsten von Baden überwältigt werden konnten.

Mittlerweile folgten sich die Ereignisse in Frankreich Schlag auf Schlag. In der denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789 hatte die französische Nationalversammlung in einer Stunde hochherziger patriotischer Begeisterung, ohne aber die tiefeinschneidenden Wirkungen des Beschlusses in alle bisherigen Verhältnisse des öffentlichen Lebens zu bedenken, die letzten Spuren des Lehenswesens in Frankreich vertilgt und mit denselben sämmtliche Vorrechte, Herrschafts- und Gerichtsrechte der mittelbaren Landesherren, Fürsten und Fürstbischöfe abgeschafft. Damit war auch der fürstlichen Herrschaft in Straßburg der Todesstoß versetzt.

Auf die Kunde dieses Beschlusses eilte der Kardinal von Rohan am 12. September 1789 nach Versailles, protestierte in der Nationalversammlung gegen jedwede Neuerung, kehrte mit tiefem Groll im Herzen nach seiner Residenz Zabern zurück und wurde von da an ein unversöhnlicher Feind der Revolution und die Seele der Opposition oder Contre-Revolution (wie man sich damals ausdrückte) im Elsaß.

Die neue politische und administrative Einteilung Frankreichs in 83 Departements (Dekret vom 15. Januar 1790) verwandelte die Stadt Zabern aus einer böschöflichen Residenz in einen einfachen Kantonshauptort. Am 25. Januar desselben Jahres trat eine neue, durch das Gesetz vom 14. Dezember 1789 gewählte Municipalität ins Leben. Der frühere Stadtsyndikus, Herr von Mayerhoffen, ein einstiger bischöflicher Beamter, der dem Zeitgeiste huldigte, wurde der erste Maire von Zabern. Ferner wurde eine Nationalgarde an der Stelle der ehemaligen bischöflichen Bürgermiliz organisiert, und die fürstbischöfliche Herrlichkeit neigte sich sichtbarlich ihrem Ende zu.

Vom 17. bis zum 24. März 1790 wurde von der französischen Nationalversammlung dekretiert, daß die Kirchengüter eingezogen und von den Municipalbehörden an den Meistbietenden sollten veräußert werden. Der Kardinal von Rohan hatte schon am 30. November

1789, als diese kirchenpolitische Frage erörtert wurde, in einer schriftlichen Eingabe gegen den Verkauf der Kirchengüter im Elsaß kraft der Bestimmungen des westfälischen Friedens und der nachfolgenden völkerrechtlichen Friedensverträge zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich Einsprache erhoben, allein seine Bemühungen blieben alle erfolglos. Am 17. Oktober 1790 erschien das bekannte Dekret, laut welchem auch die elsässischen Kirchen- und Klostergüter als Nationalgüter in Beschlag genommen wurden.

Als der Kardinal von Rohan wahrnahm, daß die Ereignisse in Frankreich eine immer ernstere und drohendere Gestalt annahmen und die Zukunft immer dunkler wurde, beschloß er, wie so viele andere, auszuwandern und in seinen überrheinischen Besitzungen den Gang der Begebenheiten abzuwarten.

VIII.

Die Jahre des Exils in Ettenheim.

In den ersten Tagen des Monats Juli 1790 verließ, um es nie wiederzusehen, der Kardinal Louis von Rohan sein prachtvolles Schloß von Zabern, wo der Glanz der Fürstbischöfe von Straßburg aus dem Hause Rohan sich am herrlichsten entfaltet hatte und welches in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine wirklich fürstliche Residenz geworden war, um sich nach Straßburg zu begeben. Am 13. Juli überschritt er den Rhein und sagte sich von seinem französischen Vaterlande, dessen politische Zustände immer verwirrter wurden, ganz los. Zwei Tage später (15. Juli) langte der Kardinal in Begleitung mehrerer hohen Persönlichkeiten, worunter sich der alte Prinz von Rochefort und dessen Gemahlin, Schwester des Kardinals, nebst einer Tochter, Mademoiselle L'Abesse genannt (sie gehörte einem adeligen Stifte an), und einem jungen Prinzen, Heinrich von Rochefort, befanden, im Kloster Ettenheimmünster, am Eingang des schwarzwälder Münsterthales, an. In Rohans Gefolge befanden sich die elsäs-

fischen Barone von Kageneck, von Müllenheim-Rechberg und von Wangen, der Graf La Tour, der Prälat von Mauersmünster, der Abbé Bideau, Hofkaplan des Kardinals, drei Kammerdiener, ein Heiduck, ein Schweizer, zwanzig Lakaien in der Rohanschen Livrée, einige Kammerfrauen im Dienste der Familie Rochefort, im ganzen 60 Personen. Der Kardinal weilte einige Monate im Kloster Ettenheimmünster, worauf er am 12. Dezember 1790 mit seinem Gefolge nach dem nahen Städtchen Ettenheim übersiedelte, wo er den bischöflichen Amtshof bezog und von nun an residierte. Dieser Aufenthalt wurde für das Städtchen Ettenheim und die ganze Umgegend äußerst verhängnisvoll.

Der Kardinal von Rohan hatte, als er von dem Präsidenten der Nationalversammlung am 29. Juli 1790 aufgefordert wurde, innerhalb vierzehn Tagen in derselben zu erscheinen, demselben seinen Austritt aus derselben angezeigt. Als dann die Civilkonstitution des französischen Klerus eingeführt wurde, und der Kardinal von Straßburg aus aufgefordert wurde, dieselbe in seinem Bistum einzuführen, hatte Rohan eine ablehnende Antwort gegeben. Ja, er hatte noch mehr gethan; am 28. November 1790 richtete er einen Hirtenbrief an die Priester seiner Diöcese und ermahnte sie zum Gehorsam gegen die Satzungen der Kirche und zum treuen Ausharren in der Verfolgung. Der niederrheinische Departementsrat verbot durch eine Proklamation vom 6. Dezember 1790 die Verlesung und die Verbreitung dieses Hirtenbriefes.

Es brach allmälig auch die Zeit heran, wo die Geistlichen nach dem Dekret der französischen Nationalversammlung vom 26. Dezember 1790 den Eid der Treue gegen die Konstitution leisten sollten. In Straßburg war der 23. Januar 1791 zu diesem Akte bestimmt. Die meisten Priester weigerten sich aus Gewissensgründen den Eid abzulegen. Auch der Kardinal von Rohan wollte von einem Eide nichts hören. Er wurde daher seines Amtes verlustig erklärt. Sein Nachfolger war der konstitutionelle Bischof Abbé Brendel (Franz Anton Brendel, geboren zu Lohr in Franken den 4. Oktober 1736, Professor des Kirchenrechts am bischöflichen Seminar, konstitutioneller Bischof, starb zu Straßburg als Archivar des niederrheinischen Departements am 23. Mai 1799). Der Kardinal von Rohan protestierte

gegen alle diese Vorgänge und that den neugewählten Bischof in den Bann.

Der Bischof Brendel wollte die Seminaristen, deren früherer Lehrer er war, bei sich behalten, allein sie verließen alle, 60 an der Zahl, das bischöfliche Seminarium und flohen nach Ettenheim. Der Kardinal brachte 15 von ihnen im Kloster Ettenheimmünster unter. Sie blieben daselbst bis im Oktober 1791. Es kamen noch einige nach, sowie viele emigrierte Geistliche, deren der Fürstbischof über 100 aufnahm. Während der Anwesenheit des französischen republikanischen Heeres (1794 und 1796) wurde der Kardinal von Rohan zum öftern genöthigt, seinen Wohnsitz in Ettenheim zu verlassen und einen Zufluchtsort in der Schweiz zu suchen.

Daß der Kardinal von Rohan von Ettenheim aus alle Bemühungen machte, um die revolutionäre Bewegung im Elsaß zu bekämpfen und die Anhänger des alten Regime, namentlich die Geistlichkeit und das Landvolk zur mutigen und treuen Ausdauer zu ermahmen, bedarf wohl keiner weitern Ausführung. Er wurde auch deswegen heftig zuerst von den Freunden des konstitutionellen Königtums im Elsaß, deren Seele der Maire Friedrich von Dietrich war und nachmals auf die gemeinste Weise von den Jakobinern in Spottgedichten und Pamphleten angegriffen. Viele Schriftstücke jener bewegten Zeit finden sich in dem Sammelwerke von Friedrich Karl Heitz: La contre-révolution en Alsace, de 1789 à 1793. Auch zahlreiche Bilder und Karikaturen von zweifelhaftem Werte erschienen in jener Zeit, wo die Leidenschaften so furchtbar erregt waren. Als die blutigen und langjährigen Revolutionskriege 1792 ausbrachen und mit ihren Schrecknissen ein Jahrzehnt lang die gesegneten Rheinufer heimsuchten, da hörte die Pamphletliteratur und die Publikation der satirischen Abbildungen auf, um dem bittern Ernste des Lebens Platz zu machen. Die Erreignisse jener titanenhaften Zeit waren so gewaltig, die Männer, die auf den Schlachtfeldern Lorbeeren und Siege errangen und die Welt mit dem Ruhme ihrer Waffenthaten erfüllten, waren so groß, daß jene kleinlichen und unbedeutenden Angriffe aufhörten und das Schwert an die Stelle der Feder trat, um die Entscheidung herbeizuführen.

Bedenklicher noch als der Aufenthalt des Fürstbischofs von Straßburg wurde für die Bewohner von Ettenheim die Bildung eines Condéschen Hülfskorps, welches später für das Städtchen und für das Haus der Prinzen von Condé verhängnisvoll wurde.

Gleichwie der Prinz von Condé in Worms aus den emigrierten Edelleuten ein Freikorps organisiert hatte, so machte der Kardinal von Rohan unter der Mitwirkung des Vicomte von Mirabeau ähnliche Rüstungen am Oberrhein und verwandelte das Städtchen Ettenheim in einen Werbeplatz und in ein Hauptquartier der französischen Emigranten.

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1791, also über ein Jahr vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges, waren 500 Mann in Ettenheim zu kriegerischen Zwecken versammelt; dieselben exerzierten aus Mangel an Waffen mit Rebstecken. Der Kardinal brachte diese sogenannte „Mirabeausche Legion“ im Amte Ettenheim unter. Auch das Kloster Ettenheimmünster bekam mehrmals Einquartierung. Am 11. Dezember 1791 weihte der Abt Landolin von Ettenheimmünster in Gegenwart des Generals Mirabeau und vielen Soldaten zwei Standarten für die Legion in der Landolinuskirche feierlich ein.

Am 6. Januar 1792 zog die Mirabeausche Legion in der Stärke von neun Kompagnien nach der bischöflich straßburgischen Stadt Renchen ab, um den adeligen Soldaten des Prinzen von Condé, welche von Worms herkamen, Platz zu machen. Die Condéschen Emigranten brachten das ansteckende Fleck- oder Faulfieber mit sich, so daß in den Jahren 1793 und 1794 viele Soldaten vom Tode dahingerafft wurden. Ja, die Epidemie verbreitete sich in der ganzen Gegend. Weil so sehr viele Menschen an dieser Krankheit starben und der Friedhof von St. Landolin bei Ettenheimmünster, wo ein Militärlazareth eingerichtet worden war, zum Begräbnis derselben nicht mehr ausreichte, wurde zu Anfang des Jahres 1791 ein besonderer Ort auf einer Wiese zur Bestattung der Toten angewiesen.

Auf das Fest Epiphaniä (16. Januar) 1795 wurde die ganze Umgegend von Ettenheim mit Truppen und Pferden des Condéschen Korps angefüllt und denselben im ganzen bischöflichen Amte Winter-

quartiere angewiesen, doch bereits am 22. Januar kam Befehl zum Aufbruch und alle mußten nach Rottenburg am Neckar abziehen.

Durch Moreaus Feldzug vom Jahr 1796 wurde die Gegend von Ettenheim eine Zeit lang von dem Condéschen Korps befreit. Bekanntlich überschritt der republikanische General am 24. Juni 1796 den Rhein bei Kehl, schlug am 5. Juli den österreichischen General Latour bei Rastatt und den 9. Juli den Erzherzog Karl bei Ettlingen und drängte die Österreicher bis an die Donau zurück. Durch Jourdans Niederlage in Bayern wurde Moreau zum Rückzuge durch das Donauthal gezwungen. Er führte denselben meisterhaft aus. Unter maßlosen Schwierigkeiten kämpfte er sich mit seiner Armee durch die Pässe des Schwarzwaldes durch und erreichte durch das unbesetzte Höllenthal, wo die Österreicher leicht sein Heer hätten vernichten können, Freiburg im Breisgau. Er langte mit seinen Truppen nach einem Marsche von vierzig Tagen in der Gegend von Hüningen an, wo er in der Nacht vom 24. Oktober 1796 den Rhein überschritt. Moreaus Rückzug ist in der neuen Kriegsgeschichte berühmt geworden. Bei Ankunft der französischen Armee flüchtete sich der Kardinal von Rohan in die benachbarte Schweiz.

Als die Revolutionskriege ihr Ende erreicht hatten und die politischen Zustände in Frankreich unter dem ersten Konsul eine friedliche Gestalt angenommen hatten, klärten sich auch die kirchlichen Verhältnisse ab. Der Papst Pius VII. schloß am 15. Juli 1801 ein Konkordat mit der französischen Regierung ab, welches am 5. April 1802 Gesetzeskraft erhielt. Der h. Vater bestätigte auch die neue Einrichtung der Bistümer nach Departementen und forderte deshalb die alten noch lebenden Bischöfe zur Resignation ihrer frühern Würden auf. Der Kardinal von Rohan verzichtete 1801 auf den linksrheinischen französischen Teil seines Bistums.

Still und einsam war es um den greisen Kirchenfürsten an seinem Lebensabend geworden. An dem Gange, den die Ereignisse seit 1789 genommen hatten, war Rohan zu der Einsicht gekommen, daß er machtlos sei gegen die neue Bewegung; auch war er innerlich geknickt und gebrochen durch die schweren Kämpfe und mannigfachen Leiden seines Lebens. Die Kreise um ihn hatten sich von Jahr zu

Jahr gelichtet; wenige Getreue waren ihm geblieben; immer einsamer war es um ihn geworden. Rohan selbst wandte sich von der Welt, deren Pracht und Herrlichkeit er genossen, deren Bitterkeit er aber auch gekostet hatte, immer mehr ab, um sich ausschließlich den Werken der Wohlthätigkeit zu widmen. Von allen seinen frühern reichen Einkünften, welche sich auf 1,800,000 Livres beliefen, waren ihm nur die bescheidenen Revenuen des Amtes Ettenheim geblieben. Das Amthaus, welches er dort bewohnte, glich gar wenig seinem einstigen prachtvollen Schlosse von Zabern.

In einem einfachen schwarzen Rocke und dunkeln Beinkleidern, das Haupt mit einer violetten Mütze bedeckt, einige sogenannte „Papilotten“ im silberweißem Haare, sah man oft den lebensmüden Greis, auf einen Stab gestützt, im Städtchen Ettenheim und in der Umgegend der Stadt umhergehen. Hätte nicht ein im Rohanschen Dienste ergrauter Kammerdiener den achtzigjährigen Greis begleitet und ihm manchmal, wenn er müde war, den Arm zur Stütze angeboten, man hätte ihn für einen einfachen Priester und nicht für einen einstigen Kirchenfürsten gehalten. Rohan besuchte vorzugsweise die Hütten der Armut, wo seine Erscheinung immer willkommen war. Und wenn er dann zitternd auf seinen Stab sich stützte und in seine bescheidene Wohnung zurückkehrte, da gedachte er wohl manchmal des Abstandes mit den vergangenen Tagen und rief innerlich seufzend mit dem Prediger Salomo aus: Vanitas vanitatum! Omnia vanitas!

Den Abschluß des Reichsdeputations-Hauptschlusses, wodurch infolge des Friedens von Lüneville (9. Februar 1801) der letzte Rest seines überrheinischen Bistums gleich den in Frankreich gelegenen Teilen ebenfalls säkularisiert und mit Baden vereinigt wurden, erlebte der Kardinal von Rohan nicht mehr. Er starb wenige Tage vor der Unterzeichnung desselben, am 17. Februar (nicht, wie irrtümlich einige Geschichtsschreiber behaupteten am 16.) 1803 in Ettenheim.

Er wurde im Chor der Pfarrkirche von Ettenheim auf der Evangelienseite unmittelbar neben den Mauern des Chors vor den Chorstühlen begraben. (Diese Notiz verdankt der Verfasser den gütigen Mitteilungen des Herrn Stadtpfarrers Moser in Ettenheim,

Bayerische Staatsbibliothek München

der dieselben in liebenswürdigster Weise gegeben hat.) Die Grabgruft ist bedeckt mit einer einfachen Steinplatte, ohne jeden Schmuck und enthält keinerlei Inschrift. Ueber der Platte befindet sich ein Kredenztisch; ein Grabdenkmal ist dem Kardinal nicht errichtet worden. Daß der Leichnam des letzten Fürstbischofs von Straßburg an der angegebenen Stelle begraben liegt, berichtet das Totenbuch der Pfarrei Ettenheim.

Das ehemalige bischöfliche Haus (der Amthof), das der Kardinal von Rohan zu Ettenheim bewohnte, besteht zur Zeit noch; es befindet sich in demselben das großherzoglich badische Bezirksamt und das Amtsgericht. Auf dem Rathaussaale zu Ettenheim befindet sich ein Portrait des ersten Kardinals von Rohan (Armand Gaston) und eine Büste von carrarischem Marmor, welche die Züge des letzten Fürstbischofs von Straßburg (Louis René Eduard) treu darstellt.

Zur Charakteristik des Kardinals von Rohan mögen noch folgende beide Urteile von Zeitgenossen dienen, welche unparteiisch sind und im wesentlichen übereinstimmen. Die oft in dieser Arbeit erwähnte geistvolle Baronin von Oberkirch schrieb in ihren interessanten Memoiren: „Rohan war ein schöner Prälat, in der hohen Gesellschaft gesucht und gern gesehen, voller Geist und Anmut, aber dabei von einer unbegreiflichen Schwachheit und Leichtgläubigkeit.“

„Der Kardinal von Rohan,“ schreibt der Herzog von Levis, „war schön gewachsen, er hatte edle Züge und die feinsten Manieren. Er liebte den Verkehr mit der großen Welt; er war geistreich und witzig, doch fehlte ihm ein gesundes nüchternes Urteil.“

IX.

Der Herzog von Enghien.

Ein Jahr nach dem Tode des letzten Fürstbischofs von Straßburg sollte das Städtchen Ettenheim noch einmal der Schauplatz eines tief aufregenden politischen Ereignisses werden, das in den Tafeln der Geschichte mit blutigem Griffel eingezeichnet steht und ein

Schandfleck im Leben Bonapartes ist. Es ist die widerrechtliche Verhaftung des unglücklichen Herzogs von Enghien.

Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, der einzige Sohn des Prinzen Heinrich Ludwig Joseph von Condé und einer Prinzessin von Orléans, war im Schlosse Chantilly den 2. August 1772 geboren (die Mutter des Herzogs von Enghien, die Herzogin von Bourbon, lebte von ihrem Gemahl geschieden. Sie war innig befreundet mit der Baronin von Oberkirch, die ihr in ihren Memoiren das beste Lob spendet). Er war ein talentvoller, lebhafter Knabe, der seinem Erzieher, dem bekannten Abbé Millot, Ehre machte. Schon zu Anfang der französischen Revolution, im Jahre 1789, verließ er Frankreich, trat 1792 in das Emigrantenkorps ein, das sein Großvater, der Prinz von Condé, am Rhein gesammelt hatte, und befehligte von 1796 bis 1799 die Avantgarde desselben. Seit dem Jahre 1801 hielt er sich, meist aus Zuneigung zu der Prinzessin Charlotte Louise Dorothea von Rohan-Rochefort, der Nichte (eigentlich der Tochter eines Vetters) des Kardinals von Rohan, welche letzterer zu seiner Universalerbin einsetzte, in dem an den Vorbergen des Schwarzwaldes freundlich gelegenen Städtchen Ettenheim auf. Der Herzog von Enghien vermählte sich heimlich mit ihr und lebte daselbst als Privatmann.

Dem argwöhnischen Bonaparte war das Vorhandensein der Condé'schen Legion in unmittelbarer Nähe der französischen Grenze schon längst ein Dorn im Auge. Überdies hatte sich zu Anfang des Jahres 1804 das Gerücht einer Verschwörung gegen den ersten Consul seitens der königlichen Prinzen und des von der Republik abgefallenen Generals Pichegru verbreitet, sowie die (übrigens falsche) Kunde, daß der Herzog von Enghien öfters geheime Reisen in Begleitung des Generals Dumouriez mache. Bonaparte beabsichtigte endlich mit den Bourbonen, welche ihm schon mehrere Male die glänzendsten Anerbietungen hatten machen lassen, wenn er ihre Restauration in Frankreich bewerkstellige, völlig und auf eine offenkundige Weise zu brechen. Deswegen beschloß er, einen Schlag gegen sie zu führen, der jede fernere Annäherung zwischen ihnen unmöglich machen würde. Er faßte den Entschluß, sich der Person des Herzogs von

Enghien, obwohl derselbe auf deutschem Boden und in einem befreundeten Staate (Baden) weilte, sich zu bemächtigen.

Zu dem Ende wurde der General Ordener nach Straßburg geschickt und demselben die Verhaftung des Herzogs und aller Personen seines Gefolges übertragen. Im Monat März erhielt die Gendarmeriebrigade von Benfeld, an deren Spitze der Wachtmeister Karl Friedrich Casimir Pfersdorff (geboren zu Buchsweiler den 29. Oktober 1769, daselbst als Zeichenlehrer am Gymnasium den 5. Dezember 1847 gestorben) stand, den Befehl über folgende Punkte genauen Bericht zu erstatten:

1) Wie viel Pferde man auf einmal über die fliegende Brücke von Rheinau hinabfahren könne?

2) Ueber die Anwesenheit eines in Ettenheim angekommenen royalistischen Generals, den man für Dumouriez hielt (es war der General Thumery) Erkundigungen einzuziehen.

3) Darüber Mitteilung zu machen, ob der Herzog von Enghien in Ettenheim wohne, seit wie lange er sich dort aufhalte oder von dort abgereist sei; ob in den Thälern des Schwarzwaldes französische Emigranten sich aufhielten und Zusammenkünfte hätten und welches die Namen der bekanntesten unter ihnen seien?

Alle diese Erkundigungen wurden an Ort und Stelle eingezogen und die Lage des Schlößchens, welches der Herzog in Ettenheim bewohnte, sorgfältig ausgekundschaftet. Dasselbe lag am Marktplatze, in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses. Einer der Kundschafter erblickte auch am 14. März den Herzog von Enghien auf einem Balkone in munterem Gespräch mit einigen adeligen Herren begriffen, mit welchen er eine Jagdpartie besprach.

Pfersdorff überbrachte in Person seinen Bericht dem Gendarmerieobristen Charlot in Straßburg. Er fand bei demselben die von Paris gekommenen Generale Ordener und Caulaincourt und wurde nun nicht mehr aus den Augen gelassen. Am folgenden Tage erteilte ihm der Obrist Charlot die Weisung, sich einer Expedition anzuschließen, die unter Leitung besagter Generale gegen Ettenheim stattfinden würde. Der Obrist und sein Wachtmeister, sowie ein anderer Gendarmerieoffizier stiegen in eine Postchaise, welche sie über

Schlettstadt und Rheinau nach Ettenheim brachte. Von Schlettstadt aus war ein Bataillon Infanterie nebst Dragonern eingetroffen, um das Gelingen der Expedition, welche General Ordener in Person befehligte, zu sichern.

Der Herzog von Enghien war mehrmals gewarnt worden, nicht zu nahe an der französischen Grenze zu weilen; allein die Liebe zur schönen Charlotte von Rohan hielt ihn in der gefährlichen Nachbarschaft zurück.

Übrigens fürchtete er keine Gefahr, weil er nicht konspirierte und zudem auf deutschem Boden sich befand. Daß seine Zuversicht eine trügerische war und Bonaparte vor keinem Mittel zurückschreckte, da, wo er einen bestimmten Zweck verfolgte, sollte Enghien zu seinem Verderben erfahren.

In der Nacht vom 15. auf den 16. März 1804 überschritten die französischen Truppen den Rhein bei Rheinau; sie marschirten vorsichtig und lautlos nach dem Städtchen Ettenheim und besetzten alle Zugänge zu dem in einem Garten gelegenen und von einer Mauer umgebenen Schlößchen, in welchem der Herzog in tiefem Schlafe lag. Bei dem dumpfen Lärm, den die Soldaten machten als sie in den Hof eindrangen, erwachte der Herzog; er sprang — es war um Mitternacht — halb angekleidet an das Fenster. Als er Flintenläufe blitzen und Säbel klirren hörte, begriff er rasch die Gefahr, in welcher er schwebte. Er wollte Feuer geben, allein ein Adjutant, der die Situation rasch überblickte und die Uebermacht des Feindes gewahr wurde, rief ihm mit angsterfüllter Stimme zu: Prince, je vous en conjure, ne tirez pas. Der Herzog folgte seinem Rat und schoß nicht; die Gendarmen und einige höhere Offiziere drangen in seinen Salon ein. Mitten in demselben befand sich ein ovaler Tisch, der mit Waffen bedeckt war. Der Prinz ergab sich ohne Widerstand zu leisten. Er wurde sofort festgenommen. Man ließ ihm nicht einmal die Zeit, sich völlig anzukleiden; so, wie er war, mußte er in eine Postchaise steigen, welche ihn ohne Aufenthalt bis an das Rheinufer brachte. In einem bereitstehenden Nachen fuhr der vor Kälte zitternde Herzog über den Strom, bestieg abermals eine seiner wartende Kutsche und fort ging es in raschem Trabe

Straßburg zu. Am Morgen langte der Prinz dort an und wurde in die Citadelle geführt, wo er zwei Tage blieb. Drei Jahrzehnte später, an einem Oktobermorgen des Jahres 1836 wurde auch ein Prinz aus dem Hause der Bonaparte in dieselbe Räume nach der Citadelle von Straßburg gebracht; allein, obgleich seine Schuld eine völlig erwiesene war, handelte Louis Philipp an dem Prinzen Louis Napoleon ungleich großmütiger als der erste Konsul an dem bedauernswerten Herzog von Enghien.

In der Morgenfrühe des 18. März mußte der gefangene Prinz die Reise nach Paris antreten. Der Wachtmeister Pfersdorff war sein Begleiter bis Vincennes. Er ließ unterwegs dem Prinzen, der das Land genau kannte, viele Freiheit, die derselbe nicht mißbrauchte. Enghien, dem man von Ettenheim aus noch Kleider und einen Beutel mit Louisdor's nachgeschickt hatte, war äußerst niedergeschlagen. Ihm ahnte nichts Gutes; sein Begleiter suchte ihn aufzurichten und ihm die Überzeugung beizubringen, die er selbst hatte, daß nämlich der erste Konsul sich der Person des Herzogs nur bemächtigt habe, um ihn als Geißel wegen der royalistischen Umtriebe in Frankreich zurückzuhalten. In der Nähe von Metz bot sich dem Prinzen eine Gelegenheit zur Flucht dar. Man hielt die Mittagsrast in einer Mühle — Saint-Remy genannt. Der Prinz ging im Hofe auf und ab; plötzlich erblickte er eine Hinterthür, die ins Freie führte; er versuchte sie zu öffnen, allein dieselbe war von außen verriegelt; ein Knabe hatte sie zufällig an jenem Tage verschlossen. So wurde der einzige Fluchtversuch, den der Prinz machte, vereitelt.

Am 20. März 1804 gegen Abend langte der Herzog vor den Thoren von Paris an. Dort fand sich der Befehl vor, man solle den Gefangenen unverzüglich nach dem Schloß von Vincennes führen, wo er nach einem Konsularbeschluß, dem sich Cambacérès anfänglich energisch widersetzt hatte, durch eine Militärkommission kriegsrechtlich sollte gerichtet werden. Im Donjon von Vincennes war man so wenig auf die Ankunft des Prinzen vorbereitet, daß nicht einmal ein anständiges Gemach vorhanden war, um denselben aufzunehmen. Man mußte noch in später Abendstunde einen Glaser rufen, um die zerbrochenen Fenster in aller Eile notdürftig auszubessern.

In derselben Nacht versammelte sich das Kriegsgericht, dessen Präsident der General Hüllin war; die Gendarmen kommandirte Bonapartes Adjutant, der rücksichtslose Savary. Die Gerichtsverhandlung ging schleunigst vor sich; kaum wurden die gewöhnlichsten Rechtsformen beobachtet. Der Prinz leugnete nicht, die Waffen gegen Frankreich getragen zu haben, allein, daß er an einer Verschwörung gegen den ersten Konsul sich beteiligt habe, konnte ihm nicht bewiesen werden. Trotzdem fällte das Kriegsgericht um vier Uhr morgens das Todesurteil gegen den Angeklagten. Schon eine halbe Stunde später ließ Savary dasselbe durch Gend'armes d'élite im Festungsgraben von Vincennes vollziehen. Vor seinem Tode übergab d'Enghien einem der Anwesenden seinen Trauring, eine Haarlocke und ein Abschiedsschreiben an Charlotte von Rohan, mit der Bitte dieses letzte Andenken an seine Bestimmung gelangen zu lassen, was auch geschah. Mit mutiger Fassung stellte sich der Prinz den Gendarmen gegenüber und fiel mit den Worten: Eh bien! mes amis!

Bei dem ersten Konsul hatten, bei der Kunde der Festnahme des Herzogs von Enghien, Josephine, Cambacérès und Berthier die dringendsten Vorstellungen über die völlige Nutzlosigkeit der Verurteilung und des Todes des Prinzen gemacht, allein vergeblich. In seinem Mémoires de Sainte-Hélène beschuldigt Napoleon den Fürsten von Talleyrand, daß er den an ihn gerichteten Brief des unglücklichen Prinzen ihm nicht rechtzeitig übergeben habe; allein schwerlich hätte dieses Schreiben, wenn es überhaupt existierte, — was aber der Fall nicht ist — irgend welchen Eindruck auf Bonaparte gemacht. Savary in seiner Schrift: Sur la Catastrophe de Mr. le Duc d'Enghien, Paris 1823, warf auf Talleyrand den Verdacht der Teilnahme an diesem Verbrechen, und doch war es gerade Talleyrand, der den Mord des Herzogs von Enghien als einen großen politischen Fehler bezeichnete und zu Napoleon das bedeutsame Wort gesagt hatte: Sire! ce n'est pas un crime, c'est une faute que vous avez commis.

Enghiens Reisebegleiter, Pfersdorff, erfuhr die Nachricht der Hinrichtung des Herzogs durch die öffentlichen Blätter. Er wurde davon so ergriffen, daß er eine schwere Krankheit durchmachte.

Des ersten Konsuls und nochmaligen Kaisers Ansehen ward durch diesen Justizmord gewaltig erschüttert. Napoleon sprach später nie gern von diesem Ereignis. Er kannte mit Namen alle Diejenigen, welche an der Expedition von Ettenheim teilgenommen hatten und vermied es in der ersten Zeit, mit ihnen zu verkehren.

Im Jahre 1821 wurde der Leichnam des Herzogs von Enghien ausgegraben, um in einer andern Ruhestätte in der Kapelle des Schlosses von Vincennes beigesetzt zu werden. Man fand den unglücklichen Prinzen in halbsitzender Stellung, die Beine vorn und nach oben ausgestreckt; der Leichnam war noch ziemlich wohl konserviert. In der Tasche seines Beinkleides fand man noch den mit Louisd'ors angefüllten Beutel, den man ihm von Ettenheim aus nachgeschickt hatte.

Die Prinzesin Charlotte von Rohan blieb dem Andenken ihres unglücklichen Gemahls treu, sie vermählte sich nicht wieder, sondern widmete ihr ferneres Leben dem Schmerze über ihren herben Verlust, den Pflichten der Religion und den Werken christlicher Wohlthätigkeit. Sie starb am 1. Mai 1841.

Durch den Aufenthalt des Kardinals von Rohan und des Herzogs von Enghien ist das Städtchen Ettenheim zu geschichtlicher Berühmtheit gelangt. Der Reisende, welcher es betritt, wird nicht versäumen, in der dortigen Pfarrkirche das Grab des letzten Fürstbischofs von Straßburg aufzusuchen. Und wenn er die schmucklose Steinplatte erblickt, unter welcher die irdischen Ueberreste des Kardinals ruhen, wird er im Hinblick auf die Vergänglichkeit aller Pracht und Herrlichkeit dieser Erde ausrufen:

Sic transit gloria mundi! Und wenn nach dem Austritt aus der Kirche sein Blick auf das stille Schlößchen fällt, wo Enghien mit roher Gewalt und wider alles Völkerrecht aus seinem tiefen Frieden herausgerissen werde, um im Festungsgraben von Vincennes zu verbluten, da wird im sinnenden Gemüte eine andere Erinnerung wach, diejenige an den gewaltigen französischen Imperator, vor dessen Machtgeboten einst ganz Europa zitterte, und der, als sein Stern vor Moskau, Leipzig und Waterloo erblichen war, als ein gefangener Prometheus auf dem Felseneilande St. Helena nach sechs qualvollen Jahren sein thatenreiches Leben beschloß. Dort wird vielleicht in

manch einer einsamen Stunde das Bild des Duc d'Enghien vor seinem Geistesauge emporgestiegen sein und eine innere Stimme ihm zugerufen haben: Es gibt eine göttliche Vergeltung!

X.

Literatur über den Kardinal von Rohan.

Wir befolgen in diesem Verzeichniß die chronologische Reihenfolge:

Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de La Motte etc. écrite par elle - même. Londres 1789.

Mémoires pour servir à l'Histoire des Evènements de la fin du dix-huitième siècle depuis 1760 jusqu'en 1806 à 1810, par un contemporain impartial, feu M. L'Abbé Georgel, Jésuite, ancien Secrétaire d'ambassade et chargé d'affaires de France à Vienne, grand vicaire de l'Evêché de Strasbourg et vicaire-général de la grande-aumônerie de France sous le prince Louis de Rohan, Cardinal Evêque de Strasbourg etc. Publiées par Mr. Georgel, Ancien Avocat au Parlement de Nancy à la Cour de Trèves, et à la Cour de Cassation, Neveu et Héritier de l'Auteur. Paris 1817. 6 vol.

Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg par Jean Frédéric Hermann, Ex-Législateur, ancien Maire de Strasbourg, Doyen de la faculté de droit etc. Strasbourg 1817. 2 vol.

Revue française du mois de Septembre 1838. Mémoires inédites du comte Beugnot.

Vaterländische Geschichte des Elsaß von der frühesten Zeit bis zur Revolution 1789, nach Quellen bearbeitet von Adam Walther Strobel, Professor am Gymnasium zu Straßburg; fortgesetzt von der Revolution 1789 bis 1815 von Dr. L. Heinrich Engelhardt, Professor der Geschichte an demselben Gymnasium. Zweite Auflage. Straßburg 1851. 6 Bände. (Hauptsächlich Band 5 und 6.)

Compardon: Marie Antoinette et le procès du collier. Paris 1864.

Heitz, Fréd. Charles: La contre-révolution en Alsace de 1789 à 1793. Pièces et documents relatifs à cette époque. Strasb. 1865.

Mémoires de la Baronne d'Oberkirch sur la cour de Louis XVI et la Société française avant 1789, publiées par le Comte Léonce de Montbrison son petit-fils. Paris 1869. 2e édit. 2 vol.

Ernest Lehr: L'Alsace noble. Trois vol. Paris et Strasbourg. Berger-Levrault 1870.

Sabourin de Nanton: Les salons du prince cardinal de Rohan, dans la Revue d'Alsace de 1872. Livraison des mois: Avril — Mai — Juin.

Geſchichte der Stadt Zabern im Elſaß ſeit ihrer Entſtehung bis auf die gegenwärtige Zeit. Nach Quellen bearbeitet von Dagobert Fiſcher. Zabern 1874.

Sierle: Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts. (Artikel über Caglioſtro.) Leipzig 1875.

Abbé Winterer: La persécution religieuse en Alsace pendent la grande Révolution de 1789 à 1801. Rixheim 1876.

Les Quatre Cardinaux de Rohan (Evêques de Strasbourg) en Alsace par Le Roy de Sainte-Croix. Strasbourg 1881.

Geſchichte des Bistums Straßburg von L. G. Glöckler, Pfarrer in Stotzheim. Straßburg 1881. 2 Bände.

Seinguerlet: L'Alsace française. Strasbourg pendant la Révolution. Paris 1881.

Kardinal L. R. E. Rohan zu Ettenheim. Von Albert Kürzel, Pfarrer zu Ettenheim-Münſter. s. l. et a.

Ferner die Memoiren von Mad. Campon, des Barons von Beſenval, von Valmont (Souvenirs du marquis de Valmont) und anderer, ſowie eine Menge von Broſchüren und Pamphleten, welche ſich teils auf Caglioſtro und die Halsbandgeſchichte, teils auf die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution beziehen.

V.

General Klebers Jugendjahre.

Der Klewer üffem Büredanz
Er isch e Hiesjer g'sin.
Dan. Ehrenfr. Stöber.

I.

Die volkstümlichste Kriegergestalt des Elsaß ist wohl diejenige des Generals Kleber, dessen Denkmal seit 1840 einen der schönsten Plätze Straßburgs ziert. Trotzdem daß Klebers Name bei jung und alt ein altbekannter ist und von den Elsässern mit Begeisterung genannt wird, herrscht doch in Bezug auf sein Leben, namentlich auf seine Jugendzeit, eine große Unwissenheit. Einige Züge aus seiner ersten jugendlichen Entwickelung zu berichten, ist der Zweck dieser Zeilen.

Johann Baptist Kleber wurde zu Straßburg am 9. März 1753 geboren. Sein elterliches Haus stund im Pflanzbad.[1]) Seine

---

[1]) Der Straßburger Lokal-Überlieferung zufolge, der Ehrenfried Stöber in obigem Motto einen poetischen Ausdruck gegeben hat, soll Kleber das Licht der Welt im sog. „Bauerntanz", einer einstigen Gerberei im „Bruch" (auf dessen Grund und Boden das Haus des Herrn Staatssekretärs sich erhebt) erhalten

Eltern waren: Der Steinhauer Johann Nikolaus Kleber und Regina Borgart. Der Vater stammte aus dem Dorfe Geispolsheim unweit Straßburg; die Mutter war aus dem oberelsässischen Städtchen Rufach gebürtig.

Am 10. März, einen Tag nach seiner Geburt, empfieng das Kind die heilige Taufe in der katholischen Pfarrkirche zu Alt St. Peter, welche das Pflanzbad mit den benachbarten Gassen als Kirchsprengel umfaßte. Hier folgt der Wortlaut aus dem — wie heute noch in lateinischer Sprache — geführten Taufregister:

Hodie decima marty anni millesimi septingentesimi tertii, a me scripto vicario ad Sanctum Petrum Seniorem intra Argentinam baptisatus est Joannes Baptista, filius Joannis Nicolai Kleber, civis hic, et Regina Borgart, conjugum, in hac parochia commorantium, natus pridie ejusdem mensis et anni. Patrinus fuit Joannes Adamus Frantz, civis hic; matrina Maria Anna Zurlach, uxor Nicolai Lambrecht, civis hic, patre præsente, qui mecum subscripserunt.

Le Perrain a déclaré ne savoir signer. Signé: Lambrecht, marraine; Kleber, père et Fitsichler, vicaire.[2])

Wenige Monate nach Klebers Geburt verlor das Kind seinen Vater. Die Mutter verheiratete sich nochmals mit einem Maurermeister Johann Burger, der im Dienste des Kardinals von Rohan, des Fürstbischofs von Straßburg, stand. Klebers Stiefvater bewohnte den „Büredanz", ein altertümliches Gebäude, wie deren viele früher im Grünen Bruch zu Straßburg sich befanden. Das Haus hatte seinen Namen davon, daß an gewissen Sonntagen die Bauern und Gärtner dort tanzen durften. Burger scheint ein wohlhabender Mann gewesen zu sein, denn in spätern Jahren erwarb er den

---

haben. Dem ist aber nicht also; das Haus zum Bauerntanz war die Wohnung von Klebers Stiefvater; das Kind selbst wurde im Pflanzbad geboren, welches zur katholischen Pfarrei Alt St. Peter gehörte.

[2]) Infolge dieser kirchlichen Notiz wäre das Datum des Geburtstages auf Klebers Denkmal: Né à Strasbourg le 6 Mars 1753 zu berichtigen. Nicht am 6. sondern am 9. März ist Kleber geboren.

„Engländischen Hof“ [3]), ein Landgut in der Gemarkung von Bischheim am Saum.

Kleber war ein aufgeweckter wilder Knabe, der seinem Stiefvater nicht gehorchen wollte. Seine Mutter übergab ihn daher zuerst den Großeltern in Geispolsheim, später einem würdigen katholischen Dorfpfarrer, der auf dem Lande wohnte, zur Erziehung, in der Hoffnung, daß der Knabe dort sein ungebundenes Wesen ablegen würde. Allein dem war nicht so; jede freie Stunde benutzte der kleine Wildfang um in Feld, Flur und Wald herumzuschweifen. Der gute Landpfarrer verlor bald allen und jeden Einfluß auf seinen Zögling. Infolge eines schelmischen Streiches, den er gespielt, sperrte ihn der Geistliche in den Keller ein. Dort aber rumorte der wilde Knabe so lange und machte solchen Unfug, daß ihn der Pfarrer wieder in Freiheit setzte, ihn aber nicht länger behielt, sondern seinen Eltern zurückgab.

Kleber war ein geistig sehr begabter Knabe und zeichnete sich durch sein aufgewecktes Wesen aus. Frühzeitig erweckte er die Aufmerksamkeit höher gestellter Persönlichkeiten. Der Kardinal von Rohan mochte ihn gerne leiden; im Hause Rohan lernte Kleber fertig französisch sprechen. Einst besuchte der Marschall von Contades, Gouverneur von Straßburg, den Kardinal von Rohan. Der Marschall hatte einen geschickten Koch namens Claus, der die Art der Bereitung der Straßburger Gänseleberpasteten erfunden haben soll. Demselben war kürzlich ein kleines Mißgeschick begegnet, welches das allgemeine Stadtgespräch bildete, dem Marschall aber unbekannt war. In der Ruprechtsau besaß Contades ein Landgut; dort wurden Hunderte von Gänsen gehegt; man mästete sie daselbst und zog sie in hölzernen Käfigen groß. In einer Nacht wurden sämmtliche Gänse durch unberufene Hände aus ihrem Gefängnis befreit. Am nächsten Morgen, als die Sache ruchbar geworden, geriet der arme Koch in eine wahre Verzweiflung. Der Kardinal von Rohan wollte dem Marschall von

---

[3]) Der „Engländische Hof“ hat seinen Namen daher, daß Robert Königsmann, der im Jahre 1620 den Tabaksbau im Elsaß einführte, die ersten Tabakpflanzen aus England brachte und auf seinem Gut in Bischheim die ersten Versuche zur Tabakkultur machte. Kurz vor der Revolution kaufte ihn Friedrich von Dietrich. Das Dietrichsche Wappen ist noch dort in den Stein gehauen.

Contades dies Ereignis auf eine feine Weise mitteilen. Er rief daher den kleinen Kleber herbei und fragte ihn mit spaßhaftem Tone, ob er nicht etwa Küchenjunge bei Herrn Claus werden möchte. Der muntere Knabe erwiderte lachend: „Das sei fern von mir, daß ich die Dienste des Hauses Rohan verlasse, um Mirmiton zu werden.“ „Wenn Du unartig sein willst und unfolgsam,“ sagte der Kardinal scherzhaft, „dann kommst Du zur Strafe zu Meister Klaus.“ Da hub der Knabe an mit heller Stimme das Sprüchlein zu singen:

„Güete Da, liewer Herr Clos,
Mir sin jetzt fréj un los,
Alli unseri Kamerade
Sin jetzt schun gebrate.
Güete Da, liewer Herr Clos.“

„Was will das bedeuten,“ fuhr der Marschall auf. „Warum verspottet dieser böse Junge meinen braven Koch, Herrn Claus?“ — „Sie nehmen die Sache zu tragisch auf, Herr Marschall,“ entgegnete ihm der Kardinal. „Kennen Sie denn das Malheur nicht, das Ihrem Koch widerfahren ist, und das Lied, das die Straßburger darauf gedichtet haben?“ —

Hierauf erzählte er ihm das Mißgeschick des Herrn Claus, der so klug gewesen war, seinem Herrn alles zu verschweigen. Lachend hörte ihm der Marschall zu und bat ihn, die Geschichte Abends bei Tafel seinen Gästen zu erzählen, was zum allgemeinen Ergötzen auch geschah.

Schon als Knabe zeigte Kleber besondere Anlage für die Geometrie und das Zeichnen; er machte in diesen beiden Fächern besondere Fortschritte. Auch körperlich entwickelte er sich frühzeitig; mit fünfzehn Jahren war er schon, auch im Charakter, zum Manne herangereift. Seine Eltern hielten ihn zur Arbeit an; wenn er aus den Unterrichtsstunden kam, erblickten ihn seine jugendlichen Genossen öfters mit Hammer oder Beil in der Hand in der Werkstätte seines Stiefvaters.

Kleber schämte sich der Arbeit nicht, sondern rühmte sich derselben öfters in spätern Jahren. „Ich bin einfacher Arbeiter gewesen,“ äußerte er gegen Freunde. „Ich habe Steine geklopft“ (j’ai cassé la

pierre), war einer seiner Lieblingsausdrücke. Einstmals zog ihm seine Beschäftigung eine Demütigung zu, aus welcher er aber mit Ehren herausging. Ein junger Infanterieoffizier hatte Kleber in dem Kaffeehause kennen gelernt und Freundschaft mit ihm geschlossen. Eines Tages aber erblickte er Kleber bei seiner Steinhauerarbeit. Der Offizier, betroffen bei diesem Anblick, brach in die verletzenden Worte aus: „Ich glaubte mein Freund sei aus einer anständigen Familie, es war mir aber unbekannt, daß er ein Maurer sei.“ Er fügte noch einiges der Art hinzu; Kleber hörte ihn ruhig mit verschränkten Armen an. Endlich aber verging ihm die Geduld und seinen Hammer schwingend ging er auf den Offizier zu und gab ihm mit dem Stiele einige Schläge auf die Achseln und sagte in drohendem Tone: „Mein Herr, wenn Sie nicht augenblicklich schweigen, so werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß ich noch andere Waffen als Hammer und Kelle zu handhaben weiß.“ Der Offizier entschuldigte sich und verließ kleinlaut den „Maurer“. Seitdem, wenn er Kleber begegnete, ermangelte er nicht, ihn schon von weitem höflich zu grüßen.

Auf den Wunsch seiner Eltern hin entschloß sich Kleber, Baumeister zu werden und begab sich zu seiner weitern Ausbildung im Jahr 1768 nach Paris. Dort trat er in das Atelier des berühmten Architekten Chalgrain ein. Er schloß sich in Paris mehreren jungen Leuten aus Besançon an, die im gleichen Atelier mit ihm waren; seine Vertrauten waren: Chéri, Jeanson und Paris; sie arbeiteten mit Kleber, waren aber auch seine Genossen in den mancherlei Vergnügungen, welche die Hauptstadt bot. Kleber war heißblütig und zur Sinnlichkeit geneigt; er führte in Paris nach der Weise der Jugend ein lockeres Leben und machte namentlich zum großen Kummer seiner Eltern leichtsinnig Schulden.

Im Jahre 1770 verließ Kleber die französische Hauptstadt, um nach Straßburg zurückzukehren. Auf der Rückreise hielt er sich einige Tage in Besançon auf, um seine Freunde zu besuchen. Er wurde mit großer Herzlichkeit aufgenommen. In Besançon hatte Kleber einen Ehrenhandel. Er sollte sich um einer geringfügigen Ursache willen, mit einem jungen Manne namens Doney schlagen. Tag und Ort der Zusammenkunft wurden bestimmt; beide Gegner fanden

sich ein; Doney aber, aus Furcht vor dem Ausgang des Duells, hatte seinen Vater davon in Kenntnis gesetzt und dieser ließ den Platzkommandanten benachrichtigen. Dieser schickte Soldaten, um die Duellanten festzunehmen. Das Militär kam aber zu spät, denn Kleber hatte seinen Gegner bereits verwundet. Als er in die Stadt zurückkehren wollte, wurde er am Thor angehalten und auf Befehl des Kommandanten in das Gefängnis abgeführt.

Seine Festnahme und Doneys unritterliches Benehmen wurden bald in Besançon bekannt; zahlreiche Fürsprecher verwandten sich um ihn bei dem Kommandanten und im Triumphe wurde Kleber aus dem Gefängnis abgeholt und durch die Stadt begleitet.

Nach diesem Abenteuer blieb Kleber noch einige Tage in Besançon, worauf er nach Straßburg zurückkehrte, wo er die Vorwürfe seiner Eltern, die ihn zur Sparsamkeit ermunterten, anhören mußte.

II.

Gerechtigkeitsliebe und Ehrgefühl gaben den nächsten Anlaß dazu, daß Kleber die militärische Laufbahn erwählte. In einem Kaffeehause zu Straßburg wurden einst zwei junge deutsche Edelleute im Beisein Klebers von einigen Straßburgern beschimpft. Kleber nahm Partei für die beiden Fremden und hielt den andern ihr unwürdiges Benehmen mit scharfen Worten vor. Infolge dessen schlossen sich die zwei Adeligen an Kleber an und sahen ihn täglich. Sie munterten Kleber, dem der Aufenthalt in seiner Vaterstadt nicht gefiel, auf, sie nach München zu begleiten und verhießen ihm durch ihre Vermittlung Aufnahme in die dortige Kriegsschule.

Von einem innern Thatendrang getrieben, ruhte Kleber nicht, bis seine Eltern ihm die Einwilligung zu seinem Eintritt in die militärische Karriere gegeben hatten. Er reiste hierauf mit seinen beiden Freunden nach München ab und wurde ohne sonderliche Schwierigkeit auf ihre Fürsprache in die Kriegsschule aufgenommen. Er gab sich mit allem Fleiße den Studien des Militärfaches hin. Durch

seine athletische Gestalt (il était comme un dieu d'Homère, sagt einer seiner Zeitgenossen), sein männlich-schönes, edles und geistvolles Gesicht, seinen heitern Charakter, seinen muntern Humor wurde er bald der allgemeine Liebling in der Anstalt. Auf seine Kameraden übte er einen großen Einfluß aus. Auch seine Lehrer bezeigten ihm Achtung und Liebe und lobten ihn über die Maßen. Dadurch wurde Klebers Ehrgeiz dermaßen geweckt und genährt, daß er sich zu einem höchst unüberlegten Schritte hinreißen ließ.

Kleber war kaum einige Monate in der Kriegsschule, als einer seiner Lehrer starb. Es wurde dessen Stelle hierauf ausgeschrieben. Wie groß war das Erstaunen des Kriegsministers als kurze Zeit darauf ein Gesuch des Kadetten Johann Baptist Kleber ihm überreicht wurde, in welchem derselbe allen Ernstes um die erledigte Lehrerstelle sich bewarb. Vierzehn Tagen Carcer war die Antwort des Ministers auf das Begehren des Schülers, dem noch ein scharfes Mahnschreiben zur Demut nachfolgte. Klebers Strafe erlitt aber eine Milderung durch ein unerwartetes Ereignis.

Der österreichische General Fürst von Kaunitz, ein Sohn des berühmten Staatsministers der Kaiserin Maria Theresia, war gerade in jenen Tagen in München angekommen, um die wichtigsten Anstalten der kurfürstlich bayrischen Haupt- und Residenzstadt München in Augenschein zu nehmen. Er wollte auch die Kriegsschule besichtigen und deren Einrichtungen kennen lernen. Als dies bekannt wurde, beschlossen Klebers Vorgesetzte, da er einer ihrer tüchtigsten Kadetten war, ihm seine Strafe zu erlassen und ihn in Freiheit zu setzen. Dies ward ihm auch mitgeteilt; er wurde darauf mit einer Strafpredigt aus dem Carcer entlassen.

Klebers Ehrgefühl war durch die ihm widerfahrene Behandlung auf das tiefste verletzt; er war fest entschlossen, die Kriegsschule zu verlassen, doch wollte er zuvor bei dem Besuche des österreichischen Generals alle seine Fähigkeiten in das hellste Licht setzen. Er wählte unter seinen Zeichnungen die gelungensten und stellte sie wie zufällig in einem der Säle auf, wo er dachte, daß der General durchgehen und sich aufhalten würde. Sein Plan gelang ihm nach Wunsch. Als der General mit seinem Gefolge in den Saal eintrat, fielen ihm

sofort Klebers Zeichnungen in die Augen. Er betrachtete sie voll Bewunderung und bat hierauf die ihn begleitenden Lehrer, ihm den Kadetten vorzustellen, von dem diese Zeichnungen herrührten. Man entgegnete ihm, er sei im nahen Fechtsaal; der General begab sich sofort dahin. Kleber, der dies erwartet hatte, entwickelte in der Fechtkunst eine außerordentliche Gewandtheit. Kaunitz, dem der junge, schön gewachsene Mann mit den feurigen Augen und dem martialischen Aussehen ausnehmend wohl gefiel, ließ ihn zu sich bescheiden und unterhielt sich längere Zeit mit ihm. Klebers Antworten und sein ganzes Wesen gefiel ihm so gut, daß er ihn einlud, ihn einmal in Wien zu besuchen und ihm, wofern er in österreichische Dienste treten wolle, eine Anstellung in dem nach ihm benannten Regimente versprach, dessen Inhaber er war.

Nach des Generals Abreise schrieb Kleber sofort an seine Eltern in Straßburg, um von ihnen die nötigen Geldmittel zur Reise nach Wien zu erlangen. Dieselben wurden ihm aber abgeschlagen; die Mutter Klebers ermahnte ihn vielmehr, nicht so wankelmütigen Sinnes zu sein, sondern in der Kriegsschule zu bleiben. Dieser abschlägige Bescheid entmutigte Kleber keineswegs; er kannte in München eine alte Baronin, die er einst in Straßburg gesehen hatte. Er ging zu derselben und sie streckte ihm bereitwilligst vier Louisd'or vor, mit welchen er sich auf den Weg nach der Kaiserstadt an der Donau begab. Der Fürst von Kaunitz hatte Kleber angewiesen, wenn er ihn je besuchen würde, sich in sein Landhaus in der Nähe von Wien zu begeben. Als Kleber dort anlangte, war der Fürst abwesend, auch hatte er im täglichen Getriebe der Geschäfte keinen Auftrag hinsichtlich des Münchener Kadetten hinterlassen. Klebers kleine Baarschaft war erschöpft, trotzdem verlor er die Geistesgegenwart nicht. Er nahm in einem benachbarten ländlichen Wirtshause Quartier und richtete von dort aus ein Schreiben an den General, Fürsten von Kaunitz, in welchem er demselben seine Ankunft meldete und seine Befehle erwartete. Nach Verlauf von drei Tagen erschien ein Beamter des Fürsten; derselbe fragte nach dem jungen Kleber, und teilte ihm mit, daß er ihn in das fürstliche Schloß geleiten sollte. „Ganz recht," erwiderte Kleber, „allein ich befinde mich im Wirtshaus und es ist

Brauch, daß man dasselbe nicht verläßt, ohne seine Zeche bezahlt zu haben; ich bin aber ganz und gar von Geld entblößt.“ Der Beamte lächelte, ließ sich die Rechnung überreichen und zahlte dieselbe. Er führte hierauf Kleber in das Kaunitzsche Schloß, wo er mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen wurde.

Der General von Kaunitz kehrte bald darauf zurück; er nahm sich seines Gastes freundschaftlich an und beauftragte ihn mit mancherlei Verschönerungen in Haus und Garten, deren sich Kleber zu seiner Zufriedenheit entledigte. Er mochte auch gerne mit ihm verkehren. Kleber ward im Hause des Fürsten gleichsam als ein Hausfreund behandelt. Kaunitz nahm ihn mehrmals mit nach Wien; bei einer Truppenmusterung, die Joseph II. abhielt, bemerkte der Kaiser den herrlich gewachsenen Jüngling und erkundigte sich beim General nach dessen Namen und Herkunft. Kaunitz gab ihm die nötigen Aufschlüsse und empfahl ihn dem Kaiser für eine Lieutenantsstelle, die ihm auch sofort bewilligt wurde.

Im Jahre 1776 trat Kleber in das Regiment von Kaunitz ein. Die meisten Offiziere nahmen ihn wohlwollend auf; einige dagegen ärgerte es, daß er aus Gunst, ohne die nötigen Prüfungen bestanden zu haben, eingerückt war. Sie gaben es ihm durch mancherlei Anspielungen zu verstehen. So sagte eines Tages bei der Offizierstafel ein Lieutenant vor allen Gästen mit einem Seitenblick auf Kleber: „Ja, so geht es, wenn man sechs Schuh hoch ist, wird man gleich Lieutenant, während andere lange auf eine solche Anstellung warten müssen.“ Kleber, der die Anspielung vollkommen verstand, schwieg still; aber nach der Tafel nahm er den Vorlauten besonders und sagte ihm, daß er ihm beweisen wolle, daß er noch andere Eigenschaften als seine körperliche Größe besitze. Er forderte ihn zum Zweikampf heraus und verwundete ihn; doch versöhnte er sich wieder mit ihm und die beiden wurden Freunde. Allmählig gewann Kleber die Zuneigung aller seiner Standesgenossen, obwohl die meisten derselben von Adel waren und manche Vorurteile gegen ihn, den Bürgerlichen und dazu noch Ausländer, zu überwinden hatten.

Kleber wünschte nichts sehnlicher als einen Krieg, um sich auszuzeichnen in dem Waffenhandwerk, dem er mit Leib und Seele zu-

gethan war. Einen Augenblick schien es, als ob ein Feldzug gegen die Türken im Anzuge wäre.

Joseph II. wollte seine Truppen mit denjenigen Katharinas II., der Kaiserin von Rußland, vereinigen, um die Türkei anzugreifen. Klebers Regiment wurde nach Ungarn beordert, kehrte aber bald, da der Friede zustande kam, nach Österreich zurück.

Bald darauf schien es, als ob Österreich und Preußen einander befehden würden. Bekanntlich wollte Joseph II. die Niederlande, welche die österreichische Herrschaft mit Unwillen ertrugen, gegen das Kurfürstentum Bayern vertauschen und war auf dem Punkte, mit dem Kurfürsten einen hierauf bezüglichen Vertrag abzuschließen; allein Friedrich II., der große Preußenkönig, widersetzte sich mit aller Macht diesem Vorhaben. Die österreichischen und preußischen Truppen standen schon gegeneinander, schon war es zu einigen Vorpostengefechten gekommen, da machte der Frieden von Teschen (1779) diesen kriegerischen Eventualitäten ein Ende.

Nach geschlossenem Frieden bezogen die österreichischen Truppen wieder ihre Garnisonen. Klebers Regiment, (Fürst Kaunitz, später Herzog von Württemberg) wurde in die Festung Luxemburg verlegt. Dort verlebte Kleber einige ruhige Jahre, geliebt von seinen Standesgenossen, angebetet von den Soldaten, geachtet von seinen Vorgesetzten.

Ein leiser Hang zur Herrschsucht machte sich damals bei Kleber hie und da bemerkbar. Ihn davon zu heilen, wandten seine Kameraden folgendes Mittel an. Eines Tages, als Kleber bei der Mahlzeit erscheint, findet er bereits alle Offiziere bei Tische versammelt; das wundert ihn ein wenig, mehr aber, als er einen etwas erhöhten von einem Baldachin besetzten Sitz erblickt, der offenbar für ihn bestimmt war. Kaum eingetreten, so führen zwei Offiziere Kleber mit einem gewissen Ceremoniell an den für ihn bestimmten Sitz. Kleber nimmt die Sache von der guten Seite auf; er fragt, was das alles bedeute; man entgegnet ihm, er müsse heute den Vorsitz über die Versammlung führen, die sich seinen Beschlüssen unterwerfen würde. Kleber lächelte, fühlte aber deutlich die Lehre heraus, die man ihm geben wollte und richtete für die Zukunft sein Benehmen darnach ein.

Solche kleine Neckereien brachten keine Störung in die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen sämmtliche Offiziere des Regiments zu einander standen. Kleber selbst gab bald nachher einen glänzenden Beweis davon.

III.

Ein Hauptmann des Regiments, ein Herr von Sauveau, befand sich eines Abends in einer großen Gesellschaft, in welcher viele Luxemburger waren. Durch ein unseliges Mißverständnis entstand ein kleiner Wortwechsel zwischen einem reichen Banquier der Stadt und besagtem Hauptmann. Man flüsterte sich zu, es sei nachher eine Herausforderung zum Zweikampf erfolgt. Wie dem auch sei, einige Tage später fand man den Leichnam des Banquiers vor einem der Stadtthore von einem Degenstich durchbohrt. Die Familie des Getöteten ließ genaue Nachforschungen halten, die aber zu keinem bestimmten Ergebnisse führten. Da entsann man sich des Wortwechsels, den kurz zuvor der Hauptmann von Sauveau mit dem Toten gehabt hatte. Die Stimmung der öffentlichen Meinung bezeichnete Sauveau als den Urheber des Todes des Banquiers. Unglücklicherweise war der Hauptmann bei dem Oberstlieutenant von Rudan nicht beliebt und es waren damals die Verordnungen gegen die Duelle in Österreich sehr streng. Die Sache nahm daher einen sehr ernsthaften Charakter an. Sauveau wurde gefänglich eingezogen und in Eisen gelegt; Kleber, sein vertrauter Freund, that das Menschenmögliche, um ihm Freiheit und Ehre zu retten. Es gelang dies auch seinen unermüdlichen Bemühungen. Als der Kourier, der den Beschluß des kaiserlichen Hofrats von Wien brachte, in Luxemburg eintraf, hatte Kleber zufällig die Wache im Gefängniß. Er war daher einer der ersten, der die Nachricht der Befreiung von Sauveau erfuhr. Er wurde vor Freude ganz außer sich, lief sofort mit dem Gefängniswärter in den Kerker seines Freundes, ließ ihm alsbald seine Ketten abnehmen, umarmte ihn wiederholt und weinte wie ein Kind. Erst als der erste Moment der Aufwallung vergangen war, erinnerte er sich, daß

er seinen Posten nicht hätte verlassen sollen und kehrte sofort in die Wachtstube zurück.

Mit solchem Edelmut handelte Kleber gegen seine Freunde. Kurz nach diesem für ihn so ehrenvollen Ereignisse verließ er den österreichischen Dienst. Zweierlei Gründe bewogen ihn hauptsächlich dazu: einmal das unthätige Leben, das in Luxemburg der thatendurstige, nach Kriegsruhm sich sehnende Mann führte, zum andern die vielen Ausgaben, denen ihn sein Beruf aussetzte und die ihn, den mit dem Gelde nie haushaltenden, sondern freigebigen Krieger, allmälig in Schulden stürzten.

Unter diesen Umständen begehrte Kleber einen Urlaub, um nach Straßburg sich zu begeben, teils um Geldmittel daselbst flüssig zu machen, teils um den Rat seiner Eltern und Freunde zu vernehmen. Jedermann riet ihm, da er unbemittelt war und die Offizierskarrière mit mancherlei Geldopfern verbunden war, seinen Abschied zu nehmen. Dies that schließlich Kleber, wiewohl mit widerstrebendem Herzen, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Er reichte im Jahr 1783 sein Abschiedsgesuch ein, nachdem er sieben Jahre lang mit Ehren die österreichische Uniform getragen hatte.

Kleber wurde nachmals dem damaligen Intendanten des Elsasses, dem Herrn de la Galaizière vorgestellt und empfohlen. Derselbe bezeigte ihm ein lebhaftes Interesse; durch dessen Verwendung erhielt Kleber den Titel eines „Inspektors der öffentlichen Gebäude im Oberelsaß“ mit Amtssitz in Belfort. Kleber ging um so lieber in jene elsässische Grenzfestung, als er dort einen Stiefbruder, den Sohn seines zweiten Vaters Burger hatte, der das Amt eines Festungsbauten-Unternehmers daselbst bekleidete. Somit kehrte Kleber zur Baukunst zurück und wäre wohl derselben treu geblieben und hätte sich als Baumeister einen geachteten und ehrenvollen Ruf erworben, wenn die Zeiten friedlich sich gestaltet hätten.

Einen Titel hatte Kleber wohl, aber keine bestimmte Thätigkeit; er mußte sich als Unternehmer um Arbeiten bewerben. Doch er war geschickt in seinem Fach und wandte auch allen Fleiß an, um sich in der Baukunst zu vervollkommnen. Als im Jahre 1786 die Rede davon war, das städtische Spital Hotel Dieu in Paris nach der

Schwaneninsel zu verlegen und einen Neubau aufführen, schrieb die Pariser Akademie der Wissenschaften einen Preis für das beste Bauprojekt aus. Kleber war einer der Preisbewerber und verfertigte einen sehr sorgfältig ausgearbeiteten Plan. Er hoffte, daß der Intendant in Belfort ein ähnliches Spital nur in kleinerem Maßstabe, würde aufbauen lassen. Die Stürme der französischen Revolution vernichteten alle diese Pläne. Klebers Bauriß wurde 1792 im Archiv des oberrheinischen Departements niedergelegt.

Kleber studierte auch fleißig in seinen Mußestunden; er las die Schriften der französischen Encyklopädisten; die philosophischen Bücher zogen ihn sehr an. In religiösen Dingen dachte er frei und war Fatalist.

Kleber machte von Belfort aus viele kleine Reisen in die Umgegend, um die Bauten zu besichtigen. Er errichtete mehrere Gebäude, die noch heute stehen. So baute er das Schloß von Grandvillars bei Belfort, das Spital der Stadt Thann und das Stiftsgebäude der Stiftsdamen von Masmünster (heute Fabrik Köchlin).

Als die französische Revolution ausbrach, bekannte sich Kleber sofort zu deren Ideen und Grundsätzen. Mit wahrem Heißhunger verschlang er den Inhalt der politischen Tagesblätter. Er wollte, wie tausend andere auch, die Reformen der bestehenden Mißbräuche; er sah im Geiste ein goldenes Zeitalter hereinbrechen und schwärmte für die neue Ordnung der Dinge. Dabei legte er auf Nebendinge kein Gewicht. Als die Mode aufkam, die dreifarbige Kokarde anzulegen, nahm Kleber davon keine Notiz. Desgleichen trat er nicht in die Nationalgarde ein, weil ihm dieselbe eine Spielerei schien. Eines Tages, als er über einen Platz ging, traten einige Nationalgarden auf ihn zu und riefen ihm in drohendem Tone zu, entweder die Kokarde zu tragen oder sich nicht mehr öffentlich sehen zu lassen. Kleber hörte sie ruhig an, dann rief er ihnen mit seiner Donnerstimme zu: „Ihr seid nur Hampelmänner (vous n'êtes que des pantins); ich war ein Patriot schon zu der Zeit, wo Ihr die Anbeter des alten Regimes noch gewesen seid. Wenn wir einmal Krieg haben, dann wird man die wahren Freunde der Revolution kennen; seid alsdann versichert, daß ich nicht unthätig hier sein werde.

Eine Kokarde aber werde ich anlegen, wenn es mir gefällt oder wenn das Gesetz es gebietet. Wenn einige von Euch aber daran sich stoßen, so bin ich bereit, ihnen Genugthuung zu geben.“ Nach diesen Worten drückte Kleber seinen Hut auf den Kopf ein, warf seinen Widersachern einen drohenden Blick zu und setzte unbeläſtigt seinen Weg fort.

Die Unordnungen und Gräuel der Revolution hat Kleber von Anfang an gemißbilligt und auch bekämpft. Als in Belfort die royalistisch gesinnten Offiziere der beiden Regimenter de Lauzun und Liégeois eines Tages ein großes Gastmahl gegeben hatten, durchzogen sie mit erhitzten Köpfen die Straßen der Stadt und sangen Lieder, die damals von der öffentlichen Meinung verpönt waren. Sie zogen vor das Rathaus, dessen Thüren verschlossen waren; sie wollten sie, unter Beschimpfung der Municipalität, einbrechen und ein Offizier zog den Säbel gegen einen der Municipalräte. Auch die Soldaten zogen, den Säbel in der Faust, in der Stadt herum und versetzten alles in Schrecken. Da trat Kleber ihnen mit wahrem Löwenmute entgegen; er sprach den erschrockenen Bürgern Mut zu und wies das Militär in seine Schranken zurück. Bekanntlich verordnete die Nationalversammlung die Festnahme der Rädelsführer und die Auflösung der beiden Regimenter.

So verflossen Klebers Jugendjahre und so war er für seine militärische Laufbahn vorbereitet, als die Revolutionskriege ausbrachen. Es liegt nicht in unserm Plane, ihn auf die blutigen Schlachtfelder zu begleiten, wo er die unverwelklichen Lorbeeren seines Ruhmeskranzes sammelte. Seine glänzenden Waffenthaten gehören der Geschichte an; Mainz und Kairo, das Gefilde der Vendée, wie die Ufer des Rheines, das fruchtbare Nilthal wie die glühende syrische Sandwüste, sind die Zeugen seiner Tapferkeit und seiner kriegerischen Erfolge gewesen, Altenkirchen und Savenay, Mont Thabor und Heliopolis verkünden der Nachwelt den Ruhm des Straßburger Heldensohnes, dem seine Vaterstadt ein Denkmal aus Erz und Granit gesetzt hat. Unsere Absicht war, dem heutigen Geschlechte ein geistiges, jugendliches Bild des Mannes vorzuhalten, dessen Namen ein volkstümlicher ist wie kein zweiter im Elsaß, und dessen Feldherrngenie,

in Deutschland geweckt und gepflegt, die Welt mit Staunen erfüllt hat.

Literatur über Kleber: Außer den beiden neuern großen Werken von Baron Ernouf und Comte Pajol und Thiers: Histoire de la révolution française, vergleiche über Klebers Jugend namentlich Lubert (d'Héricourt): Vie du général Kléber. Paris 1801, in 8° avec portrait. Lubert, gebürtig aus Héricourt bei Mömpelgard, war ein Jugendfreund Klebers und verkehrte viel mit ihm während seines Aufenthaltes in Belfort. —

VI.

Ein elsässisches Malerleben.

Johann Urban Guérin.

1769 — 1836.

Der Name Guérin hat sowohl im Elsaß und in Frankreich, von welchem das Geschlecht abstammt, als in der Künstlerwelt überhaupt, einen guten Klang. Die Familie Guérin hat eine ganze Reihe von geschickten Kupferstechern und Malern seit mehreren Generationen geliefert und deren Kunstwerke erregen noch heute die Bewunderung aller Kenner. Aber nicht nur in der idealen Welt der Kunst, auch in dem bewegten politischen Leben Frankreichs, in den Stürmen der französischen Revolution, in der Epopöe des napoleonischen Kaiserreichs und in den friedlichen Zeiten der Bourbonenherrschaft hat der Mann, dessen Leben als Mensch und dessen Wirken als Künstler wir in großen Zügen zu schildern versuchen, eine höchst ehrenvolle Rolle gespielt und seinen edlen Charakter auch in den schwierigsten Lagen des Lebens nie verleugnet. Sein Andenken verdient es wohl auch, der Nachwelt erhalten zu bleiben und die Stadt Straßburg, deren Museum einst mit mehreren seiner schönsten Gemälde geschmückt war, darf stolz sein auf diesen ihrer besten Söhnen einen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ sich ein geschickter Kupferstecher aus der Gegend von Langres in der Champagne zu Straßburg nieder. Er hieß Johann Guérin und war der Stammvater des Straßburger Malergeschlechts. Durch seine großen Fähigkeiten und mit Hilfe hoher Empfehlungen gelang es ihm, die Stelle eines königlichen Kupferstechers an der Münze von Straßburg,[1]) einer der bedeutendsten Prägeanstalten Frankreichs, zu erlangen. Am 4. April 1755 verheiratete sich der französische Graveur, und zwar mit einer Elsässerin, Margaretha Heller aus Weißenburg. Von da an gehört er seiner zweiten Heimat, dem Elsaß, ganz an. Aus dieser Ehe entsprossen drei Söhne: Edmund, Christoph und Johann Urban. Christoph Guérin wurde gleichfalls, wie sein Vater, ein geschickter Kupferstecher. Er war der Gründer des früheren Museums von Straßburg, das bis zum Jahre 1870 in der Aubette bestand. In der Revolutionszeit war es Christoph Guérin, der größtenteils das Straßburger Münster vor dem Vandalismus der Jakobiner, die es zerstören wollten, rettete. Sein Sohn Gabriel war ein talentvoller Maler, dessen Gemälde in den Pariser Ausstellungen (salons de peinture) mehrmals mit Ehrenpreisen bedacht wurden. Gabriel Guérin starb in Folge eines Wagensturzes bei einem Ausflug in die benachbarte Rheinpfalz im Jahre 1845.

Johann Urban Guérin erblickte zu Straßburg in der alten Münze, der Amtswohnung seines Vaters, am 1. April 1760 das Licht der Welt. Er war ein zarter, feiner Knabe, welcher schon als Kind ein unverkennbares Talent für Zeichnen und Malen an den Tag legte. Sein erster Lehrer war der in Straßburg lebende Künstler Houin, dessen Pastelle damals gesucht und geschätzt waren.

---

[1]) In der Stadt Straßburg wurden von Alters her Münzen geprägt; schon im 9. Jahrhundert erhielten die Bischöfe von Straßburg das Münzrecht. Später, als die Stadt aus einer bischöflichen zu einer kaiserlichen freien Reichsstadt erhoben wurde, erhielt sie das Recht Gold-, Silber- und Kupfermünzen zu schlagen. Das älteste Münzgebäude stand auf dem Martins- (heutigen Gutenberg)platz, am Eingang der alten Sporen-(Spieß)gasse, der Pfalz (dem alten Rathaus) gegenüber. Als dieses Gebäude abgebrochen wurde, ward um das Jahr 1750 die Münze in das frühere Intendanturgebäude (intendance) bei dem Thomasplatz verlegt.

Auch Guérin zeigte ein unverkennbares Talent für die Malerei. Der Marschall von Contades, Gouverneur des Elsaß, ein feinfühlender und kunstsinniger Herr, fand Wohlgefallen an den Arbeiten des strebsamen Jünglings und interessierte sich für ihn; er beschloß deswegen, ihn zu seiner ferneren Ausbildung auf Staatskosten nach Paris zu schicken. Im Oktober 1785 verließ der sechzehnjährige Guérin seine Vaterstadt, um in die große Welt, wo er so viel erleben sollte, sich zu begeben.

Seine Eltern hatten ihm für einige hochgestellte Personen Empfehlungsschreiben verschafft. Einer seiner Hauptgönner wurde der Baron Friedrich von Dietrich, der nachmalige erste konstitutionelle Maire von Straßburg, der auf eine so tragische Weise endete. Guérins Vater hatte gewünscht, daß sein Sohn in die Malerakademie eintreten möchte, um sich in seinem Fache gründlich auszubilden.

Bald aber machte Guérin die Wahrnehmung, daß die Pastellgemälde immer mehr aus der Mode kamen und die Miniaturportraits mehr gesucht und beliebt wurden. Es wurde bald guter Ton am Versailler Hof, daß jede hoffähige Person sich in Miniaturformat malen ließ. Die königliche Familie ging in dieser Beziehung dem Hof mit ihrem Beispiel voran. Bald wurde es Mode, Brillantringe, kostbare Tabakdosen, geschmackvolle Bonbonnières und Nippsachen aller Art mit Medaillons zu verzieren. Marie Antoinette ließ sich so mit ihren königlichen Kindern malen und verschenkte dann diese Miniaturporträts, die auf Schildkrötenschalen oder goldenen Fingerringen auf das feinste gemacht waren, an hervorragende Persönlichkeiten, die sie auszeichnen wollte.

Der berühmteste Miniatur- und Porträtmaler in Paris war damals Augustin. Bald erhielt er einen Nebenbuhler. Johann Guérin malte nämlich das Porträt der Gemahlin des Marschalls von Matignon mit solcher Feinheit und solchem Farbenschmelz, daß es die allgemeine Bewunderung erregte und des Malers Ruf gegründet ward. Die Königin wandte Guérin ihre Gunst zu; er verfertigte die Porträts von Ludwig XVI. und Marie Antoinette und nun drängten sich die französischen Prinzen und Höflinge und die hohen Damen in des bescheidenen Malers Atelier. Die Herzoge von Praslin, von Choiseul,

von Rohan, von Montmorency, von Breteuil, von Larochefoucauld, von Broglie und andere bestellten ihre Porträts en miniature bei Guérin. Dieser hatte nun vollauf zu thun und da seine Gesundheit damals etwas schwach war, griff ihn die Arbeit ungemein an. Auch erfolgte die Zahlung seiner adeligen Gönner nicht immer nach Wunsch; Guérin hatte viel zu thun und war bis in die Nacht beschäftigt, aber seine Einnahmen waren sehr gering. Die finanzielle und wirtschaftliche Lage des französischen Adels war damals eine schlimme; Alles deutete auf eine Krisis hin und die Vorboten der Revolution warfen schon ihre dunkeln Schatten auf die höhern Gesellschaftskreise. Guérin fühlte sich oft sehr deprimiert; er geriet in eine so hypochondrische Stimmung hinein, daß ihm das Leben als eine schwere Last erschien, die er oft kaum noch meinte ertragen zu können; nur die Musik, die er leidenschaftlich liebte, vermochte den bösen Geist zu bannen und seinen Lebensmut zu stärken. Er hatte auch in der französischen Hauptstadt mehrere junge Elsässer kennen lernen, mit denen er häufig verkehrte.

Bald brachen die Stürme der großen Revolution aus, die in Guérins Leben und Anschauungen tief eingriffen und seinem Denken und Fühlen, ja seinem ganzen künstlerischen Wirken eine völlig veränderte Gestalt gaben.

Höchst interessant für die Schilderung der damaligen Zustände und Ereignisse, sind die Aufzeichnungen Johann Guérins in seinem Tagebuch. Dieses Journal, das im Besitz der Familie Guérin in Paris sich befindet, beginnt mit dem 1. Januar 1788 und schließt mit dem 25. Juli 1792 ab. Es bildet einen nicht unwichtigen Beitrag zur Pariser Revolutionsgeschichte, die sich von einem Augenzeugen, von einem Miniaturmaler, der in der Detailschilderung ein Meister ist, beschrieben, ganz anders ausnimmt als in den großen episch angelegten Werken eines Thiers und Louis Blanc. Die Männer der Revolution erscheinen hier in einem andern Lichte als in dem Nimbus der französischen Legende.

Gleich der großen Mehrzahl seiner jugendlichen Zeitgenossen schwärmte Guérin anfänglich für die neuen Ideen und für die Schlagwörter von Freiheit, Volksrechten und Menschenwürde. Er war ein begeisterter Anhänger der Nationalversammlung; dabei aber

kein Republikaner, sondern ein treuer Streiter für das konstitutionelle Königtum.

Bei der Erstürmung der Bastille war Guérin von Paris abwesend; er hatte im Gefolge eines seiner Gönner, des Herrn von Fougy, eine Reise nach Straßburg, wo letzterer Geschäfte zu besorgen hatte, unternommen. Er verweilte friedlich im Schooße seiner Familie bis zum 13. Juli 1789, wo Fougy durch seinen Herrn, den Grafen von Provence, des Königs Bruder, in aller Eile nach Paris zurückgerufen wurde. Guérin mußte mit ihm die Rückreise unternehmen. In Toul erfuhren sie den Aufstand des Volkes und die Einnahme der Bastille. Am 20. Juli befand sich Guérin wieder in der französischen Hauptstadt. Die Gräuelscenen, die er kurz darauf erlebte, erfüllten seine reine Seele mit Wehmut und tiefer Trauer und führten ihn von den Höhen der jugendlichen Freiheitsideale in die Prosa des wirklichen Lebens hinab, wo damals die entfesselten Leidenschaften in wilder Gährung sich befanden.

Unterm 22. Juli schreibt er in sein Journal:

„Ich ging heute gegen drei Uhr Nachmittags ins Palais Royal. Kaum war ich dort angekommen, als ich eine wüthende Volksmenge gewahr wurde, die auf einer Heugabel das blutende Haupt des Marine-Intendanten Foulon unter wüstem Geschrei herumtrugen und den Rumpf des unglücklichen Mannes in der Straße nachschleppten und herumzerrten. Um den schauerlichen Eindruck dieser Scene zu verwischen, begab ich mich in die italienische Oper, um der ersten Vorstellung des „Barbier di Siviglia“ beizuwohnen, allein nichts war im Stande, den blutigen Straßenauftritt, dessen Zeuge ich gewesen war, aus meiner Einbildungskraft zu verwischen. Um neun Uhr Abends verließ ich das Schauspielhaus und kehrte nach dem Palais Royal zurück. Als ich gegen 10 Uhr nach Hause gehen wollte, hörte ich auf einmal mit lauter Stimme den beängstigenden Ruf: „Hier ist das Kleid des Herrn Intendanten von Paris!“ Dieses mit Blut und Schmutz bedeckte Kleid wurde in der That auf einer hohen Stange unter dem Schein der Fackeln in den Straßen der Stadt herumgetragen. Mein Herz zitterte; ein innerliches Beben erfaßte mich; ich wollte fliehen, da ertönte plötzlich der

von der bluttrunkenen Menge tausendstimmig wiederholte der Ruf: „Hier ist das Haupt, hier ist das Herz des Herrn Intendanten von Paris!“ (Berthier von Sauvigny.) Unwillkürlich folgte mein Blick der Richtung, von welcher das Geschrei erschallte; ich sah ungefähr 60 bewaffnete Reiter nach dem Garten des Palais Royal sich bewegen. Eine ungeheure Volksmenge folgte denselben mit brennenden Fackeln. An ihrer Spitze ging ein Mann und schwang eine Heugabel mit einem blutigen verzerrten Haupte; ein anderer trug das Herz des ermordeten Intendanten. Mir ward schauerlich zu Muthe; ein Schleier bedeckte meine Augen, beinahe schwanden meine Sinne. Noch nie hatte solch Entsetzen sich meiner bemächtigt wie damals, wo ich die menschliche Natur von ihrer Nachtseite kennen lernte.

Ich eilte mit Schrecken beflügeltem Fuße nach Hause. Aber wer beschreibt mein Entsetzten, als mir auf dem Pont-Neuf ein neuer Volkshaufe entgegentritt, welcher mit wildem Wutgeschrei den Rumpf und die Beine des gemordeten Intendanten, dessen Haupt und Eingeweide im Palais Royal umhergetragen worden, über die Brücke schleifte. Athemlos und in wahrer Todesangst langte ich in meiner Wohnung an und beschloß, fortan wie ein Einsiedler zu leben und möglichst wenig auszugehen, um nicht mehr Zeuge von solchen Gräuelthaten sein zu müssen.“

II.

Doch die jugendliche Neugierde überwog schließlich alle diese Bedenken. Am 28. Juli ging Guérin in die Bastille, an deren Abbruch man beschäftigt war; er betrat die innern Räume und sah die dumpfen Kerker dieses Staatsgefängnisses, in welchem so viele Unschuldige, die eine einfache Lettre de cachet hinein versetzen konnte, Jahrelang ohne Hoffnung auf Erlösung geschmachtet hatten. Am 29. Juni wandelte er mit Tausenden von begeisterten und schaulustigen Menschen in den hell erleuchteten Straßen von Paris auf und ab, und sah die große Illumination, welche die Pariser

Bürgerschaft zu Ehren der Rückkehr des beliebten Ministers Necker veranstaltet hatte. Am 1. September wohnte er zu Versailles einer Sitzung der französischen Nationalversammlung bei und lauschte mit wahrer Begeisterung einer feurigen Rede Mirabeaus, des gefeierten Mannes.

Guérin war damals eng verbunden mit dem geschickten Kupferstecher Gabriel Fiesinger, einem Deutschen von Geburt. Letzterer suchte die Zeitereignisse für seine Kunst praktisch zu verwerten. Er schlug Guérin vor, die Porträts der berühmtesten Zeitgenossen zu malen. So enstand allmälig eine herrliche Bildergallerie von den Männern der Revolution, deren Züge auf diese Weise der Nachwelt erhalten blieben. Guérin verfertigte unter andern die Porträts des Herzogs von Orléans (Philipp Egalité), von Mirabeau, Rabaut-St. Etienne u. a. m. So verfloß das denkwürdige Jahr 1789. Am letzten Tage dieses weltgeschichtlichen Jahres schrieb Guérin in sein Tagebuch folgende charakteristische Worte: „Fin de l'année moitié esclave, moitié libre 1789."

Auch während des Jahres 1790 verfertigte Guérin viele Porträts, theils von Mitgliedern des Adels, teils von hervorragenden Männern der Nationalversammlung. So besitzen wir von seiner Künstlerhand Porträts vom Abbé Siéyès, von Lafayette, von den Brüdern Lameth, von der Prinzessin von Hohenzollern und von dem Hause Orléans; der Herzog Philipp von Orléans war ein besonderer Gönner Guérin's.

Das künstlerische Unternehmen Fiesingers nahm einen gedeihlichen Fortgang. Im Jahre 1791 malte Guérin die Bilder von Robespierre, Pethion und andern. Allein er konnte nicht mehr wie früher in ungestörter Muße seiner Kunst und ihren idealen Zwecken sich widmen, denn die gewaltigen Ereignisse der Revolution folgten Schlag auf Schlag aufeinander. Im April 1791 fand der unglückliche Fluchtversuch Ludwigs XVI. statt. Nach der Rückkehr der königlichen Familie aus Varennes trat Guérin, von den Verhältnissen dazu getrieben, immer mehr ins öffentliche Leben und Treiben hinein. — Er ließ sich am 28. Juni 1791 unter die Nationalgarde aufnehmen und trat in das durch seine treue Anhänglichkeit an das

konstitutionelle Königtum bekannte Grenadierbataillon der Filles Saint-Thomas ein. Am 14. Juli wohnte er dem Förderationsfeste bei, zu welchem auch eine Deputation von Straßburg in Paris eingetroffen war; am 18. hielt er vor den Tuilerien Wache und schlief unter den vor dem königlichen Schlosse errichteten Zelten. —

Im Herbst desselben Jahres fand er mehr Zeit und Muße für seine Arbeiten. Er malte die Portraits von Malouet, des Generals Alexander von Beauharnais, des Herzogs von Aiguillon und verfertigte für seinen Freund und Geschäftsgenossen Fiesinger eine große Zeichnung nach Mirabeaus Brustbild.

Das Jahr 1792 mit seinen weltgeschichtlichen Ereignissen war für Guérins Wirken in der Malerkunst kein günstiges. Im Frühjahr brach der Krieg mit Preußen und Oesterreich aus und infolge dessen war ganz Frankreich in Aufregung und gleich einem großen Lager. Auch Guérin verfolgte mit wachsender Besorgniß den Gang der politischen Begebenheiten und blickte ängstlich in die dunkle Zukunft. Er war aber nicht nur ein stummer Zeuge, sondern ein lebendiger Teilnehmer an den gewaltigen Revolutionsscenen, die sich tagtäglich vor seinen Augen entrollten. So spielte er mit seinem Bataillon eine thätige Rolle in den denkwürdigen Junitagen (20. Juni) 1792, wo die morschen Säulen der Monarchie in Frankreich bis auf ihre Grundfesten erschüttert wurden.

Die Aufzeichnungen über die Erlebnisse dieser aufregenden Tage bieten des Interessanten genug, um hier eine nähere Erwähnung zu finden. Guérin schreibt darüber:

„Am 20. Juni, Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr, hörte man überall Generalmarsch schlagen und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schreckenskunde, die Bevölkerung der Vorstädte ziehe massenweise nach dem Schloß der Tuilerien zu. Ich hatte zu Hause keine Ruhe mehr; schnell entschlossen warf ich mich in meine Uniform und lief nach den Tuilerien, dem gewöhnlichen Sammelplatz meines Bataillons. Zehntausend wild und verwegen drein schauende Pikenmänner standen bereits in der Straße Saint-Honoré und verlangten mit Ungestüm, vor der Nationalversammlung erscheinen zu dürfen. Ihrer Bitte wurde willfahrt.

„Ich war gezwungen, ganz allein in meiner Grenadieruniform diese wohl organisierte Kanaille in ihrer ganzen Breite zu durchschreiten. Da ich mein Bataillon nicht auf dem Vendômeplatz traf, wo ich es zuerst gesucht hatte, bin ich durch die Kapuzinerstraße nach dem Tuilerienpalast zurückgekehrt, wo ich glücklicherweise meine Waffengefährten traf. Wir marschirten mit unsern Kanonen dem Schlosse zu. Man stellte uns bei der untern Terrasse auf, um diese Nichtswürdigen (ces gredins) zu hindern, durch den Tuileriengarten bei dem König einzubrechen. Sämtliche nach uns eingetroffenen Bataillone der Nationalgarde stellten sich neben uns auf. Wir blieben drei und eine halbe Stunde unter dem Gewehr und wohnten stillschweigend dem Vorbeimarsch dieser nichtsnutzigen Menschen (cette horde de coquins) bei. Gegen vier Uhr ertönte aufs neue der Generalmarsch und ein furchtbares Geschrei erhob sich; es kam aus den hintern Schloßhöfen her. Wir griffen zu den Waffen; aber wenige Augenblicke später brachen diese Elenden (ces gueux) die Schloßthore ein, überwältigten die Wachen, die schon vorher halb mit ihnen fraternisierten, sowie den größten Theil der Nationalgarde und beinahe alle Kanoniere, und drangen unter Wutgeschrei und lautem Geheul in die inneren Schloßräume ein. Wir unterschieden mehrmals den Ruf: „Jetzt halten wir ihn," (nous le tenons!). In einem Nu war alles in ihrer Gewalt; sie drangen von einem Gemach ins andere und schließlich blieb nur noch das Schlafzimmer des Königs, in welches sich Ludwig XVI. mit der Königin und den königlichen Kindern geflüchtet hatten, von ihrer Wut verschont. Allein die Volkshaufen drängten einander immer vor und suchten mit Axthieben die Thüre des Schlafgemachs zu sprengen. Von unserem Posten aus waren wir Zeugen all' dieser Gräuelthaten; die meisten von uns ballten die Fäuste und weinten vor Wut, daß man uns da unbeweglich stehen ließ, während diese Elenden im königlichen Schlosse als Herren hausten und das Leben des Königs in ihrer Gewalt hatten. Voller Schmerz und Ingrimm bedrohten wir unseren Bataillonschef Bascaris, ihn zu ermorden, wenn er uns nicht marschiren hieße. Da er keinen höhern Befehl bekam und die Folgen unserer Drohung wirklich zu fürchten anfing, rief er endlich aus: Vorwärts! Grenadiere! (Grenadiers,

en avant!). Wir setzten uns im Schnellschritt in Bewegung und nahmen die Treppe des Dauphins mit Sturm ein. Als wir in die oberen Gemächer eindrangen, fanden wir sie mit rohem Pöbel angefüllt. Als uns derselbe fest auftreten und im Schnellschritt (au pas de charge) nahen sah, schrieen diese elenden Feiglinge — obgleich wir nur etwa 50 Mann waren und das Schloß von ungefähr 8000 Menschen besetzt war — daß sie Niemanden ein Leid wollten anthun. Ohne auf ihre Reden zu achten, drangen wir unaufhaltsam vor; rechts und links Flintenkolbenstöße austeilend und gelangten so in kurzer Zeit bis an das Beratungszimmer (Salle du Conseil), das wir in einem Augenblick gesäubert hatten.

Wir waren kaum zehn Minuten dort, als die Königin, der Dauphin, Madame Royale, die Prinzessinnen von Lamballe und von Tarent und mehrere andere hohe Damen bleich und zitternd eintraten und uns um Schutz baten. Wir bildeten sofort einen Kreis, nahmen die bedrängten Frauen und Kinder in unsere Mitte und schlossen sie so fest ein, daß Niemand ihnen ein Haar hätte krümmen können. Je mehr der Pöbel schrie und tobte, je mehr wuchs uns der Todesmut. Diese Scene, welche drei und eine halbe Stunde dauerte, ist die schrecklichste, die ich erlebte und bleibt mir unvergeßlich. Mehr als 12,000 wüste Pickenmänner umgaben uns; sie bedrohten uns mit dem Tode und beschimpften auf das gemeinste die arme Königin und ihre Kinder. Marie Antoinette schluchzte beständig und drückte sich an uns, jedesmal wenn die Gefahr wuchs und wir gelobten ihr mit feierlicher Stimme, daß wir bis zum letzten Blutstropfen sie und die Ihrigen verteidigen würden. Endlich verbreitete sich die Kunde, daß der König ungefährdet in sein Zimmer zurückgekehrt wäre. Alsobald raffte sie sich auf, lief mit ihren Kindern in das königliche Gemach, warf sich schluchzend in Ludwigs Arme und hielt ihn wohl zehn Minuten lang beinahe besinnungslos umschlungen. Dreißig der Unsrigen, darunter meine Wenigkeit, waren ihr in das Gemach nachgefolgt. Die zwanzig anderen Grenadiere hatten Posto vor der Thüre gefaßt und stießen mit Kolbenschlägen die Elenden zurück, welche dieselbe einschlagen wollten. Endlich verschafften wir uns ein wenig Luft. Der König und die Königin befragten uns über unsere Namen

und Wohnungen; wir aber verrieten ihnen nichts davon, sondern sahen ihre Rettung durch uns als Ehrensache an. Mit thränenden Augen sagten sie uns mehrere Male, daß sie uns und unserer Aufopferung das Leben verdankten. Auch uns Allen standen vor Wehmut die Thränen in den Augen. Unser Kapitän sagte zu der Königin: „Danken Sie uns nicht, Madame, wir haben nur unsere Pflicht erfüllt; wir haben nicht mehr gethan, als jeder Ehrenmann, der dem Gesetz unterthänig ist, thun soll. Wir hätten noch mehr gethan, allein wir hatten keinen Lafayette mehr an unserer Spitze.“ Jeder von uns war über diese Antwort befriedigt. Nachdem wir noch eine Anzahl dieser nichtswürdigen Menschen (de ces coquins), welche in den königlichen Appartements, auf den Speichern, in den Kellern und Küchen sich herumtrieben und was nicht niet- und nagelfest war zu stehlen suchten, verjagt hatten, kehrten wir totmüde nach Hause zurück. Es war zehn Uhr als wir heim kamen, die Meisten von uns hatten an diesem Tage weder gefrühstückt, nach zu Mittag gegessen.“

Die ungeschminkten und wahrheitsgetreuen Schilderungen solcher Gräuelscenen des souveränen Pöbels gegenüber eines ohnmächtigen Königs und seiner hilflosen Familie bildet einen starken Kontrast zu der pomphaften Beschreibung, welche ein Louis Blanc in seinem Geschichtswerke (Histoire de la Révolution française, tome VI) entworfen hat, wo er den furchtbaren, ganz ungerechtfertigten Volksaufstand des 20. Juni 1792, als eine friedliche Massendemonstration der Pariser Bevölkerung darstellt.

Von diesem Tage an zählte das Grenadierbataillon der Filles Saint-Thomas zu den eifrigsten Stützen und Verteidigern der königlichen Familie. Jedesmal wenn Generalmarsch geschlagen wurde eilte es nach den Tuilerien.

Mehrmals noch versuchten die Rädelsführer des Pariser Pöbels, unter welchen leider auch ein Elsäßer, Joseph Westermann (gebürtig aus Molsheim) sich befand, das königliche Schloß zu stürmen, aber die braven Nationalgarden vereitelten durch ihr mutiges Auftreten und ihre entschlossene Haltung diese Angriffe. Der Thron Ludwigs XVI. wäre wohl einige Wochen früher gefallen, ohne die paar tausend

wackeren Nationalgarden, welche mit der Schweizergarde und den wenigen treuen Royalisten es als heilige Ehrensache ansahen, den König und die Seinen zu schützen. Endlich aber schlug doch die letzte Stunde des Königtums in Frankreich. Die Erstürmung des Tuilerienschlosses am 10. August 1792 entschied über das Schicksal des unglücklichen Königs, der als letztes Asyl die Flucht in die Versammlung der französischen Abgeordneten wählte, von diesen aber als ein Staatsgefangener behandelt und des Thrones entsetzt wurde und einige Monate darauf, am 21. Januar 1793, auf dem Blutgerüste zur Sühne für die Sünden des Bourbonenhauses, elendiglich in den Tod gehen mußte.

III.

Johann Guérin blieb noch einige Zeit in Paris, doch war er nicht in der Verfassung, sich seiner Kunst ganz und gar hinzugeben. Er wurde nolens volens je mehr und mehr in das politische Treiben hineingezogen. Eines Tages kam der berühmte Maler David, der zugleich ein glühender Republikaner war, zu Guérin, dessen Talent er schätzte, wenn er gleich ganz andere politische Ansichten hatte wie sein Freund. „Komme mit mir," sagte David zu Guérin, „ich will Dir meine Zeichnung des Ballhausschwures (Serment du Jeu de Paume) zeigen und Dein Urteil darüber hören." Davids Malerwerkstätte war in den Feuillants, zwei Schritte von dem Sitzungssaale des Nationalconvents. Das Atelier des berühmten Malers war der Sammelplatz der Führer der Jakobinerpartei. Dort kamen sie jeden Tag zusammen, ehe sie in die Sitzung gingen. Danton und Robespierre befanden sich gerade in Davids Atelier, als letzterer mit seinem Freunde eintrat. Guérin hatte eine Abneigung gegen diese Männer; darum wollte er nicht länger verweilen; er begnügte sich, einen flüchtigen Blick auf die Skizze des Bildes zu werfen. Dieselbe war in großen Umrissen mit Kreide gemacht, aber von einer solchen Reinheit und Genauigkeit in der Zeichnung und von solcher großartigen Konzeption, daß David ihm nie größer als Maler und Künstler

erschien, als bei diesem wirklich genialen Werke. Als Guérin voller Begeisterung sich umwenden wollte, um seinem Freunde Glück zu wünschen für die Auffassung seines herrlichen Gemäldes, sah er im Hintergrund der Werkstätte auf der weiß übertünchten Mauer das Bild einer mit Kohlenstift gezeichneten Guillotine. Ein vom Rumpf getrenntes Haupt schien noch unter dem Messer zu zucken; es trug die Gesichtsbildung und die Züge Ludwigs XVI.; darunter standen die Worte: „Möge bald also des Tyrannen Haupt fallen!“ Bei diesem entsetzlichen Anblick verliert Guérin seine Fassung; er wird von Entrüstung ergriffen; er vergißt alle Klugheit und Besonnenheit; er vergißt wo er ist, vor welchen Männern er sich befindet und welcher Gefahr er sich aussetzt. Mit einer kräftigen Handbewegung streicht er die schändliche Ueberschrift aus und stürzt aus dem Atelier mit den Worten: „David, Du bist ein Feigling (tu es un lâche); fortan ist keine Freundschaft mehr zwischen uns!“ Zur Ehre Davids fügen wir jedoch bei, daß er Guérin nichts nachtrug und dessen Unvorsichtigkeit bei den Männern des Konvents zu entschuldigen suchte. Daß aber nach diesem Vorfall von einem längeren Bleiben Guérins in der französischen Hauptstadt nicht mehr länger die Rede sein konnte, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung.

Kurze Zeit nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. verließ Guérin die französische Hauptstadt und kehrte nach Straßburg zurück, wo er bei seinem Bruder Christoph, dem Kupferstecher, Aufnahme fand. Der letztere war ein Anhänger des Maires Dietrich und ein Freund und Hausgenosse des Barons von Türkheim, der im Jahre 1793 eine Zeitlang das Maireamt von Straßburg bekleidete, bis er durch den Jakobiner Monet ersetzt wurde. Johann Guérins Aufenthalt wurde verraten und bereits hatten Monet und Eulogius Schneider einen Haftbefehl gegen ihn ausgestellt, als der edle Desaix, der bei der französischen Armee in Straßburg stand und sich bald unverwelkliche Lorbeeren bei der Verteidigung der Feste Kehl sammeln sollte, seinem Freunde Guérin, dessen Charakter er hoch schätzte, Freiheit und Leben rettete. Er ließ ihn eine Militäruniform anziehen, nahm ihn mit zu den französischen Vorposten vor Straßburg und erleichterte ihm dadurch die Flucht aus der Stadt. Guérin fand ein einsames Patmos

bei der Familie Levrault und zwar im Schloß von Ittenweiler in der Nähe von Andlau. Dort lebte er in stiller Verborgenheit bis nach dem Sturze von Robespierre (9. Thermidor, 27. Juli 1794) und dem Ende der Schreckensherrschaft in Frankreich.

Gegen Ende des Jahres 1794 kehrte Johann Guérin nach Paris zurück. Der Anblick der Hauptstadt war ein ganz anderer geworden. Die meisten früheren adeligen Gönner und Kunden Guérins hatten die Stadt verlassen, waren emigriert oder hatten auf dem Schaffot geendet, wie der hochherzige und kunstsinnige Baron von Dietrich, der am 28. Dezember 1793 enthauptet worden war. Guérin fand eine ganz neue Gesellschaft in den Pariser Salons vor. Dem neuen Geschlechte war er ein beinahe unbekannter Mann. Er mietete sich eine Wohnung am Quai Voltaire und widmete sich mit erneutem Arbeitseifer der Malerei. Sein Ruf war bald wieder gegründet und die Bestellungen von Portraits kamen auch wieder; nur fand sich nicht mehr der alte französische Adel mit seinen edelmännischen feinen Manieren in seinem Atelier ein, sondern die neu aufkommende militärische Aristokratie der triumphierenden Revolution.

Unter den berühmten Generalen der Republik zählte Guérin zwei Freunde, die ihm besonders nahe standen: Desaix, seinen Lebensretter und Kleber, seinen um einige Jahre ältern Straßburger Landsmann. Er verfertigte im Jahre 1795 das Miniaturporträt des Helden von Mainz und der Vendée. Es war mit seltener Genauigkeit und Feinheit gemalt, höchst ausdrucksvoll und getreu und galt nach dem Urteil der Kenner als ein wahres Meisterstück. Es erregte auch allgemeine Bewunderung. Der General Bonaparte wollte dies Porträt sehen; er forderte es von dem Maler Guérin und behielt es einige Tage auf dem Kamin der bescheidenen Wohnung, die er in der Rue Chantereine inne[1]) hatte. Von diesem Tage an war Johann Guérins Ruf aufs Neue in der Hauptstadt begründet.

---

[1]) Alle spätern Abbildungen des Generals Kleber sind nachmals von Guérins Porträt nachgemacht worden. Auch die Bildsäule des Helden von Hohenlinden und Heliopolis auf dem Kleberplatz zu Straßburg ist nach dem Modell Guérins, wenigstens im Ausdruck des Gesichts verfertigt worden.

Guérins Freund, Gabriel Fiesinger, hatte nach den Gräuelscenen des 10. August 1792 gleichfalls Paris verlassen und sich nach London geflüchtet. Er kehrte im Jahre 1797 nach Frankreich zurück. Die beiden Freunde und Geschäftsgenossen fanden sich wieder zusammen und traten mit einander auf's Neue in nähere Verbindung. Sie beschlossen im Jahre 1798 eine Bildergallerie der berühmtesten Generale der französischen Republik herauszugeben. Die ersten, die in derselben figurierten, waren Bonaparte, Kleber, Bernadotte und Lefebvre. Die ganze Sammlung sollte 36 bis 40 Porträts umfassen und in zwei Formaten, einem größeren und einem kleineren, erscheinen.

Guérin sandte sein Miniaturporträt von Kleber in die Pariser Gemäldeausstellung von 1798. Es befindet sich dasselbe gegenwärtig im Museum des Louvrepalastes. Es stellt Kleber in halb erhabener Stellung dar, wie er den Kopf ausdrucksvoll in die Höhe richtet; der General trägt eine goldgestickte, vorn halb offene Uniform mit roter Schärpe um die Lenden und mächtiger schwarzer Halsbinde. Man bewunderte allgemein die männliche edle Physiognomie, welche der Künstler mit so viel Glück und Geschick wiedergegeben hatte. Kleber selbst war von dem Bilde sehr befriedigt; er korrespondierte, als er Paris verlassen hatte, von Egypten aus fleißig mit Guérin und schickte ihm kurz vor seinem Tode seinen Ehrensäbel, der später bis zum Jahre 1870 in der Stadtbibliothek von Straßburg aufbewahrt wurde. Auch mit seinem Landsmann aus dem Ober-Elsaß, dem tapfern General Lefebvre[1]), stand Guérin in freundschaftlichen Beziehungen.

---

[1]) Franz Joseph Lefebvre, Marschall von Frankreich und Herzog von Danzig, war zu Rufach im Oberelsaß, den 25. Oktober 1755 geboren. Mit 18 Jahren trat er in die Gardes françaises ein, huldigte später den Prinzipien der Revolution, wurde 1793 zum Generaladjutanten und 1794 zum Divisionsgeneral befördert. Er war einer der Mithelfer von Bonaparte bei dem Staatsstreich am 18. Brumaire, der den Sturz des Direktoriums herbeiführte. 1804 erhob ihn Napoleon zum Marschall von Frankreich und zur Senatorwürde. Er zeichnete sich in den napoleonischen Feldzügen aus und wurde nach der Einnahme von Danzig zum Duc de Dantzig erhoben. Er nahm thätigen Anteil an der Schlacht von Eckmühl, kämpfte in Spanien und blieb Napoleon bis zum Ende treu. Er starb in Paris den 14. September 1820, nachdem er unter Ludwig XVIII. wieder in Gnaden angenommen worden war.

Guérin lernte auch den General Bernadotte näher kennen. Er erzählt über diesen in seinem Tagebuch folgende charakteristische Anekdote: Am Abend vor dem Staatsstreich des 18. Brumaire befand sich der Maler Guérin in der französischen Oper. In einem der Couloirs (Verbindungsgänge) des Theaters begegnete er Bernadotte, dem damaligen Kriegsminister des Direktoriums. Bernadotte war ein ehemaliger Waffengefährte Klebers; beide hatten in der Sambre- und Maas-Armee befehligt und durch Kleber war Guérin mit Bernadotte in Verbindung getreten. Letzterer hielt große Stücke auf den liebenswürdigen Maler und fragte ihn oft mit Vorliebe über den früheren Versailler Hof und namentlich über die Königin Marie Antoinette aus. — Dadurch war zwischen beiden Männern eine gewisse Vertraulichkeit entstanden. An besagtem Abend, dem Vorabend des 18. Brumaire, schien Bernadotte sehr aufgeregt zu sein; er faßte Guérin am Arm und ging mit ihm, ohne ein Wort zu sprechen, die Couloirs auf und ab. „Was fehlt Ihnen denn, General, was haben Sie denn heute Abend?“ fragte der erstaunte Maler den Würdenträger des Direktoriums. „Was ich habe!“ rief Bernadotte in seinem Gascogneraccent aus, „was ich habe! das fragen Sie mich? Zum Teufel! ich habe die Ueberzeugung, daß die Republik (s. v.) auf dem Hunde liegt! (que la République est f.....!) Es besteht gegen dieselbe ein teuflisches Komplott. Morgen wird der Corse das Direktorium absetzen. Aber ich kenne meine Pflicht und wir wollen sehen, was geschehen wird.“ Nach dieser Scene erschrack Guérin auf das Heftigste und kehrte nach der Vorstellung in großer innerer Aufregung nach Hause zurück. Die halben Enthüllungen, die er aus dem Munde des französischen Kriegsministers vernommen, hatten ihm angst und bange gemacht, er fürchtete für den nächsten Tag ein grausames Blutbad, wie anno 1792 in Paris und war fest überzeugt, es würde zu einem Zusammenstoß zwischen Bonaparte und Bernadotte und in Folge dessen zu einem Straßenkampf in Paris kommen.

Am andern Tage aber verlief der Staatsstreich in schönster Ordnung; man bemerkte auf den öffentlichen Straßen und Plätzen der Hauptstadt blos Truppenbewegungen wie bei einer großen Musterung. Auch nicht ein General zog das Schwert aus der Scheide, um die

Republik zu retten; Alles blieb im Gegenteil ruhig, ja beinahe teilnahmlos. Als am Abend unser Maler wie gewöhnlich in die Oper ging, in welcher, wie es hieß, der neue Cäsar erscheinen sollte, war die erste namhafte Persönlichkeit, welche Guérin mitten unter den Generalen erblickte, die Bonapartes glänzendes Gefolge bildeten, der Exminister des gestürzten Direktoriums, Bernadotte, der lauter noch als seine andern Waffengenossen in den Ruf einstimmte: „Es lebe der erste Konsul!“

Diese Anekdote ist charakteristisch, nicht nur für jene Periode und die damaligen Verhältnisse, sondern für alle Zeiten, denn die große Mehrzahl der Menschen bleibt sich ja gleich. Bernadotte aber, der nachmalige Marschall des ersten Kaiserreichs und der königliche Prinz und spätere Monarch von Schweden, bewahrte dem Maler Guérin, der wohlweislich über die ganze Geschichte schwieg und seine Empfindungen nur dem Papier anvertraute, eine große Zuneigung. Er bot ihm später zu mehreren Malen eine ehrenvolle Stellung in Stockholm an. Guérin jedoch schlug sie jedesmal mit Dank gegen den König Bernadotte ab, denn er wollte sein liebes Paris nicht verlassen.

Auf die Zeit des ancien régime war die glorreiche Epopöe des ersten napoleonischen Kaiserreichs gefolgt. Der Schützling der Königin Marie Antoinette war auch derjenige der gefühlvollen Kaiserin Josephine geworden, die ihn sehr schätzte. Napoleon selbst, obwohl er Guérin persönlich achtete und sein Talent zu würdigen verstand, zog ihm jedoch Isabey, seinen ersten Miniaturmaler, vor. In der Ausstellung von 1803 finden wir eine Reihe von Porträten von Guérin, unter anderm dasjenige des Grafen von Fries. Auch die berühmte, fein literarisch gebildete und durch ihre Schönheit berühmte Madame Récamier, ließ sich von Guérin malen. —

Ein Zeichen der Wandlung der Menschen und Dinge war auch das in jener merkwürdigen Zeit, daß Guérin in den Tuilerien mit seinem alten Freunde und Berufsgenossen von 1793, dem berühmten David zusammen kam. Derselbe war mittlerweile aus einem Republikaner ein treuer Anhänger Napoleons geworden und zum Baron d'Empire erhoben worden. Er war der offizielle Schlachtenmaler jener Periode und die Hand, welche einst die Tyrannei des schwachen

Ludwigs XVI. nicht mehr ertragen zu können meinte, beugte sich später unter einem ganz andern Despotismus.

Dem Maler Guérin ward im Jahre 1808 die Ehre zu Teil, die Porträte des Kaisers und der Kaiserin verfertigen zu dürfen. Letztere porträtierte er zuerst. Bei diesem Anlaß erzählte er in seinem Tagebuch einen Zug, der seine Charakterstärke in ein helles Licht setzte und beweist, daß er so wenig wie vor Robespierre und Danton, vor einem Napoleon in seiner Allgewalt sich beugte. —

IV.

Es war im Monat Mai 1808. Im Tuilerienpalaste saß in einem kleinen mit blauem Damast und goldgestickten Adlern behangenen Salon, im untadelhaften Hofkleide, den Degen an der Seite, ein Maler, welcher das Porträt einer hohen Dame aufnahm, die mit einer gewissen graziösen Nonchalance nachlässig auf einem Divan ruhte. Die Gesichtszüge der Dame waren sanft und einnehmend; an dem matten Ausdruck ihrer schwarzen Augen, an ihrem dunkeln Kreolenteint, auf welchem noch die Strahlen der tropischen Sonne sich zu spiegeln schienen und besonders an der unnachahmlichen Grazie all' ihrer Bewegungen hätte unschwer Jedermann die Gemahlin des Kaisers Napoleon und seinen guten Genius, die Kaiserin Josephine, erkannt. Sie sprach leichthin mit dem Maler Guérin, der mit der Aufnahme ihres Porträts beschäftigt war, befragte ihn über Gegenstände ihrer Toilette, wollte von ihm wissen, welche Blumen sie am besten zieren und welche Farbe ihr am besten stehe und ob die Krone ihr Haupt ganz bedecken oder weiter von der Stirne entfernt werden solle. —

Plötzlich ertönen Schritte; die Thüre des Salons geht auf und der Kaiser tritt ein. Er nimmt für einige Augenblicke Platz auf dem Divan, unterhält sich mit Josephine, steht dann wieder auf und will sich entfernen. Doch ehe er das Zimmer verläßt, beugt er den Kopf über die Schulter des Malers und will einen Blick auf das halb vollendete Bild werfen.

Wer beschreibt aber Napoleons Erstaunen, als Guérin mit der Hand eine abwehrende Bewegung macht, das Miniaturbild mit derselben bedeckt und an den Kaiser die kühnen Worte richtete:

„Sire, ich gestatte erst dann meine Porträts zu sehen, wenn sie fertig sind!“

„Für mich werden Sie wohl eine Ausnahme machen,“ sagte in ruhigem Tone der Kaiser.

„Sire, erlauben Sie mir auf meiner Weigerung zu beharren; die Maler haben auch ihren Willen.“

Napoleon wird durch den Widerspruch gereizt, empfindlich und zuletzt heftig. Endlich ruft er im gebieterischen Tone des Befehlshabers: „Ich will es aber.“

Bei diesen Worten, welche damals den ganzen Erdkreis erzittern machten, bleibt Guérin unerschütterlich; seine Hand bedeckt noch immer das Porträt. Wer wird nachgeben? Der Maler oder der Kaiser? Letzterer that es; lächelnd ging er zur Thür hinaus und indem er dem Maler einen Finger machte, sagte er: „Gut denn, Herr Guérin, diesmal haben Sie das Schlachtfeld behauptet.“

Am folgenden Tage empfing Guérin ein Schreiben von Duroc, dem Großmarschall des Palastes, durch welches er in die Tuilerien befohlen wurde. Es handelte sich um die Anfertigung eines neuen Porträts; auch der Kaiser Napoleon wollte wie Josephine von Guérin gemalt werden.

Das Porträt der Kaiserin wurde auf deren Wunsch nach ihren Angaben noch verändert und verschönert. Sie ließ davon eine Kopie in kleinstem Format, zur Verzierung eines prächtigen Fingerrings verfertigen. Im Jahr 1812 machte Guérin auf Velinpapier ein großes Miniaturbild des Kaisers.

Guérins Art zu malen, unterschied sich wesentlich von derjenigen der beiden andern großen Pariser Miniaturmaler jener Zeit. Die Porträts Augustius waren mehr ausgearbeitet und diejenigen Isabeys ausdrucksvoller, aber weniger getreu als die von Guérin. Letztere zeichneten sich durch große Feinheit und Zartheit aus. Darum ließen sich die Männer am Hofe lieber von Isabey malen, während die Damen Guérin vorzogen.

Wir haben mehrere Züge von Guérins unabhängigem Wesen und seiner Charakterfestigkeit erzählt. Dabei beobachtete er jedoch immer die feinen gesellschaftlichen Anstandsformen und zeichnete sich durch Diskretion und Zartgefühl aus. Er malte nie auswärts, sondern seine Kunden, auch die vom höchsten Adel, mußten sich in sein Atelier begeben. Nur für den Kaiser und die Kaiserin hatte er eine Ausnahme gemacht. Selbst die Prinzen der kaiserlichen Familie oder fremde Fürstlichkeiten, welche nach Paris kamen, begaben sich in Guérins Wohnung, wenn sie von ihm ihre Porträts machen lassen wollten.

Guérins Unterhaltung war geistreich und anmutig. Oft kamen die vornehmen Herrschaften abermals zu ihm, wenn gleich der Maler sein Werk vollendet hatte, nur um mit dem liebenswürdigen Manne verkehren zu können. So gewann Guérin allmälig, ohne es zu suchen, einen tiefen Einblick in die damaligen Zeitverhältnisse, und auch in die galanten Abenteuer der Tageshelden. Er hätte zur Memoirenliteratur jener Zeit wertvolle Beiträge liefern können, wenn er es gewollt hätte; allein Guérin war verschwiegen und wenn seine Freunde über die Tagesneuigkeiten und Skandalgeschichten ihn befragten, pflegte er zu sagen: „Ein Miniaturmaler ist gleich einem Notar und einem Beichtiger von Rechts- und Amtswegen zur Verschwiegenheit verpflichtet.“

Folgende authentische Anekdote erzählte er jedoch in vertrauten Kreisen mit feinem Lächeln und in humoristischer Weise. Sie bildet einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte des napoleonischen Hofes, welcher vielfach mit der Freiheit des Soldatenlebens die Sittenlosigkeit der Zeit der Régence vereinigte.

Wir geben sie hier nach Guérins Mitteilungen wieder, weil sie wie wenig andere, einen der glänzendsten Helden jener Periode, welchen die französische Kriegslegende gleichfalls verherrlicht und idealisiert hat, in wahrheitsgetreuen Zügen schildert.

Joachim Murat, der tapfere Husarengeneral, dem sein Reitersäbel eine der Schwestern Napoleons und den Thron von Neapel verschaffte, kam eines Tages zu Guérin, um sich von ihm porträtieren zu lassen. Im Laufe des Gespräches ließ er mit maliziösem Lächeln

die Äußerung fallen: „Wie viele Porträte, Herr Guérin, glauben Sie wohl, daß ich von Ihnen besitze?“ —

„Sire,“ entgegnete ihm erstaunt der Maler, „es ist das erste Mal, daß ich die Ehre habe, für Eure Majestät zu arbeiten.“ — „Ach, was reden Sie da! Nun ja, offiziell ist es allerdings das erste Mal, daß ich von Ihnen mich malen lasse, aber Sie haben schon oft, ohne es zu ahnen, Ihr Talent für mich verwerthet.“ — „Sire, nicht daß ich wüßte.“ — „Sie Unschuldiger! Sehen Sie nur, gestern erst hat die niedliche kleine Herzogin von * * * (die drei Sternchen sind von Guérins Hand in seinen Aufzeichnungen mit roter Tinte angemerkt) mir eines huldvoll verehrt. Damit Sie mir glauben, will ich Ihnen die Beweise meiner Aussage liefern, ich werde Ihnen morgen alle von Ihnen gemalten Porträte, die in meinem Besitze sich befinden, vorzeigen.“

Am folgenden Tage, bei der zweiten Sitzung, die Murat bei Guérin hatte, erschien in der That als Begleiter des Königs von Neapel sein Ordonnanzoffizier, welcher ein mit prachtvollen Kunstschnitzereien geziertes silbervergoldetes Kästchen unter dem Arme trug. Als er das Zimmer verlassen hatte, nahm Murat einen kleinen goldenen Schlüssel, den er am Halse trug und öffnete das Kästchen. Er leerte seinen Inhalt zu den Füßen des höchst erstaunten Malers aus, der ungefähr 20 zierliche, reichgeschmückte Medaillons von herrlichen Frauenporträten auf den Fußteppich rollen sah. „Nun, mein lieber Herr, erkennen Sie jetzt die Porträte der schönen Damen? Nicht wahr, die meisten derselben sind von Ihrer Hand gemalt; das werden Sie mir nicht abstreiten,“ rief Murat, indem er in wenig kavaliermäßiger Weise ein Porträt nach dem andern mit der Spitze seiner Sporen berührte. „Mein lieber Guérin, wenn Sie künftighin wieder eine hübsche Hofdame malen, so wetten Sie dreist, daß das Porträt für mich bestimmt ist.“

Nach dieser übermüthigen Rede zog sich der königliche Don Juan zurück, ohne sich weiter die Mühe zu geben, die zu seinen Füßen ausgebreiteten Liebespfänder aufzuheben. Guérin that es selbst und legte sorgfältig sämtliche Porträts eines nach dem andern in die Kassette zurück, die so viele intime Familiengeheimnisse enthielt. Er überbrachte sodann das Kästchen selbst in den Palast des Königs von

Neapel. Dieser Geist leichtsinniger Sorglosigkeit und unbeständigen Sinnes ist ein Grundzug von Murats Wesen gewesen; er kostete später dem unbesonnenen Manne Krone und Leben in Calabrien (13. Oktober 1815).

Nach den weltgeschichtlichen Ereignissen des Jahres 1814, welche die Abdankung Napoleons und die Wiederherstellung der Bourbonenherrschaft unter Ludwig XVIII. zur Folge hatten, trat in Frankreich eine politische Reaktion ein, deren Wirkungen sich auch auf dem Gebiete der Kunst fühlbar machten. Die großen Männer des Kaiserreichs traten meistentheils in den Hintergrund und neue, vorher wenig bekannte Persönlichkeiten besetzten ihre Würden und Ämter. An die Stelle der Schlachtgemälde wählten die Maler Motive aus dem Königtume zur bildlichen Darstellung und überall ersetzten die Porträts Ludwigs XVIII., des Herzogs von Berry und der übrigen bourbonischen Prinzen diejenigen der gefallenen Größen des früheren Kaiserreichs.

Guérin, der keine offizielle Stellung am napoleonischen Hofe bekleidet hatte und der seine Anhänglichkeit dem alten Königtum bewahrt hatte, nahm bald unter der Restauration den ihm als Maler gebührenden Rang ein und seine geschätzten Miniaturbilder wurden bald wieder gesucht. Er malte von Neuem, wie einst vor der französischen Revolution, die adeligen Herren und die hohen Damen des königlichen Hofes und seine Porträts erfreuten sich allgemeiner Anerkennung und figurierten bis zu Ende der zwanziger Jahre in der jährlichen Pariser Gemäldeausstellung (Salon de Paris).

Allmälig jedoch stellten sich auch bei Johann Guérin die unvermeidlichen Beschwerden und Gebrechen des Alters ein. Der König Bernadotte von Schweden, der ihn im besten Andenken bewahrt hatte, machte ihm seit 1814 die glänzendsten Anerbietungen, um ihn nach Stockholm zu ziehen. Guérin aber war zu alt und liebte sein Paris viel zu sehr, um sich von den Versprechungen des Königs verlocken zu lassen.

Guérin erlebte noch in Paris, wo er sich immer mehr in die Stille zurückzog, im Jahre 1830 die Julirevolution, den Sturz der Monarchie Karls X. und die Erhebung des Herzogs von Orléans,

Ludwig Philipps, des Mannes der Bourgeoisie, zum Thron. Nun hielt er es nicht mehr länger in der französischen Hauptstadt aus; die revolutionäre Atmosphäre, die er von Neuem einatmete und die ihm von seiner Jugendzeit nur allzu bekannt war, lastete wie ein Alp auf seiner Seele. Er sehnte sich nach reiner Gebirgsluft und nach einer anderen friedlicheren Umgebung, darum zog es ihn mit unwiderstehlicher Sehnsucht in die alte Heimat, in das Elsaß zurück.

Guérin war, von früher Jugend an, mit der Buchdruckerfamilie Levrault von Straßburg befreundet. In der Schreckenszeit hatte er bei seinem Jugendfreunde Levrault im Schlosse von Ittenweiler ein sicheres Asyl gefunden. Im freundlichen Landhause dieser edlen Familie in Oberehnheim fand der einsam stehende Mann am Abend seines Lebens gastliche Aufnahme und die treueste Pflege. Dort, im altertümlichen, am Fuße des Odilienberges so romantisch gelegenen Städtchens, verlebte Guérin mit seinen reichen Erinnerungen an die Vergangenheit, wo er den Glanz und die Herrlichkeit, aber auch die wechselvollen Geschicke und den Untergang so vieler bedeutenden Männer und hohen Frauen des Jahrhunderts gesehen hatte, seine letzten Lebensjahre.

Er starb zu Oberehnheim am 29. Oktober des Jahres 1836, alt und lebenssatt, in seinem 76. Jahre. Er war nie verheiratet gewesen und hatte nur seiner Kunst gelebt und ihre idealen Ziele verfolgt. Er hinterließ den Ruhm einer der geschicktesten Porträtsmaler seiner Zeit gewesen zu sein und schied aus dieser Welt in einem Zeitpunkt, wo auch seine Kunst, die Miniaturmalerei, zuerst durch die Erfindung Daguerres und später durch die Photographie eine totale Umgestaltung erfahren sollte und wo das persönliche Talent des Porträtsmalers und dessen Leistungen immer mehr von den Fortschritten der Wissenschaft in den Schatten treten sollte.

Nicht nur als Künstler, auch als Mensch ist Johann Guérin ein höchst achtungswerther Charakter. Er blieb während der Revolution seinen politischen Ueberzeugungen treu und war bis zum Sturze Ludwigs XVI. ein Anhänger und Verteidiger des konstitutionellen Königtums. Er begrüßte zwar, wie damals die Edelsten seiner Zeit, die Anfänge der Revolution als die Morgenröthe einer besseren Zeit,

er knüpfte an die Ära der Freiheit, wie so viele Andere, die frohesten Wünsche und Hoffnungen; allein als er die nachherigen Gräuel des Pöbels und dessen Willkürherrschaft sah, ward ihm die Revolution zum Abscheu und er machte, wie wir gesehen haben, aus seinen Gefühlen kein Hehl.

Höchst interessant und lehrreich wäre die Herausgabe von Johann Guérins Tagebuch, das sich im Besitze seiner Familie in Paris befindet. Guérins tägliche Aufzeichnungen vom 1. Januar 1788 bis zum 25. Juli 1792 würden sicherlich manchen schätzenswerten Beitrag zur französischen Revolutionsgeschichte enthalten. Die Franzosen kennen die Ereignisse ihrer großen Revolution, die das nationale Leben Frankreichs ganz und gar umgestaltete, nur im Nimbus der Legende. Allein durch die gründlichen Arbeiten neuerer Forscher und namentlich durch die Publikation des wichtigen Werkes von Taine, der nicht nur die französischen Archive, sondern die Londoner Büchersammlungen, welche die reichste Quelle für die Revolutionsliteratur enthalten, durchging, sind auch die herkömmlichen Ansichten über die Revolution vielfach andere geworden, denn früher. Der Nachweis, wenn es noch eines solchen bedürfte, ist zur Genüge geliefert, daß alle großen Errungenschaften der französischen Revolution auf friedlichem Wege mit der Zeit erlangt worden wären, ohne die blutigen Gräuel, welche dieselbe befleckt und der Sache der wahren Freiheit in ganz Europa geschadet haben. Für Frankreichs politische Entwickelung sowie für die Ruhe des alten Weltteils wäre es wohl unendlich vorteilhafter gewesen, wenn der Gang der Ereignisse ein anderer geworden. Daß dies auch Guérins Ueberzeugung war sowie diejenige vieler besonnener Männer jener gewaltigen Zeit, ist dem Herausgeber dieses Lebensbildes zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Wie dem auch sei, Johann Guérins Andenken wird fortleben in der Nachwelt als das eines talentvollen Malers, eines genialen Künstlers und was noch mehr wert ist, als das eines Ehrenmannes im besten Sinne des Wortes.

Literatur über Guérin: Revue d'Alsace, deuxième série, 1836. Tome II, p. 254 et suiv. Article de Louis Levrault. — Dieser Artikel kam nachher als Broschüre heraus unter dem Titel: Notice nécrologique. Jean Guérin s. a. und ohne Namensangabe des Verfassers. Ferner erschien in neuester Zeit: Une Famille de peintres alsaciens: Les Guérins 1734—1846, par Etienne Charavay, archiviste-paléographe. Charavay frères, libraires éditeurs. Paris, rue de Seine, 51, 1880. Am Schlusse des interessanten Buches, das wir nur umfangreicher gewünscht hätten, befindet sich eine Stammtafel der Malerfamilie Guérin.

VII.

Ein elsässischer Reitergeneral.

Feldmarschall Wurmser.

1724 — 1797.

Es ist schon oft und mit Recht hervorgehoben worden, daß die Elsässer geborene Soldaten sind und daß das kleine Land in früherer Zeit dem mächtigen Frankreich einen nicht unbedeutenden Teil seiner besten und kriegstüchtigsten Mannschaften geliefert hat und namentlich eine Pflanzschule für französische Unteroffiziere gewesen ist. Aber nicht nur Soldaten und untere Chargierte, auch höhere Offiziere und Generäle sind in Menge aus dem kleinen Grenzlande hervorgegangen und vieler Elsässer Namen stehen mit goldenen Lettern in den Blättern der Kriegs- und Ruhmesgeschichte aufgezeichnet.

Unter der glorreichen Phalanx der ruhmgekrönten Feldherren ragen namentlich zwei Helden, Kleber und Rapp, hervor, die volkstümlichsten Militärgestalten im Elsaß, obwohl deren Thaten nur in allgemeinen Umrissen den meisten Elsässern bekannt sind. Aber wie manche neben ihnen, die auch Großes geleistet und auf dem Felde der Ehre mit Auszeichnung gekämpft haben, sind mehr oder weniger unbekannt bei der Menge geblieben. Und doch darf das Elsaß auch stolz auf diese

andern Söhne sein, auf einen Kellermann, Waldner von Freundstein, Lefebvre, von Berkheim, von Cöhorn, von Türkheim, die beiden Schramm, Vater und Sohn, Scherb, Scherer und wie sie alle heißen.

Um so mehr verdiente aber auch das Andenken eines Elsässers hervorgehoben zu werden, der einst die deutsche Uniform getragen und für Kaiser und Reich treu bis an sein Ende gekämpft hat. Es ist dieß der kaiserliche Feldmarschall von Wurmser gewesen, der in den Feldzügen des vorigen Jahrhunderts, namentlich als kecker und schneidiger Husarengeneral, sich einen ehrenvollen Namen erworben hat.

Die Familie Wurmser stammt eigentlich aus Graubünden. Um das Jahr 1400 finden wir sie bereits in Straßburg angesiedelt, wo sie mit der Zeit Vermögen, Einfluß und Ansehen gewann und auch zu den höheren städtischen Ämtern und Würden emporstieg. Jakob Wurmser bekleidete im Jahre 1448 das Ammeisteramt in Straßburg.

Die Wurmser teilten sich in drei Linien: die von Schaftolsheim, die von Jakob Wurmser abstammt und 1643 im Mannsstamm erlosch, die von Vendenheim, deren Stammvater Voltz Wurmser (1470) war und die von Sundhausen, deren Ahnherr Wolfgang Wurmser (1500) war.

Die Wurmser haben der Reichsstadt Straßburg mit der Zeit vierzehn Stättmeister geliefert. Der alte Wurmserische Hof, auch früher „Schaftolsheimer Hof“ geheißen, befand sich in der Elisabethenstraße (es ist das heutige Clarissinnenkloster).

Das Haupt der Sundhauser Linie war zu Ende des 17. Jahrhunderts Dagobert von Wurmser; derselbe war mit Franziska von Müllenheim vermählt und hinterließ einen Sohn, Franz Jakob (1662—1711), Hauptmann im Regiment von Rothenburg. Der älteste seiner beiden Söhne hieß gleichfalls Franz Jakob (1698—1746); derselbe verheiratete sich mit Sophie Friederike von Landsperg (1699 bis 1738) und hatte dreizehn Kinder, deren jüngstes der obengenannte Feldmarschall war.

Dagobert Sigismund von Wurmser erblickte das Licht der Welt zu Straßburg am 7. Mai 1724 in dem elterlichen Hause am Niklausstaden. Da seine Eltern der evangelischen Konfession angehörten, wurde er in der Klauskirche getauft. Er war bei seiner Geburt ein

so schwaches und blödes Kind, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Mit der Zeit erstarkte er aber und entwickelte sich naturgemäß an Leib und Seele. Da Dagobert aus einer begüterten elsässischen Familie entsprossen war, so erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Er wollte sich dem Studium der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt widmen, allein auf Wunsch seines Vaters erwählte er die Militärkarriere und trat in französische Kriegsdienste. Die adeligen Protestanten konnten nur in sogenannten „deutschen Regimentern," deren es aber eine große Anzahl in Frankreich gab oder in Schweizerregimentern (Gardes suisses) eine Anstellung finden. Wurmser trat (1741) in das Kavallerieregiment Royal-Allemand ein; er suchte sich hauptsächlich auf Vorposten und in dem, was man den „kleinen Krieg" nennt, auszuzeichnen. 1742 war er bei dem Corps des Grafen Belle-Isle in Böhmen und machte den siebenjährigen Krieg mit; 1756 wurde er zum Obristlieutenant des Regiments Royal-Nassau ernannt und 1761 stieg er zum Generalsrang (mestre de camp) empor und wurde bei Friedberg verwundet.

Als Frankreich im Jahre 1762 Frieden mit Österreich schloß, verließ Wurmser den französischen Dienst und zog nach Österreich, wo er sich mit der Baronesse Sophie Henriette Rosine Julie, Tochter von Ernst Ludwig, Baron von und zu der Tann, und von Charlotte Renata Julie, Gräfin von Giech, vermählte; er errichtete auch in Österreich ein Husarencorps, das seinen Namen trug. Die Wurmserschen Husaren wurden mit der Zeit im Kaiserlichen Staat so volkstümlich wie die Ziethenschen in Preußen. Wurmser machte noch die letzten Auftritte des siebenjährigen Krieges mit und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit so vorteilhaft aus, daß er am Abschluß desselben im Jahre 1763 zum k. k. Generalmajor befördert wurde. Zehn Jahre später (1773) erhielt er das erledigte Husarenregiment Nauenhofen.

Auch im bayerischen Erbfolgekrieg zeichnete sich Wurmser durch Umsicht und Kühnheit aus. Im Juli 1778 war ein ansehnliches preußisches Corps über die Aupa und Mettau bis gegen Rostock vorgerückt, um die von Jaromirz verschanzte österreichische Hauptarmee zu beunruhigen. Wurmsers Aufgabe war, deren rechten Flügel zu decken. Er ließ den Feind sofort durch seine Husaren angreifen, Dra-

goner zur Unterstützung nachrücken und sein Artilleriefeuer so gut dirigieren, daß der Feind mit Verlust zurückweichen mußte und sein Vorhaben vereitelt sah.

Als Kommandant des österreichischen Winterkordons ließ Wurmser das Dorf Dittersbach von den Kroaten unter dem Obersten Klebeck überfallen, wobei über 200 Mann getötet, ebenso viele gefangen genommen und acht Fahnen erbeutet wurden.

Nun rückte er im Januar 1779 in fünf Kolonnen in die Grafschaft Glatz ein; zwei derselben unter dem Befehl des Generalmajors Kinsky nahmen am 18. Januar Habelschwerdt weg. Indem die eine Abteilung das Unternehmen von außen sicherte, drang die andere, den Obersten Pallavicini an der Spitze, mit stürmender Hand in das Städtchen ein, eroberte 3 Kanonen und 10 Fahnen und nahm den Prinzen von Hessen-Philippsthal mit 700 Preußen gefangen. Wurmser selbst befehligte die dritte Kolonne. Er ließ das Blockhaus bei Ober-Schwadeldorf durch Haubitzen in Brand stecken. Der Generalmajor Terzky deckte mit den zwei übrigen Kolonnen die Unternehmung, schlug den aus der Festung Glatz herbeieilenden Sukkurs zurück und machte über 300 Gefangene. Indessen hielt sich Wurmser in den vorteilhaften Posten bei Rückerts und Reinerz, von denen aus seine Reiterpatrouillen bis ganz in der Nähe von Glatz streiften und wo er sich längs der schlesischen Grenze ausbreiten konnte, so daß seine Anstalten den Feind selbst für Schweidnitz besorgt machten. Der Vertrag von Teschen (13. Mai 1779) machte aber den kriegerischen Unternehmungen ein Ende.

Joseph II. belohnte den Mut und die Einsichten des erfahrenen Kriegshelden mit dem Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens; er beförderte Wurmser zum General der Kavallerie, ernannte ihn zum k. k. Kämmerer und erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Als der türkische Feldzug seinen Anfang nahm, übertrug der Kaiser Wurmser das Generalkommando in Gallizien. Dieser Posten hielt ihn in den Jahren 1788 und 1789 dem Kriegsschauplatz nahe, wenn ihm auch auf demselben keine aktive Rolle zu Teil wurde.

In der französischen Revolution verlor Wurmser alle seine Familienbesitzungen im Elsaß. Nach der Kriegserklärung gegen Frank-

reich (1792) erhielt er das Kommando über die österreichische Armee am Oberrhein, überschritt mit seinen Truppen am 31. März 1793 zwischen Mannheim und Speyer den Rhein und vereinigte sich bei letzterer Stadt mit dem Condéschen Corps. Er vereitelte bei Rohrbach (29. Juni) und Germersheim (3. und 5. Juli) die Versuche der Franzosen, zum Entsatz von Mainz durchzudringen, undgriff sie im Walde bei Offenbach und in ihren Linien bei Essingen den 27. Juli an. Er trieb sie den 23. August aus dem Birnwalde, nahm eine Hauptrekognoszierung den 27. August vor und ließ den bedeutenden, mit vieler Tapferkeit vom General Pejachevich ausgeführten Angriff auf Bodenthal, den 11. September ausführen. Wurmser eroberte in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig den 13. Oktober die für unüberwindlich gehaltenen Linien von Lauterburg und Weißenburg, wobei diese beiden kleinen Festungen mit Lager, Zelten, Gepäck, Pferden, vielen kleinen Feuergewehren, 28 Kanonen und anderen Kriegsvorräten erobert und gegen 1000 Franzosen gefangen wurden. Diese glänzenden Waffenthaten erwarben dem Sieger das Groß-Kreuz des Maria-Theresien-Ordens.

Dennoch durfte Wurmser bei der Stärke des Feindes und bei der drohenden Stimmung der Einwohner sich nicht weiter vorwärts wagen, sondern mußte seine Kräfte zusammmenhalten und auf der Defensive bleiben. Zwar wurde das stark verschanzte Dorf Beinheim mit dem Bajonnette erstürmt und Fort Louis den 27. Oktober 1793 nach einer förmlichen Belagerung zur Übergabe genötigt (in demselben lag das 1. Bataillon der Volontärs des niederrheinischen Departements, in welchem meist Söhne aus bessern Straßburger Bürgerfamilien sich befanden, die nach Ungarn in die Gefangenschaft geführt wurden); aber nach und nach gingen alle im Elsaß so rühmlich errungenen Vorteile durch die veränderten Zeitverhältnisse wieder verloren.

Durch den Rückzug der preußischen Armee war der rechte österreichische Flügel der feindlichen Uebermacht zu sehr preisgegeben. Die Franzosen fielen mit großer Ueberlegenheit und mit immer frischen Truppen die zwar siegreichen, aber in der Zahl verminderten und durch Strapazen abgematteten Österreicher an, und Wurmser mußte sich unter beständigen Kämpfen, worunter der vom 26. Dezember 1793

entscheidend war, im Januar 1794 langsam über den Rhein zurückziehen. Er legte gleichzeitig mit dem Herzog von Braunschweig das Kommando nieder. Der Prinz von Waldeck übernahm einstweilen seine Stelle.

Was Wurmsers Fortschritte im Elsaß hemmte, das war die politische Rolle, die er dort spielte. Er suchte im Einvernehmen mit den Royalisten und Aristokraten in Straßburg, Hagenau und andern Orten eine Gegenrevolution zu bewirken. Aber dieses Vorhaben, das den Herzog von Braunschweig auch verhinderte, die errungenen Vorteile zu verfolgen und auszubeuten, schlug gänzlich fehl und zog die blutige Rache der Republikaner auf die Unzufriedenen und Verdächtigen im Elsaß herab.

Im August 1795 übernahm jedoch Wurmser zum zweiten Male den Oberbefehl am Rhein, schlug die Franzosen am 23. und am 29. Oktober bei Mannheim und nahm das verschanzte Lager bei dieser Festung, sowie am 22. November dieselbe selbst ein. Darauf trat am 12. Dezember der Waffenstillstand ein. In Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste wurde Wurmser vom Kaiser Franz II. zur Würde eines k. k. Feldmarschalls erhoben.

Infolge der Fortschritte Bonapartes in Italien wurde 1796 der Feldmarschall Wurmser mit 15,000 Mann Verstärkung dorthin geschickt. Im Juni 1796 erhielt er den Oberbefehl der bis Tyrol zurückgewichenen österreichischen Armee. Wurmsers Aufgabe galt vor allem, das durch die Franzosen belagerte feste Mantua, den Schlüssel von Oberitalien für die Österreicher, zu entsetzen. Nachdem der Feldmarschall am 1. Juli 1796 im Hauptquartier von Trient eingetroffen war, rückte er alsbald zum Entsatz von Mantua vor. Er beging den Fehler, seine Armee in drei Corps zu teilen. Das erste sollte von Roveredo aus den Gardasee umgehen und die Franzosen im Rücken bedrohen; mit dem zweiten wollte Wurmser selbst vorrücken und das Belagerungscorps vor Mantua angreifen; das dritte Corps sollte über den Pofluß gehen und Piacenza zu gewinnen suchen, um die Franzosen aus dem mailändischen Gebiete zu vertreiben.

Der Angriff, welchen Wurmser selbst am 2. August 1796 mit dem Gros seiner Armee ausführte, gelang vollkommen. Der Feind

wurde in großer Unordnung zurückgetrieben und das ganze Belagerungsgeschütz fiel in die Hände der Österreicher. Aber die erste Kolonne war zu weit aus dem Gebirge in die Ebene von Brescia vorgedrungen. Diesen Fehler benutzte mit raschem Scharfblick Bonaparte, umging die Österreicher und fiel dann mit ganzer Macht auf Quasdanowich, den er gänzlich schlug, ihm sein Geschütz wegnahm und nach Tyrol zurücktrieb. Hierauf konnten sich die Franzosen vereinigen und wider den Feldmarschall, der gegen den Mincio vorgerückt war und von der Niederlage seiner ersten Kolonne noch keine Kenntnis hatte, unvermutet und mit aller Macht angreifen. Bei Castiglione kam es am 5. August 1796 zur Schlacht. Bonaparte siegte und Wurmser wurde von den Franzosen bis Roveredo zurückgetrieben. Mantua aber ward von neuem blockirt.

Wurmsers zweite Unternehmung zum Entsatz der Festung Mantua, die in der Zeit vom 9. bis 14. September stattfand, fiel noch unglücklicher aus. Wurmser umging das Gebirg links der Etsch, um durch das Brentathal in die Gegend von Verona zu gelangen und den Feind vor Mantua anzugreifen. Indessen war das kleine im Etschthale zurückgelassene österreichische Corps bis Trient zurückgeworfen worden. Bonaparte gewann die Engpässe im Rücken der österreichischen Armee. Er schlug Wurmser am 4. September bei Roveredo und am 8. bei Bassano. Dennoch schlug sich der Feldmarschall mit seiner Kavallerie durch und kam am 13. September vor Mantua an. Er mußte sich, von den nachrückenden Franzosen gedrängt, in die Festung werfen, welche nun aufs neue ohne Aussicht blockirt wurde. Wurmser machte zwar verschiedene glückliche Ausfälle und schlug wiederholt einige Stürme zurück, aber die Niederlage Alvinczis bei Arcole (15. November) und bei Rivoli (14. Januar 1797), sowie das unglückliche Gefecht bei der Favorite unweit Mantua (16. Januar) verschlimmerte die Lage der Festung immer mehr.

Wurmser sah sich, aus gänzlichem Mangel an Kriegsmunition und Lebensmitteln, in die Notwendigkeit versetzt, am 2. Februar 1797 Mantua nach neunmonatlicher Belagerung den Franzosen zu übergeben. Ein Beweis, der auch im letzten deutsch-französischen Kriege durch die Belagerung von Metz bestätigt wurde, daß eine

Armee die den Kampf auf offenem Felde scheut und Zuflucht hinter den Mauern einer Festung sucht, dort meist ihren Untergang findet.

Der dreiundsiebenzigjährige Greis, der „graue Held“, wie ihn der Geschichtsschreiber Karl von Rotteck nennt, war durch die vielen in den drei letzten Feldzügen ausgestandenen Leiden und Beschwerlichkeiten herabgestimmt und kränklich geworden. Er begab sich nach Wien, wo ihm der Kaiser, um ihm eine ruhige Stelle in seinem Alter zu geben, das Oberkommando über Ungarn übertrug. Ehe er aber seinen neuen Posten antreten konnte, starb er zu Wien am 22. August 1797. Seine letzten unglücklichen Schicksale hatten den Ruhm seiner frühern Thaten nicht verdunkelt. Selbst der Feind achtete den Mann und Bonaparte erkannte Wurmsers Feldherrngröße in den Berichten an, die er an das Direktorium nach Paris sandte. Indessen läßt sich doch nicht leugnen, daß Wurmser vorwiegend geeignet war als genialer Kavalleriegeneral mit leichten Truppen zu operieren, und daß ihm vielleicht der umfassende Blick und die Talente zur selbständigen Führung einer großen Armee nicht in dem Maße zu Gebote standen, wie es nötig war. Auch war die Zeit eine andere geworden und Bonaparte hatte die Kriegstaktik des Jahrhunderts mit seinen todesmutigen republikanischen und sieggewohnten Soldaten ganz und gar verändert.

Aus seiner Ehe mit Sophie, Henriette von und zu der Tann, die ihm in die Ewigkeit voranging, hinterließ Feldmarschall von Wurmser zwei Kinder: 1) Dorothea Henriette, geboren im Jahre 1767, vermählt (1783) mit dem Grafen Karl Heinrich Johann Wilhelm von Görtz aus der Mark Fulda; sie starb 1827 und 2) Christian II., Graf von Wurmser, 1768 geboren, k. k. Kammerherr, nicht verehlicht, gestorben zu Wien den 8. September 1844. Derselbe war der letzte männliche Nachkomme der Familie von Wurmser uud mit ihm starb deren Mannesstamm aus.

In der ungarischen Hauptstadt hat Wurmser ein schönes Denkmal gestiftet, das sein Andenken dort ehrt und verewigt. Er ließ nämlich in Pest auf seine Kosten eine protestantische Kirche (die evangelische Garnisonskirche) für die Militärs seiner Konfession in Ungarn erbauen. Auch in seiner elsässischen Heimat und in seiner Vaterstadt Straß-

burg, wo Wurmser gleichsam ein Unbekannter geworden ist, gebührt dem alten Kriegshelden ein ehrendes Gedächtnis.

Literatur über den Feldmarschall von Wurmser.

Österreichische National-Encyklopädie oder alphabetische Darstellung der wissenswürdigsten Eigentümlichkeiten des österreichischen Kaisertums. Wien 1837. — E. Müller: Le Magistrat de la Ville de Strasbourg de 1674 à 1790. Strasb. 1862. — Thiers: Histoire de la République française. Paris 1862 (dernière édition). — Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Firmin Didot et Fils. Paris 1867. — Vivenot: Thugut, Clerfayt und Wurmser. Wien 1869. — E. Lehr: L'Alsace noble. Paris 1870. — Dr. Constans von Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. Mit Unterstützung des Autors durch die kaiserliche Akadamie der Wissenschaften. 47 Teile. Wien, Hof- und Staatsdruckerei.

Ferner: Schiller: Gallerie interessanter Personen.

Bauer: Gallerie historischer Gemälde.

Hirsching: Historisch-literarisches Handbuch und die verschiedenen Konversations- und andere Lexika von Brockhaus, Pierer, Meyer u. a. m.

VIII.

Der unvergeßliche Präfekt Lezay-Marnesia.

Ein Friedensbild aus kriegerischer Zeit.

Je veux être jugé d'après mes intentions.

An der nordwestlichen Gartenecke der ehemaligen Präfektur — des Palastes, in dem gegenwärtig unser Statthalter wohnt — erhebt sich auf einem Postamente von Vogesensandstein die in Erz gegossene Bildsäule eines der edelsten Männer, die einst in Straßburg in hoher Stellung gelebt und gewirkt haben. Hunderte gehen täglich an dem Standbild vorüber, den meisten aber ist das Leben und Wirken des ausgezeichneten Mannes, der ähnlich dem Dichter Adalbert v. Chamisso, gleichsam ein geistiges Bindeglied war zwischen Frankreich und Deutschland, und auf den beide Länder gleich stolz sein dürfen, unbekannt. Es verlohnt sich wohl der Mühe, demselben auch von deutscher Seite — in französischer Sprache ist es längst geschehen — ein Ehrendenkmal aufzurichten und eine dankbare Erinnerung zu widmen, damit namentlich im Elsaß sein Gedächtnis neu auflebe. Dies soll in dieser biographischen Skizze geschehen.

Die Familie derer von Lezay-Marnesia hatte ihre Stammsitze in dem romantischen Hoch-Burgund, der ehemaligen Freigrafschaft

(Franche-Comté). Da liegt, eine Stunde nördlich von Orgelet, nach Lons-le-Saunier zu, der Familie Hauptgut Marnesia, Kirchdorf und Marquisat; da liegt auch unweit Lons-le-Saunier ihr Lieblingssitz Saint Julien. Der Vater des Präfekten war Claudius Franz Adrian, Marquis von Lezay-Marnesia, geboren zu Metz den 26. August 1735, Hauptmann bei dem Regiment du Roi; er verließ den Militärdienst und heiratete ein Fräulein aus dem angesehenen lothringischen Hause von Nettancourt. Er beschäftigte sich zu Saint Julien mit Gartenanlagen, ökonomischen Versuchen und Landwirtschaft. Auch als Schriftsteller war er thätig: es sind von ihm herausgegeben worden: Mémoire pour le peuple français, 1788. Lezay war Mitglied der Etats généraux (Nationalversammlung); 1790 ging er, unzufrieden mit den politischen Zuständen Frankreichs nach Pennsylvanien, um dort einen Kolonisationsversuch zu machen, der aber vollständig mißlang. Infolge dessen verließ er Amerika, um sich nach England zu begeben, wo er sich einige Monate aufhielt. Im Jahre 1792 kehrte er nach Frankreich zurück und hielt sich zu St. Julien verborgen. Sein Zufluchtsort wurde aber verraten, er wurde hierauf gefänglich eingezogen und schmachtete elf Monate lang zu Besançon im Kerker. Robespierres Sturz befreite ihn aus seiner Haft. Als sein Sohn Adrian 1797 vom Direktorium geächtet wurde, begab er sich nach Lausanne und genoß in dem nahen Coppet manchen Beweis der Freundschaft seitens der Familie Necker. Später kehrte er nach Frankreich zurück, wo er sich mit der Herausgabe eines größern philosophischen Werkes: Accord des principes de la religion et de la vraie philosophie beschäftigte. Mitten in seiner Arbeit überraschte ihn der Tod. Er starb zu Besançon den 9. November 1800.

Sein ältester Sohn war Paul Adrian Franz Maria, Marquis, nicht Graf, wie vielfach irrtümlich angegeben wird (der Titel Marquis überragte unter dem „alten französischen Regime“ denjenigen des Grafen), von Lezay-Marnesia; er wurde im Schloß Moutonne im Juragebirge den 10. August 1769 geboren. Lezays Ahnen stammten aus altem spanischen Adel; als infolge der Eroberung Hochburgunds durch Ludwig XIV. die spanische Herrschaft der französischen weichen mußte, traten die Marnesia in den Dienst der Krone Frankreichs und

bekleideten höhere militärische Würden. Sie fügten ihrem alten adeligen Namen denjenigen des Rittergutes Lezay bei und verfochten von da an die französischen Interessen.

In einer wildromantischen Natur, deren Eindrücke er frühzeitig in sich aufnahm, unter der Leitung eines für den Land- und Gartenbau begeisterten Vaters, der seine Gärten zu einem wahren Lustpark umgewandelt hatte, der dabei einen feinen Sinn für Kunst, Wissenschaft und Literatur besaß und die Liebe zu denselben seinen Kindern frühzeitig einprägte, im Verkehr mit ausgezeichneten Männern verfloß für Adrian still und friedlich die schöne Zeit der Jugend. Der Knabe zeigte neben der Neigung zur Landwirtschaft eine Vorliebe für das Studium der Naturwissenschaften. Auf des Vaters Wunsch trat er im vierzehnten Jahre in das Regiment du Roi ein; allein er blieb nur wenige Jahre unter der Fahne, einmal weil er wenig Lust für den Militärdienst bezeugte und zum andern, weil die Beförderung eine zu langsame war. Daher verließ er den Dienst, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen.

Dieselbe sollte er — so war es des Vaters Wille — in Deutschland erlernen. In Braunschweig bestand damals — die einzige in Europa — eine diplomatische Schule. Auf derselben wurde Lezay untergebracht und eben hatte er seinen Kursus vollendet, als die Ereignisse der französischen Revolution und die Abreise seines Vaters nach Amerika ihm die Rückkehr in die Heimat verschlossen. Er begab sich deswegen nach Göttingen, um an der dortigen Universität einige Semester zu studieren. Dort war er der Haus- und Tischgenosse des unglücklichen Bürger, des Verfassers der „Leonore", der ihn mit den Bestrebungen und Zielen des seit 1772 ins Leben getretenen „Göttinger Dichterbundes" bekannt machte. Als Lezay-Marnesia von der Georgia-Augusta schied, bereiste er Norddeutschland, wo er mineralogische Studien im Harzgebirge machte, und England. Trotz der Gefahren, die ihm in der Heimat drohten, kehrte Adrian 1792 in das elterliche Schloß zurück. Er traf zu Montonne nur seinen Vater an; die Mutter hatte sich nach Savoyen geflüchtet. In der alten Heimat, wo der Vater kurz darauf verhaftet wurde, war seines Bleibens nicht. Adrian beschloß, mit seinem Bruder sich nach Paris zu

begeben, da sich beide dort mehr in Sicherheit glaubten. Zwei Freunde ihrer Familie, Herr von Fontanes, der nachmalige Unterrichtsminister unter dem ersten Kaiserreich, und Josephine von Beauharnais, Napoleons nachmalige Gemahlin, nahmen sich treulich der beiden Brüder an. Doch drohende Gefahren, denen sie nur wie durch ein Wunder entrannen, erwarteten die zwei Jünglinge in der französischen Hauptstadt. Sie hatten sich zuerst der Partei der Girondisten angeschlossen. Nach dem Sturze derselben, als die Montagnards die Oberhand gewannen, mußten sie flüchtig werden. Sie fanden ein stilles und sicheres Asyl in einem kleinen Badeorte (aux bains de Forges), wo sie mehrere Monate in ländlicher Abgeschiedenheit zubrachten.

Bei dem Ausbruch der französischen Revolutionskriege mußte Adrians Bruder in die republikanische Armee eintreten, wo er unter Pichegru die holländischen Feldzüge mitmachte. Adrian dagegen wurde wegen eines Halsleidens vom Militärdienst befreit.

Nach dem 9. Thermidor (27. Juli 1794), wo Robespierres Herrschaft endete, kehrten in Frankreich wieder geordnete Zustände zurück. Adrian von Lezay-Marnesia ging nach Paris zurück, wo er zu Ende 1794 eine Schrift herausgab, die allgemeines Aufsehen erregte. Sie war betitelt: Les Ruines en France ou Voyage en France, pour servir de suite à celui de la Grèce. Volneys Ruinen und Barthelemys Voyage du jeune Anarcharsis en Grèce schwebten ihm wohl bei der Wahl des Titels vor. Diese Broschüre entwirft ein wahrheitsgetreues, aber furchtbares Gemälde der anarchistischen Zustände des damaligen Frankreich, wo alles mit Ruinen der gesetzlichen Ordnung bedeckt war und wo an Stelle des Alten noch keine besseren Neuerungen eingetreten waren. Von einem vierundzwanzigjährigen Jüngling gehörte ein seltener Mut dazu, in den damaligen schweren Zeiten die Feder zu ergreifen und ungeschminkt den wahren Thatbestand der Verhältnisse des tief zerrütteten Landes offen zu schildern. Diese politische Schrift war eine zeitgemäße, denn in einem Jahre kamen davon vier Auflagen heraus und kurz nach einander erschienen davon deutsche und englische Übersetzungen.

Im Jahr 1795 veröffentlichte Lezay — diesmal aber anonym —

eine zweite politische Broschüre: Qu'est-ce que la Constitution de 1793?, die nicht geringeres Aufsehen als die erste erregte und wegen der scharfen Kritik, die sie enthielt, von der Polizei unterdrückt wurde. Dies verhinderte den Verfasser nicht, sie unter verändertem Titel ein zweites Mal herauszugeben.

Um jene Zeit beteiligte Lezay sich auch als Mitarbeiter an der Redaktion des „Journal des Débats", unter dessen Eigentümer auch Röderer [1]) zählte. Adrian war kein Freund des damaligen Direktoriums; dies bewies er durch die Herausgabe der Schrift: De la Constitution de 1795. Infolge dieser Veröffentlichung erregte er den Zorn der damaligen Machthaber; er wurde einer der Geächteten vom Vendémiaire des Jahres IV. (1795), mußte Paris als Flüchtling verlassen und suchte einen Zufluchtsort in der Normandie.

In seiner freiwilligen Verbannung zu Bretteville, dem auch bald die wirkliche ins Ausland folgte, gab Lezay eine neue politische Schrift heraus: Des causes de la Révolution et de ses résultats, wo er mit prophetischem Blick in die Zukunft den Sturz der fünf Direktoren voraussagte. Er mußte darauf Frankreich, durch das Dekret vom 18. Fructidor (4. September 1797) geächtet, verlassen und zog sich mit seinem Vater in das Waadtland, an die sonnigen Gelände des Genfersees zurück, wo er noch mehrere kleine Broschüren politischen Inhalts herausgab.

In Bretteville in der Normandie hatte Lezay auch mit einer wichtigen literarischen Arbeit sich befaßt; er hatte nämlich dort Schillers Don Carlos übersetzt. Damals trat er auch gegen Benjamin Constants Schrift: De la force d'un gouvernement (das Direktorium) qui commence, auf mit seiner Gegenschrift: De la faiblesse d'un gouvernement qui commence et de la nécessité où il est de se rallier à la majorité nationale, 1796, wovon die Klio eine deutsche Übersetzung gab.

---

[1]) Röderer, ehemaliges Mitglied des Konvents, später Senator unter dem ersten französischen Kaiserreich, war während der ersten Blokade von Straßburg kaiserlicher Bevollmächtigter in der belagerten Stadt.

Den Dichter Marie Joseph Chénier ermüdeten Lezays wiederholte Prophezeiungen von einer bevorstehenden Auflösung der Direktorialherrschaft. Um den „hellsehenden Schwarzseher“ zu züchtigen, schrieb jener die bekannte Satyre, worin Lezay und der Dr. Pancrace als Hauptpersonen eingeführt und vom Dichter verspottet wurden. Da heißt es unter anderm:

Et ce Lezay, ce pédant jouvenceau,
Qui n'est qu'un Rœderer et se croit un Rousseau.

In Neuchâtel, wohin Lezay sich zuerst gewandt, ließ er 1797 seine Schrift drucken: Lettres à un Suisse, sur la nouvelle Constitution helvétique. Kurz vorher war von ihm erschienen das gediegene Schriftchen: Pensées choisies du cardinal de Retz, Paris 1797, 8°. Mit Einsicht und Sachkenntnis sind diese (119) Pensées gewählt; die ihnen beigegebene Vorrede gilt als eine von des Sammlers gelungensten Arbeiten.

Als Lezay im Jahre 1799 durch des ersten Konsuls Vergünstigung nach Frankreich zurückkehren durfte, ging er nach Paris, wo er die eheliche Verbindung mit einer edlen, ihm in jeder Beziehung ebenbürtigen Frau schloß. Es war dies Franzisca Renata von Canisy, verwitwete Marquise von Bricqueville, deren Mann, ein Anhänger des alten Régime, in dem verfehlten royalistischen Unternehmen auf der Halbinsel Quiberon ums Leben gekommen war. Diese hochherzige Frau war ihrem Gatten eine treue und unermüdliche Gehilfin in seinen menschenfreundlichen Bestrebungen.

Im Jahre 1799 kam Lezays französische Übersetzung des Don Karlos heraus. Lezay war von Schiller ganz begeistert; der edle Charakter des Marquis Posa mit seinen idealen Weltanschauungen, der so manche verwandte Saite in seinem eignen Innern berührte, hatte ihn mit wahrer Begeisterung erfüllt. Der Uebersetzer hatte seiner Arbeit eine Einleitung über die französische Sprache und das Théatre français vorausgeschickt; in derselben trat seine Vorliebe für die romantische Richtung unverhüllt hervor; die Übersetzung war auch mit geschichtlichen und kritischen Anmerkungen versehen.

Doch die damalige Zeit mit ihren kriegerischen Ereignissen war der Romantik nichts weniger als hold. Lezays Buch blieb bei dem größern Publikum beinahe unbemerkt. Schmollend verließ er die Hauptstadt; von seinem ländlichen Aufenthalte im Juragebirge übersandte er ein Exemplar seines Don Karlos an den conseiller d'Etat Réal. Selbst ein Schriftsteller von Bedeutung, las der Staatsrat das Buch mit regstem Interesse und richtete in einem dankenden und belobenden Schreiben an Lezay die Frage, ob er seine Arbeit dem ersten Konsul vorgelegt zu sehen wünsche. In einer sorgfältig durchdachten bejahenden Zuschrift erhob sich der also Geehrte zu einer Betrachtung der wichtigsten politischen und staatswissenschaftlichen Fragen der Gegenwart und Réal legte mit dem Trauerspiel auch diesen Brief dem ersten Konsul vor. Der Gewaltige las mit sichtbarem Interesse die Auseinandersetzungen des geistvollen Schriftstellers, las sie mehrmals und mit steigender Aufmerksamkeit; dann forderte er Ciceros Briefe in der französischen Übersetzung. Er blätterte darin, bis er die Epistel gefunden, die ihm stets als die schönste gegolten hatte; mit ihr verglich er Lezays schwungvollen Brief und that hierauf die Äußerung: Ma foi, c'est plus beau que Cicéron. Die Übersetzung des Don Karlos nahm er mit in sein Kabinet; als er sie jedoch gelesen, warf er das Buch unmutig weg; Posas Charakter und Reden mißfielen ihm höchlich, denn bekanntlich war Bonaparte kein Freund der „Ideologen". Der zweite Eindruck, den der erste Konsul von Lezay empfing, war ein ungünstiger, und Mann und Buch fielen bei ihm in Ungnade.

Doch Lezay hatte in der Umgebung des Machthabers, der Frankreichs Geschicke damals in Händen hielt, Freunde und Gönner. Er hatte eine Schwester, Louise de Lezay-Marnesia, welche mit dem Grafen Claudius Beauharnais [1]), einem Vetter des Generals Beau-

---

[1]) Claudius Graf von Beauharnais ward zu Paris den 29. September 1756 geboren. Als Offizier der königlichen Garde vermählte er sich mit der Tochter des Marquis Lezay-Marnesia. 1789 war er Mitglied der französischen Nationalversammlung. Unter dem napoleonischen Kaiserreich wurde er Senator, nach der Restauration im Juni 1816 Pair von Frankreich. Er starb zu Paris den 10. Januar 1819. Seine ältere Tochter Stephanie, der einzige Sproß

harnais (dem ersten Gemahl Josephinens), vermählt war. Dieser Schwager verwendete sich mit Beharrlichkeit für den in Vergessenheit geratenen Übersetzer des Don Karlos; es gelang ihm, Bonaparte umzustimmen und bald sollte derselbe die Folgen dieser Umwandlung der Gesinnungen des Gewaltigen zu seinen Gunsten erfahren.

Auf die Empfehlung des Grafen von Beauharnais wurde dem Marquis von Lezay-Marnesia der Gesandschaftsposten bei dem Hofe von Salzburg angeboten. Er nahm denselben dankbar an. Mit Beglaubigungsschreiben und Weisungen versehen, erschien Lezay, den letzten Abschied zu nehmen, bei einer der glänzenden Soiréen in den Tuilerien. Ein Ci-devant, gebildet in der alten diplomatischen Schule, trat er auf in der förmlichen gemessenen Haltung, die der erste Konsul seinem sich bildenden Hofe zu geben bestrebt war. Ergriffen von dem aristokratischen Auftreten des Marquis, brach Bonaparte in seiner stürmischen Weise in den leidenschaftlichen Ausruf aus: Ah, que vous êtes beau, Monsieur l'Ambassadeur! In der That war Lezay ein prächtiger Mann, nicht nur geziert mit edeln Geistesgaben, sondern auch reich von der Natur ausgestattet in seiner äußerlichen Erscheinung.

Durch den Lüneviller Frieden (1801), der dem Elsaß und Lothringen deren letzte deutsche Gebietsteile entriß, war das einstige erzbischöfliche Salzkammergut in ein Kurfürstentum Salzburg verwandelt worden, das der Großherzog Ferdinand von Toscana als Entschädigung für seine verlorene Herrschaft in Ober-Italien erhalten hatte. Das Salzburgische Gebiet erstreckte sich bis nach Ulm und bildete das Grenzland zwischen Österreich und Bayern. Adrian von Lezay-Marnesia wurde als französischer Bevollmächtigter (ministre plénipotentiaire) dahin abgesandt. Seine diplomatische Mission war eine ganz vertrauliche; er sollte neben seiner offiziellen Stellung den Tuilerienhof von den Gesinnungen der Wiener Hofburg immer genau

---

aus seiner ersten Ehe mit Louise von Lezay-Marnesia, wurde durch den Kaiser Napoleon mit dem damaligen Erbprinzen, spätern Großherzog Karl Ludwig von Baden vermählt. Eine Tochter der Großherzogin Stephanie ist die in Baden-Baden lebende Herzogin von Hamilton.

unterrichten. Der junge Diplomat entledigte sich seiner Aufgabe mit vielem Geschick. Am kleinen Hofe des Kurfürsten war er durch sein liebenswürdiges Wesen eine gern gesehene und beliebte Persönlichkeit; er zeichnete sich namentlich durch seinen feinen Takt und seine Rechtlichkeit aus. Er trat durch seine Stellung mit vielen bedeutenden österreichischen Staatsbeamten und adeligen Personen in Berührung und entwickelte eine viel größere Thätigkeit als der in Wien beglaubigte Botschafter, der etwas gemessene Herzog de la Rochefoucauld.

Den Salzburgern blieb Lezay unvergeßlich durch den Mut, mit welchem er gegen Ney und dessen Gewaltthätigkeiten und Erpressungen auftrat. Er berichtete darüber so nachdrücklich nach Paris, daß der Marschall Ney schließlich abgerufen wurde. Doch bei Napoleon erwarb sich Lezay dadurch kein besonderes Verdienst.

Durch den Frieden von Preßburg (26. Dezember 1805) wurde das ephemere Kurfürstentum Salzburg von der Karte gestrichen und Lezays Mission war somit beendet. Von Austerlitz heimkehrend, verweilte der französische Kaiser einige Tage in München. Fürsten und Gesandte eilten aus nah und fern in die bayrische Hauptstadt, um Napoleon ihre Huldigung darzubringen. Auch Lezay fand zur Aufwartung sich ein; er wohnte einer der dortigen prachtvollen Soiréen bei. Die Vorstellung bewegte sich innerhalb der von der Etikette gebotenen Förmlichkeiten; die lange Reihe der Geladenen durchschritt der Kaiser, ein verbindliches Wort diesem, ein huldreiches Lächeln jenem spendend. Aber es wurde sein Auge, wie einnehmend, wie verführerisch bei solchen Gelegenheiten seine Physiognomie zu sein pflegte, von Augenblick zu Augenblick drohender, zürnender, vernichtend blickend, stets einem Punkte zugerichtet. Ein Ungewitter schien sich entladen zu wollen; wen wird der zermalmende Blitz treffen? Endlich entlud es sich über den unglücklichen Gesandten von Salzburg, der, eben noch von einem Kreise von Freunden umgeben, jetzt, nachdem ihn der Kaiser weder eines Wortes noch eines Blickes würdigte, einsam und scheu, von jedermann gemieden, unbeweglich dastand.

Als Lezay verlassen und betrübt, von den Höflingen plötzlich gemieden, einsam dastand, ward die Kaiserin Josephine sein rettender

Engel. Sie hatte von ihren Gemächern aus die ganze Scene bemerkt und sandte alsbald einen Kammerherrn an Lezay ab, um denselben zu ihr zu rufen. Die Kaiserin richtete an den gebeugten Mann einige freundliche Worte und wurde seine Fürsprecherin bei Napoleon, der sich wieder umstimmen ließ und Lezay wieder in Gnaden aufnahm. Es ward ihm die unbedeutende und unangenehme Mission zuteil, den bisherigen Freistaat Wallis zu der beabsichtigten Einverleibung in das französische Kaiserreich vorzubereiten. Lezay begab sich zu diesem Zweck nach Chur; noch hatte er aber seine Aufgabe nicht ganz gelöst, als er durch kaiserlichen Erlaß vom 15. Mai 1806 zu der Präfektur des Rhein- und Mosel-Departements berufen wurde. Diese Ernennung, die immer noch als eine Folge der ungnädigen Stimmung des Kaisers anzusehen war, sollte für Lezay ein Wirkungskreis unermüdlicher Thätigkeit und segensvollen Schaffens werden.

Es war ein schönes, aber schweres Arbeitsfeld, das der neue Präfekt antrat. Das seit fünf Jahren erst (1801) durch die Armeen der französischen Republik annektierte Gebiet war ein Teil des ehemaligen Kurfürstentums Trier. Die Departementshauptstadt war Koblenz, das ein Jahrzehnt lang der Mittelpunkt der französischen Emigration in Deutschland war. Das neugebildete Departement hatte zwei Bestandtheile: die sonnigen Thäler des Rheines und der Mosel mit ihren rebengekrönten Abhängen und das rauhe Gebirgsland zwischen Rhein, Mosel, Maas und Rör, welches das Eifelland und einen Teil des Hundsrücks umfaßte. Dort lebte unter manchfachen Entbehrungen, abgeschlossen von der Außenwelt, eine arme, abgehärtete Bevölkerung, die unter mühsamer Arbeit dem undankbaren Gebirgsboden seine kärglichen Früchte abringen mußte.

Auf dem linken Rheinufer hatte die französische Revolution tabula rasa mit allem Bestehenden gemacht. In der kurzen Zeit von fünf Jahren waren in Koblenz drei Präfekten aufeinander gefolgt, von welchen keiner ein ordentlicher Verwalter war. Lezays Vorgänger war der Girondist Alexander Lameth gewesen; derselbe besaß „les grands airs“ und war „un beau parleur“; um die Geschäfte bekümmerte er sich nicht sonderlich.

Als Lezay-Marnesia die Verwaltung des Rhein- und Mosel-Departements übernahm, war er vor allem beflissen überall Ordnung einzuführen. Die bedeutenden Persönlichkeiten lernte er in den ersten Tagen in Koblenz kennen; hierauf durchreiste er wiederholt und nach allen Richtungen hin das Departement. Dies war keine kleine Aufgabe, denn der Zustand der Straßen war allerwärts, namentlich im Gebirge, ein äußerst schlechter. Auf diesen Reisen gewann der Präfekt Fühlung mit allen Schichten der Bevölkerung und lernte deren Beschwerden, Wünsche und Bedürfnisse kennen. Um seine persönlichen Erfahrungen in dieser Hinsicht zu vervollständigen, führte Lezay die sogenannten „Audienzen" ein, in welchen täglich zu einer festgesetzten Stunde ein jeder, auch der geringste im Volke, von ihm empfangen wurde und sein Begehren ihm selbst vortragen durfte.

Nachdem der neue Präfekt zu einer allgemeinen Kenntnis der Personen und Zustände gelangt war, suchte er die unfähigen Beamten, welche ihre Stelle bloß der Gunst der Machthaber in Paris verdankten, zu entfernen, was ihm auch größtenteils gelang.

Denselben Geist der Gewissenhaftigkeit und Pflichtreue legte der Präfekt später bei dem Renouvellement quinquennal vom 1. Januar 1808 an den Tag, als es galt, die Bürgermeister auf die Dauer von fünf Jahren zu erneuern. Er untersuchte auf das genaueste die Rechtsansprüche jedes Kandidaten und seine 90, nach sorgfältiger Prüfung vorgenommenen Erneuerungen fanden im Lande allgemeinen Beifall.

Vornehmlich wandte Lezay seine Aufmerksamkeit der Verbesserung der Straßen zu, von deren elendem Zustande er sich während seiner Rundreisen aus eigenem Augenschein überzeugt hatte. Auf seine Anregung beteiligten sich die Munizipalräte und die Gemeinden teils durch Geld- und Naturalleistungen, teils durch Frondienste an dem Ausbau der Straßen, und im Verlaufe weniger Jahre entstand eine Menge von Verkehrsadern und das Departement gewann ein anderes Ansehen.

Das Schulwesen lag im Mosellande, namentlich in den Gebirgsgegenden, in tiefem Verfall. Um dasselbe zu heben, gründete Lezay durch Präfektoralbeschluß vom 20. November 1806 eine soge-

nannte Normalschule (Ecole normale), eine Art Lehrerseminar zur Heranbildung tüchtiger Schulmänner; alle diese bereits im Amte stehenden Schulmänner wurden angehalten einen Kursus in dieser höhern Lehranstalt durchzumachen. Unter den Lehrgegenständen stand obenan der Unterricht in der Landwirthschaft; der künftige Volkslehrer mußte die allgemeinen Regeln des Ackerbaues, des Düngers Bereitung und Verwendung, den Anbau der Futterkräuter, die rationelle Behandlung der Holzungen, die Wartung der Haustiere, die Pflege des Weinstocks, die Bereitung des Weines und des Obstweines (cidre) erlernen. Daneben empfingen die Lehrer Unterricht in der Departemental-Baumschule, zur Anweisung in der Veredlung der Obstbäume.

Ganz vorzüglich in ihrer Einrichtung und höchst wohlthätig in ihren Ergebnissen, bewährte sich die 1807 in dem Hospital zu Koblenz eröffnete Hebammenschule, welcher ein vollständiges Kabinet von anatomischen Präparaten beigegeben war. Auch das Medizinalwesen erfuhr manche Verbesserung, durch Präfekturbeschluß vom 18. Januar 1808 wurde das Departement Rhein und Mosel in 18 ärztliche Distrikte eingeteilt mit je einem Kantonalarzt. Diese Einrichtung fand ungeteilten Beifall. Derselben hauptsächlich ist das große und wichtige Ergebnis zuzuschreiben, welches Lezay bei Beginn des Jahres 1810 also im Präfekturblatt mitteilte:

„Alle Individuen des Departements sind geimpft; nur jene nicht, welche die Distriktsärzte wegen Krankheit, Schwäche, oder um den Stoff immer frisch zu erhalten, zu künftigen Impfungen sich vorbehalten haben.“ Auch in andern Zweigen der medizinischen Polizei haben Lezays Anstalten als höchst zweckmäßig sich bewährt.

„Il est fou pour le bien!“ hat mit voller Wahrheit der Staatsrat Réal, sein Gönner und Beschützer, von Lezay-Marnesia gesagt. Stürmisch zumal war seine Leidenschaft für die Fortschritte des Ackerbaues, weil auf diesem Gebiete die Interessen der von ihm Verwalteten mit den Überlieferungen und Gewohnheiten des Vaterhauses zusammentrafen. Der Ackerbau in allen seinen Zweigen und dessen gewissenhafte Pflege war die große Angelegenheit seines Lebens geworden. Von Lezay-Marnesia gingen die ersten Versuche für die

Einführung feinwolliger Schafe in das Rhein- und Moseldepartement aus. Im Jahre 1807 ließ er Merinoschafe aus Spanien kommen; sie gediehen aber nicht recht im Rheinlande, dessen rauheres Klima sie nicht ertrugen.

Lezay führte auch neue zweckmäßige Ackerbaugeräte ein, sowie vorher unbekannte Getreidearten und Futterkräuter. Auf seinen Betrieb wurden im Herbste 1806 und im Frühjahre 1807 an Obstbäume 182,000, und in demselben Zeitraume 1808 bis 1809 211,000 Stück geflanzt. Jede der 90 Mairien des Bezirks erhielt ihre Baumschule; als Departemental-Baumschule wurde der große, hierzu von der Regierung abgetretene Schloßgarten in Koblenz verwendet.

II.

Was die Normandie Vorzügliches besitzt an Cideräpfeln, das schaffte Lezay an und suchte die guten Sorten auf dem Lande einzuführen, desgleichen gab er jedem, der es verlangte, Belehrungen über die zweckmäßigste Methode für die Bereitung des Mostes. Um seine reformatorischen Ideen zu verbreiten, ließ er regelmäßig den Gästen, welche an seiner Tafel vereinigt waren, Proben des nach einer verbesserten Vorschrift behandelten Ciderweines vorsetzen. Indessen der Cider vermochte doch nicht das Gewächs des Weinstocks in einem Weinlande zu verdrängen.

Im Verkehr war der Präfekt äußerst liebenswürdig; dem Geringsten im Volke begegnete er in leutseligster Weise; auch die politischen Gegner behandelte er mit großer Schonung und gewann durch sein anmutiges Wesen alle Herzen. Während an vielen Punkten des französischen Kaiserreiches Unzufriedenheit und Feindseligkeit herrschte, hervorgerufen durch unzeitige Strenge, glich das Rhein- und Mosel-Departement einer stillen und glücklichen Oase im bewegten Völkermeere.

Einmal nur erlebte Lezay einen Aufstandsversuch gelegentlich der Rekrutenaushebung von 1809 im Orte Cuchenheim. Derselbe ward aber durch des Präfekten schnelles und energisches Einschreiten sofort

unterdrückt und ging spurlos vorüber, während ähnliche Bewegungen in den benachbarten Departements einen blutigen Ausgang nahmen.

Im Jahre 1809 empfing Lezay-Marnesia den Besuch seiner Nichte, der Großherzogin Stephanie von Baden, welche zu Godesberg die Brunnenkur gebrauchte. Er erfüllte gegen sie mit seiner angeborenen Liebenswürdigkeit alle Pflichten eines aufmerksamen Wirtes und nahen Verwandten, und gab der Fürstin bei ihrer Abreise das Geleite bis an das Rheinufer, der Grenze des Departements.

Lezay war auch Mineraloge. Seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft, bereichert in den Bergwerken des Harzes und in den salzburgischen Alpen, sowie in den Zinngruben von Cornwallis und an dem Bleisee von Guadalimar, hatte seine Vorliebe für dieses Studium noch erhöht. Durch ihn angeregt, schrieb Calmelet seine: „Statistische Beschreibung der mineralogischen Reichtümer des Rhein- und Mosel-Departements.“ Lezay hatte auch, als Eigentum der Provinz eine methodisch geordnete Sammlung ihrer Erzstufen, Krystallisationen und Steinarten angelegt.

Eben war Lezay in voller Thätigkeit, um die Brandstätten von Oberwesel aus ihren Ruinen zu erheben, da forderte ein Machtwort von Paris ihn von seinem bisherigen Wirkungskreise ab. Als tüchtiger Diplomat und formengewandter Edelmann aus altem Hause, auf das Vorteilhafteste von seinem frühern Aufenthalte in Salzburg her in Österreich bekannt, sollte Lezay den unbedeutenden und altersschwachen Präfekten Shée in Straßburg ersetzen und die Erzherzogin Marie Louise, Napoleons zweite Gemahlin, bei ihrem Eintritt in Frankreich empfangen. —

Lezays Scheiden von Koblenz, 1. März 1810 war für das ganze Departement, in dem er so segensreich gewirkt hatte, ein Tag allgemeiner Trauer. Gleichzeitig mit ihm schieden der Rechtsgelehrte Johann Georg Daniel Arnold (Arnold war seit 1806 Professor der Rechte in Koblenz gewesen), Verfasser des „Pfingstmontag“ und Lezays Privatsekretär Daglou.

Mehrere Umstände hatten zu Lezays Beförderung beigetragen. Einmal die geistigen Fähigkeiten und das Verwaltungstalent desselben, sodann seine Beziehungen zu den benachbarten Höfen von Karlsruhe,

Darmstadt und Stuttgart, endlich seine Verbindungen mit der Wiener Hofburg und deren bedeutendsten Persönlichkeiten. In Österreich war Lezay persona grata.

Kaum in Straßburg angekommen, entwickelte der neue Präfekt in Gemeinschaft mit dem Maire, Herrn Friedrich von Wangen, dem Nachkommen eines alten elsässischen Adelsgeschlechtes, eine erstaunliche Thätigkeit zum würdigen Empfang der kaiserlichen Braut. In wenigen Tagen gewann die Stadt mit ihrer nächsten Umgebung ein festliches Aussehen. So brach der 22. März 1810 an. Bei prachtvollem Sonnenschein, unter Kanonendonner und Glockengeläute, hielt Marie Louise von Kehl herkommend, ihren Einzug in die Stadt, in der wohl Hunderttausende von Menschen hin- und herwogten. Neben dem Galawagen der Erzherzogin bemerkte man auch den Präfekten Lezay-Marnesia und den ritterlichen General von Cöhorn, einen Sohn des Elsaß. Vom Metzgerthor an bildeten die Truppen mit der Nationalgarde Spalier bis zum kaiserlichen Schlosse, wo die Erzherzogin abstieg.

Am andern Morgen um 11 Uhr erschien Marie Louise mit ihrem glänzenden Gefolge auf dem Balkon oberhalb der Schloßterrasse. Durch eine sinnreiche Anordnung des Präfekten war der gegenüber liegende Staden, an welchem uralte häßliche Häuser sich erhoben, durch geschmackvolle terrassenartige Dekorationen verdeckt worden; dieselben stellten die Umgebungen des Schlosses von Schönbrunn dar. Auf der Schloßterrasse fand hierauf ein festlicher Aufzug statt; voran die 25 alten Straßburger Zünfte in ihren frühern Trachten, mit Bannern und entsprechenden Sinnbildern, sodann die Kochersberger Bauern und Bäuerinnen in altväterlicher kleidsamer Tracht, ferner die Straßburger Schifferzunft und die neuern Gewerbe, jedes durch ein Symbol vertreten. Weißgekleidete Jungfrauen mit Schärpen und Blumensträußen erhöhten durch ihre anmutige Erscheinung den Reiz des festlichen Aufzuges. Nach demselben fand auf dem Festungsglacis ein großartiges Festessen für die ländliche Bevölkerung statt, während 8000 Soldaten auf dem Platze Le Nôtre, gegenüber der Orangerie, festlich bewirtet wurden. Am Abend war in den Salons der Präfektur große Soirée; zwölf Jungfrauen aus den ersten Straßburger Familien überreichten der Erzherzogin prachtvolle Blumensträuße.

Durch diesen herzlichen Empfang fühlte sich Marie Louise auf das angenehmste berührt. Sie ließ Herrn von Lezay durch den Grafen Daru eine prachtvolle Tabakdose, mit Napoleons Brustbild geziert, überreichen. Der Präfekt gab der Fürstin noch das Geleit bis auf die Höhe der Zaberner Steige, der Grenze des Departements. Die ländliche Bevölkerung war in großen Scharen herbeigeeilt, um die künftige Kaiserin zu begrüßen. Diese Gelegenheit benützte Lezay, um ein verdienstliches Werk ins Leben zu rufen. Er ließ in aller Eile innerhalb zehn Tagen mit Hilfe der Gemeindebehörden die völlig vernachläßigte Landstraße nach Zabern wieder herstellen. Bei diesem Anlaß wurden 120 Festmedaillen an die elsäßischen Gemeindebehörden verteilt.

Bereits acht Tage nach der Abreise von Marie Louise wurde Lezay nach Paris befohlen, um des Kaisers Weisungen bezüglich der innern Verwaltung des Departements und seiner politischen Beziehungen zu den angrenzenden Staaten des Rheinbundes entgegenzunehmen.

Nach seiner Rückkehr begann Lezay sofort seine unermüdliche und segensreiche Thätigkeit. Bereits am 7. Juli 1810 bildete sich unter dem Patronat der Gemahlin des Präfekten die bis auf den heutigen Tag in Segen wirkende Gesellschaft zur Unterstützung armer Wöchnerinnen (Société de Charité maternelle de la ville de Strasbourg) für die Stadt Straßburg und deren Bannmeile.

Diese wirklich gemeinnützige Gesellschaft verdient in weiten Kreisen bekannt und unterstützt zu werden. Bei der dritten Entbindung erhält jede arme Wöchnerin drei Franken zur Bezahlung der Hebamme, fünf Bons für fünf Pfund Rindfleisch, das Wickelzeug (Layette) für das Kind und in einem Nothfall ein Betttuch.

Eine der ersten Angelegenheiten, die der neue Präfekt ins Auge faßte, war die Verbesserung der Straßen. Lezay reiste selbst, wie er es auch früher in Koblenz gethan hatte, im Lande umher, um sich in eigener Person von dem Zustande der Straßen zu überzeugen. Dieselben waren großenteils recht vernachläßigt. Der Präfekt versammelte gewöhnlich auf seiner Durchreise durch die Dörfer den Gemeinderat, lud die Mitglieder desselben zu einer Mahlzeit ein und suchte dann in beredten Worten seinen Zuhörern die Nothwendigkeit und die Nützlichkeit der Wegeverbesserung darzuthun. Er

empfahl namentlich den ländlichen Gemeinden die Frondienste, die für den Bauern weniger drückend waren als andere Lasten. Meist gelang es dem Präfekten die Gemüter zu gewinnen und auf seinen Antrieb nahm der Straßenbau im Unter-Elsaß in wenigen Jahren einen unerwarteten Aufschwung.

Lezay drang auch darauf, daß Bäume auf beiden Seiten der Landstraßen gepflanzt würden; er ermunterte junge Brautpaare, bei dem Eintritt in die Ehe Bäume zu pflanzen; er wünschte, daß am Eingang eines jeden Dorfes eine Baumpflanzung von Lindenbäumen entstünde, wo Jung und Alt nach des Tages Last und Hitze sich versammeln und unter muntern Gesprächen, Gesang und Tanz frohe Stunden zubringen könnten. Durch eine Verordnung Lezays wurden die noch heute im Unter-Elsaß an den Landstraßen angebrachten Ruhebänke errichtet; dieselben erheben sich alle in einer Entfernung von zwei und einem halben Kilometer von einander und sind von einigen Pappelbäumen umgeben, die zu Ehren der Geburt des Königs von Rom (20. März 1811) gepflanzt wurden.

Am 29. Dezember 1810 war das kaiserliche Dekret erschienen, wodurch das Tabakmonopol in Frankreich eingeführt wurde. Es galt nun dasselbe auch im Elsaß ins Leben zu rufen. Der elsässische Tabak war seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wo Robert Königsmann 1620 in dem „Engländischen Hof“ bei Straßburg die Tabakpflanze einführte, zuerst in dem zweibrückischen Städtchen Bischweiler gebaut worden; nachher kam die Kultur desselben immer mehr in Flor und wegen seiner Vorzüglichkeit wurde der elsässische Tabak bald allgemein gesucht und geschätzt. Infolge der französischen Revolution und der langjährigen Kriege, welche die gewaltige Staatsumwälzung in Frankreich nach sich zog, hatten die elsässischen Bauern die Kultur und die Pflege der Tabakpflanze immer mehr vernachlässigt, sodaß die Einführung des Monopols für das Land eine wahre Wohlthat war.

Lezay gab eine Reihe von Verordnungen heraus, um den Tabakpflanzern begreiflich zu machen, daß die sorgfältige Pflege des Tabaks nach den Vorschriften der Regierung im eigenen Interesse des Pflanzers liege; besonders sollten die Pflanzer es vermeiden, die

Tabakblätter naß zu machen, um ihnen mehr Schwere zu geben. Lezay ließ bessere Tabaksorten aus den Vereinigten Staaten (Virginien und Maryland) und aus Ungarn und Holland beziehen, um eine Veredlung der Tabakpflanzungen im Elsaß zu erzielen. Er widmete auch den Anlagen und innern Einrichtungen der Trockenräume eine besondere Aufmerksamkeit.

III.

Bisher nämlich war der Tabak in halboffenen, der Unbill der Witterung, dem Wind und Regen ausgesetzten Speichern aufgehängt worden, was mancherlei Übelstände mit sich brachte. Lezay ordnete an, daß gerade diese Trockenplätze mit aller Sorgfalt hergestellt werden sollten. Um der Vollziehung seiner Bestimmungen mehr Nachdruck zu verleihen, sandte Lezay im Dezember 1811 drei Wanderlehrer im Unter-Elsaß umher, welche von Ort zu Ort gingen, um den Landmann über den Nutzen einer rationellen Tabakkultur zu belehren. Ohne Widerstand wurde freilich das Tabakmonopol im Elsaß nicht eingeführt. In Epfig setzte die Bevölkerung der Regie offene Gewalt entgegen, so daß Militär herbeigerufen werden mußte, um die Ordnung wieder herzustellen. Im Kreise (Arrondissement) Zabern mußte Lezay den Tabakbau gänzlich untersagen, weil seinen Anordnungen keine Folge geleistet wurde.

Doch neben diesen betrübenden Erfahrungen durfte der edle Präfekt auch manche erfreuliche machen. Bereits im Dezember 1811 konnte Lezay einen kleinen Triumph feiern. Er benutzte die Gedächtnißfeier der Krönung Napoleons I. (2. Dezember), um ein Ackerbaufest in Straßburg zu veranstalten. In einem geräumigen Magazin der kaiserlichen Tabakmanufaktur vereinigte sich im Beisein Alexander von Humboldts die Jury, welche dem gewissenhaftesten Tabakpflanzer den Preis erteilen sollte. Hundertfünfzig weißgekleidete Jungfrauen standen am Eingang des Saales, der mit Laubgewinden sinnig verziert war. Eine Menge von Zuschauern wohnte dem impo-

santen Schauspiele bei. Lezay rief den Namen des Auserwählten mit lauter Stimme aus, beschied ihn zu sich, setzte ihm selbst die Krone auf das Haupt und richtete an ihn eine kurze, herzliche Ansprache.

Schon im ersten Jahr trug das Tabakmonopol der ländlichen Bevölkerung des Unter-Elsaß die Summe von drei Millionen Franken ein. Das Hauptverdienst an diesem erfreulichen Ergebniß gebührt Lezay-Marnesias Bemühungen.

Auch auf die Einführung der Fabrikation des einheimischen Zuckers wandte der neue Präfekt sein Augenmerk. Seitdem Napoleon durch sein Dekret vom 21. November 1806 über die Kontinentalsperre den Bezug der Kolonialwaren durch England beinahe unmöglich gemacht hatte, mußte für den Konsum des Zuckers im Lande eine entsprechende Fabrikation ins Leben gerufen werden.

Zuerst dachte man an die Verwertung des Traubensaftes, bald aber machte man die Entdeckung, daß die Runkelrübe reichen Zuckerstoff enthalte und beschloß daraus Zucker zu erzielen.

Durch ein Rundschreiben vom 15. Februar 1812 bestimmte Lezay, daß 3000 Hektaren in den vier Arrondissements des niederrheinischen Departements zum Bau der gelben Runkelrübe sollten verwendet werden. Diejenigen Landleute, welche ihre Felder zur Kultur dieser Pflanze hergeben würden, sollten als Entschädigung dreimal soviel Allmendgüter erhalten, deren Nutznießung auf neun Jahre (die drei ersten Jahre völlig steuerfrei) ihnen zugesichert wurden. Lezays Worte hatten so großes Gewicht im Lande, daß bereits sechs Wochen nach dem Erscheinen seines Rundschreibens die Zahl der Meldungen für diese neue Pflanzung aus den meisten Landgemeinden die dazu festgesetzte Bodenfläche weitaus überschritt.

Der Erfolg der Regierungsmaßregel war dadurch gesichert. Der Präfekt richtete nunmehr sein Augenmerk auf die Fabrikation des Rübenzuckers. Jeder Landmann, welcher die Runkelrübe zu diesem Zwecke pflanzte, erhielt die Erlaubnis, in den Wintermonaten bis 10,000 Kilo Zucker zu verfertigen. Fachmänner wurden angewiesen, den Bauern diese Kunst beizubringen; in Straßburg selbst fanden Lehrkurse über die Art der Zubereitung des Zuckerstoffes statt. —

Auch die Veredelung der Viehrassen erstrebte der Präfekt; er

ließ Normännerhengste, Schweizerkühe und Merinoschafe kommen und im Elsaß akklimatisieren. Er ging aber zugleich von dem Grundsatze aus, daß erst mit der allgemeinen Hebung des Ackerbaues und der Düngerverbesserung auch der Viehstand gehoben werden könne. Lezay hatte während seiner Rundreisen durch Deutsch-Lothringen bemerkt, daß die Düngerhaufen vor den Häusern aufgehäuft wurden. Dies war ihm höchst widerwärtig, erschien ihm auch gesundheitswidrig; er suchte daher die Landleute zur Anlegung von Düngergruben zu bewegen.

Eine der wohlthätigsten Maßregeln der Verwaltung Lezay-Marnesias war die Pockenimpfung. Auch da hatte der Präfekt mit vielen Vorurteilen und Schwierigkeiten zu kämpfen; er überwand sie aber alle durch seine Umsicht, unbeugsame Willenskraft und feinen Takt. Wenn auch der Impfzwang damals noch nicht gesetzlich eingeführt war, so suchte Lezay mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Impfen als eine heilsame Neuerung zu verbreiten. Von ihm kommt die noch jetzt im Elsaß beobachtete Verordnung, daß alle Häuser, in welchen Pockenkranke lagen, mit einer schwarzen Tafel bezeichnet wurden, um aus gesundheitlichen Rücksichten den Verkehr der Kranken mit der Außenwelt möglichst zu beschränken. In seinen Bestrebungen, Jenners Erfindung zu verbreiten, wurde Lezay durch den tüchtigen und menschenfreundlichen Arzt Dr. Franz Daniel Reißeissen, eine in Straßburg höchst volkstümliche Persönlichkeit, sowie durch den damaligen Maire Johann Friedrich Brackenhoffer und dessen Beigeordneten Franz Lorenz Levrault nach Kräften unterstützt.

Auch auf das Gebiet der Gesundheitspflege erstreckte sich die unermüdliche Thätigkeit des edlen Präfekten. Er erließ eine Reihe von Verordnungen, durch welche dem Landmann heilsame Ratschläge in Bezug auf die Art der Bekleidung und Ernährung gegeben wurden. Lezay ernannte in jedem Kantonsorte einen Kantonalarzt und regelte in den Städten die Sittenpolizei. —

Für das Volksschulwesen war Lezay gleichfalls besorgt. Er legte den Grund zum ersten elsässischen Lehrerseminar durch die Errichtung einer sogenannten „Normalschule“ (Ecole normale), die aus bescheidenen Anfängen in Straßburg hervorging und später eine Pflanzstätte tüchtiger Lehrer wurde.

Lezay war es auch, der im Straßburger Bürgerspital, wo die Krankenpflege durch bezahlte Krankenwärter viel zu wünschen übrig ließ, Schwestern vom St. Vincentiusorden (sœurs de Saint-Vincent de Paul) einführte. Das geschah im Jahre 1812. Die Schwestern hatten ihr Mutterhaus in Schlettstadt; bald erhielten alle Spitäler des Departements solche Ordensschwestern für ihre Kranken.

Allmälig verfinsterte sich der politische Horizont. Nach dem verhängnisvollen russischen Feldzuge und der Völkerschlacht von Leipzig (16.—18. Oktober 1813) wälzte sich der mächtige Kriegsstrom immer näher an die Grenzen des Elsaß heran. Am 2. Januar 1814 langte der Senator Röderer (ein ehemaliges Conventsmitglied, nachmaliger Comte de l'Empire) als außerordentlicher Kommissar der kaiserlichen Regierung mit unbeschränkter Vollmacht in den Mauern Straßburgs an. Er nahm sein Quartier im Rathause, von wo er seine Befehle gab während der ersten Blokade der Stadt Straßburg, die vom 6. Januar bis zum 16. April dauerte.

An Lezay-Marnesia fand der Senator Röderer einen treuen Helfer. Durch des Präfekten Anregung wurden große Vorräte von Charpie in den Spitälern gesammelt; die öffentlichen Gebäude, die Kasernen, Gefängnisse, Schulen u. s. w. wurden durch Räuchern desinfiziert. Auch für die Armen und Notleidenden traf Lezay Fürsorge; auf seine Anregung entstanden ökonomische Volksküchen (cuisines économiques populaires), wo die Portion Suppe, mit Fleisch und Gemüse vermengt, zu 15 Centimes verkauft und in vielen Fällen auch unentgeltlich verabreicht wurde. Jeden Tag wurden in der Präfektur 50 hilfsbedürftige Familien gespeist.

Der Senator Röderer war mehrmals gezwungen, um den Sold den Truppen auszahlen zu können, der Bürgerschaft von Straßburg außerordentliche Auflagen (contributions de guerre) aufzulegen. Diese Zwangssteuern erregten große Mißstimmung und Unzufriedenheit in der ganzen Bevölkerung, die in bittere Klagen über diese Bedrückungen ausbrach. Durch Lezays vermittelnde Schritte wurde indessen die Aufregung wieder beschwichtigt.

In den ersten Tagen des April drang die Kunde der denkwürdigen Ereignisse, die mittlerweile in Frankreich sich begeben hatten,

nach Straßburg. Am 13. April kündigte Lezay dem Munizipalrate, dessen Sitzung er präsidierte, Napoleons Abdankung im Schlosse von Fontainebleau an und schloß seine Rede mit den Worten: „Von heute ab habt Ihr einen König .... In wenigen Tagen werdet Ihr den Frieden haben.“ Am 14. April lud der Senator Röderer, dessen Mission nunmehr beendet war, in einer Proklamation die Bürgerschaft sowie die Garnison von Straßburg ein, Se. Majestät Ludwig XVIII. als König von Frankreich anzuerkennen.

Röderer trat vom öffentlichen Schauplatze ab, während Lezay auf seinem Posten blieb, zur allgemeinen Befriedigung der Straßburger, welche dem verehrten Manne ihren Dank durch Überreichung eines kostbaren, von dem Straßburger Künstler Kirstein nach Landolin Ohmachts Zeichnung verfertigten Pokals bezeigten. Jakob Friedrich Kirstein, geboren zu Straßburg den 25. Mai 1765, stammte aus einem brandenburgischem Geschlechte ab. Er war ein äußerst geschickter Goldschmied, der feine Ciselierarbeiten verfertigte. Dieselben zierten Tabakdosen, Medaillen, Broschen, Pokale. Die berühmteste seiner Arbeiten war Alexanders Triumphzug, nach Thorwaldsen, im ehemaligen Museum der Stadt Straßburg aufgestellt. Er starb den 4. Juni 1838. Die Familie Kirstein existiert noch in Baden, wohin ein Sohn gezogen.

Der in vergoldetem Silber künstlich gearbeitete Pokal stellte eine Figur der Erkenntlichkeit dar, neben welcher zwei Kinder Blumen auf einen Säulensockel streuen, darauf folgende Inschrift stand: Adriano de Lezay-Marnesia. Als. inf. præf. grati Urbis servatæ cives. D. D. Der Pokal sollte dem Präfekten am 7. Oktober 1814 — zwei Tage vor seinem tragischen Ende — überreicht werden.

Im Monat Juli 1814 kam der greise Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, ein geborner Straßburger, in die Stadt, um das Militärkommando in den beiden Rheindepartements zu übernehmen. —

Zu Anfang Oktober war die Ankunft des Herzogs von Berry in Straßburg angesagt. Am 2. Oktober empfing der Präfekt den hohen Gast an der Grenze des Departements, auf der Höhe der Zaberner Steige. Der Herzog brachte zwei Tage in Straßburg zu;

zwar fanden ihm zu Ehren allerlei Festlichkeiten statt, indessen wurde er im ganzen doch kalt empfangen.

Am Mittwoch den 5. Oktober 1814 brach der Prinz in Begleitung des Präfekten von Straßburg auf, um in einem Tage über Lauterburg nach der Festung Landau, die damals noch französisch war, zu reisen. Nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden in Landau wurde bereits die Rückreise über Weißenburg und Hagenau angetreten. Lezay billigte diese Parforcereise des Prinzen nicht. Am Tage vorher sagte er zu dem Bourbonen die nachdrücklichen Worte: „Monseigneur, vous traversez, en courrier, des pays que vous gouvernerez un jour. Ce serait pour vous la plus importante des tâches de vous faire connaître des peuples.“

In der Nähe von Hagenau schlug der Präfekt einen Seitenweg ein, um dem Prinzen vorzufahren und ihn an der Grenze des Weichbildes der Stadt zu begrüßen. Im raschesten Laufe begriffen, scheuten die seinem Wagen vorgespannten Bauernpferde bei dem Abbrennen einiger Böller; sie stürzten nach des Weges Rand und das leichte Fuhrwerk geriet zu Fall über einem da aufgeschichteten Kieshaufen. Schwer verletzt wurde der Präfekt vom Boden aufgehoben; die Gewalt des Sturzes hatte ihm den Degen, den er an der Seite trug, mitsamt der Scheide in das Dickbein getrieben. Man brachte den Schwerverwundeten, der das Bewußtsein verloren hatte, zuerst nach Hagenau, wo ihm in der Eile ein erster Verband angelegt wurde. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde Lezay trotz der ungeheuren Schmerzen, die er litt, noch an demselben Abend nach Straßburg zurückgebracht, wo er gegen Mitternacht ankam.

Das Festungsthor war aber geschlossen, über eine Stunde verging, bis dasselbe nach abgestattetem Bericht an den Platzkommandanten geöffnet wurde. Während drinnen in der Stadt alles voll Freude und Jubel war, mußte der arme tötlich verwundete Präfekt draußen in der kalten Oktobernacht harren auf den Eingang in die Stadt, wo er so segensreich gewirkt und wo er sein Leben aushauchen wollte. Endlich um ein Uhr morgens wurde der Schwerverletzte in die Präfektur gebracht. Der berühmte Wundarzt Caillot, der alsbald an das Krankenlager gerufen wurde, erkannte augenblicklich die Gefahr, in

welcher der Verwundete schwebte. Am nächsten Tage erfuhr die Bevölkerung von Straßburg gleichzeitig die Abreise des Herzogs von Berry, der wenige Jahre darauf ein so tragisches Ende nehmen sollte, und den unglücklichen Unfall des Präfekten.

In seinen „Erinnerungen an Herrn von Lezay-Marnesia," einer Rede, in der Pastoral-Gesellschaft von Straßburg am 3. November 1814 vorgelesen, beschreibt der bekannte Professor der Theologie und Prediger an der Neuen Kirche in Straßburg, Doktor Johann Lorenz Blessig, das erbauliche Siech- und Sterbebett des hochherzigen Mannes also:

„Wenige Tage vor seinem Tode sagte er zu einem jungen Kaufmanne, dem Freunde der Frau von Krüdener (Eckel-Wegelin) aus Straßburg, der ihn besuchte: „Sehen Sie, das, was mich innerlich belebt, wird immer für mich einfacher, kraftvoller, fruchtbarer und unüberwindlicher. Die Grundfarbe meiner Religion ist Liebe. Wenn ich Christi Bergpredigt lese und nach geendigtem Tagewerk ohne zu große Beschämung an den Fuß der Höhe, von der jene Rede gesprochen war, hintreten darf; wenn es mir etwa auch gelang, in der Stille eine Thräne zu trocknen, dann und nur dann wird es hell und warm in meiner Seele."

„Nach seiner schweren Heimsuchung," fährt Blessig fort, „als er nach Straßburg zurückgebracht war, sprach er mit leiser Stimme auf seinem Sterbelager: „Nicht was ich will, sondern was Du willst, geschehe! Wird was ich leide, ein Vervollkommnungsmittel für mich, ich nehme, o Gott! den Schmerz als ein Geschenk aus Deiner Hand an! — Glauben Sie einem Sterbenden," sagte er zu einem edlen jungen Manne, der an seinem Lager weinte, „die Religion allein ist es, nicht die, welche in Außendingen sich verzehrt, sondern die, welche heilig und heiter macht; sie allein ist es, die gute Kinder, Gatten, Vorsteher, Bürger und Menschen bildet und sie ist es, wie ich es jetzt empfinde, die auch im Tode getrost macht."

Lezay ordnete noch den Geschäftsgang an, der durch seinen Tod keine Unterbrechung erleiden sollte. Seine ganze Dienerschaft sammelte er um sein Lager her und sprach zu ihnen Worte der Liebe. Er wandte sich dann zu seiner trauernden Gattin: „Du, meine bisherige treue, liebevolle Lebensgefährtin! Die Stunde schlägt! Wir scheiden und sehen

uns wieder!“ Indem er sprach, breitete der Tod immer mächtiger seine Fittige über ihn aus: „Ich sehe Dich nicht mehr, meine Teure! Rede, damit ich Dich höre! Auch das Gehör weichet. Geliebte, gieb mir den Abschiedskuß!“ Er erhielt ihn. So verschied er mit den Worten: Je veux être jugé d'après mes intentions!

Und wir danken Gott, daß wir ihn besaßen, und sein Religionssinn, der zu so edler Gemeinnützigkeit ihm ausdauernde Kraft gab — er soll zu allervorderst und auf immer uns Religionslehrer mit seinem heiligen Feuer durchglühen!“ — So weit Blessig.

Am 9. Oktober 1814 endete dies edle Leben. Am 11. Oktober fand das Leichenbegängnis des Unvergeßlichen unter allgemeiner Beteiligung der Bevölkerung statt. Den Sarg, der mit reichen Kränzen und Blumengewinden, welche die Liebe gespendet, ganz überdeckt war, trugen acht Bürgermeister nach dem Münster. Der Maire von Straßburg, Johann Friedrich Brackenhoffer, die vier Unterpräfekten, sowie die Generäle des Departements hielten die Quasten. Vor dem Sarge gingen die Waisenkinder, ihnen folgte die Geistlichkeit, sodann die Dienerschaft des Präfekten. Hinter dem Sarge schritt der achtzigjährige Marschall Kellermann[1]) einher, ihm folgten die Spitzen der Militär- und Civilbehörden. Eine große Menge von Notabeln und Bürgern schloß sich ihnen an. Abteilungen von Nationalgarden und Linientruppen bildeten das Ende des unübersehbaren Zuges. Die sterblichen Überreste von Lezay-Marnesia blieben einige Tage im Straßburger Münster und wurden alsdann nach Krautergersheim, nach dem

---

[1]) Franz Christoph Kellermann ward den 28. Mai 1735 zu Straßburg geboren. Sein Geschlecht stammte aus Sachsen. Er trat frühzeitig unter die Fahne, beteiligte sich unter dem Marschall von Broglie an mehreren Feldzügen des siebenjährigen Krieges und war bei dem Ausbruche der französischen Revolution zum Maréchal de camp emporgestiegen. Er machte unter Dumouriez die Kampagne wider den Herzog von Braunschweig mit und hatte einen hervorragenden Anteil am Siege von Valmy (20. September 1792). Unter dem napoleonischen Kaiserreich wurde Kellermann zum Marschall von Frankreich und zum Senator mit dem Titel Herzog von Valmy ernannt. Unter Ludwig XVIII. bekleidete er das Militärkommando über die 5. Division im Elsaß und wurde Pair von Frankreich. Er starb zu Montmorency bei Paris den 12. September 1820. Nach ihm wurde ein Staden zu Straßburg benannt.

Landgut des Barons Heinrich von Türckheim überbracht, wo sie in einer kleinen Kapelle beigesetzt wurden.

Lezays Ehe war kinderlos geblieben. Seine Frau war einige Jahre älter als er. Franziska von Canisy war in erster Ehe mit dem Marquis von Bricqueville vermählt; derselbe fiel in den Metzeleien von Quiberon (1795), wo 800 Royalisten umkamen. Frau von Lezay war eine glühende Legitimistin; durch den tragischen Tod ihrer beiden Männer und ihre Verbindung mit der Baronin von Krüdener geriet sie in den Mysticismus hinein. Aus ihrer ersten Ehe hatte sie einen einzigen Sohn, den, während der bourbonischen Restauration, als liberaler Deputierter bekannten Baron Obrist von Bricqueville. Mit demselben war die Mutter wegen seiner politischen Anschauungen gänzlich zerfallen. Die Witwe Lezays sonderte sich ganz von der Welt ab und starb, von derselben vergessen, einige Jahre nach dem Tode ihres Mannes (22. Juli 1820).

Am 3. Dezember 1853 gab der damalige französische Präfekt Cäsar West, einen Erlaß heraus, durch welchen die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Lezays beschlossen wurde. Eine im folgenden Jahre veranstaltete Sammlung ergab die nötigen Geldmittel und im Jahre 1856 wurde die von dem Straßburger Bildhauer Philipp Graß verfertigte Bildsäule Lezays an der Ecke des Präfekturgartens, dem Theater gegenüber, aufgestellt. Dieselbe stellt den Marquis von Lezay in edler gen Himmel gerichteter Haltung vor; die linke Hand ruht auf der Brust, in der rechten hält er eine Rolle. Auf dem Sockel befindet sich das Wappen des Unter-Elsaß. Unter demselben steht folgende Inschrift:

Le département du Bas-Rhin

à son ancien préfet

Marquis de Lezay-Marnesia.

1810 — 1814.

Bei dem Straßburger Bombardement von 1870 litt die Bildsäule etwas, sie wurde aber wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt hergestellt und dient dem Staden, an dem sie sich befindet, trotz ihrer wenig günstigen Lage zur Zierde.

Die Betrachtung dieses Lebensganges bringt uns zu der Überzeugung, daß Lezay-Marnesia als Staatsmann, als Gesetzgeber und Verwalter, als Mensch und als Christ ein höchst ehren- und achtungswerter Charakter gewesen ist. Sein Andenken lebt noch heute auf dem rauhen Hunsrück und in den Thälern des Eifelgebirges, wie in Straßburg und in den Ortschaften der fruchtbaren unterelsässischen Ebene im Segen fort. Auch dem heutigen Geschlecht verdient Lezay vorgehalten zu werden als ein hohes Vorbild von Pflichttreue, von Menschenliebe und von inniger Fürsorge für des Volkes Wohl.

Literatur über Lezay-Marnesia.

Handbücher für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departement. Jahrgänge 1808, 1809 und 1810, sowie die Zeitung: der Rhein- und Moselbote während der Jahre 1806—1810. — Actes de la préfecture du departement du Bas-Rhin 1810—1814. — Blessig (Johann Lorenz): Erinnerungen an Herrn Lezay-Marnesia, gewesenen Präfekten des Niederrheins. In der Pastoralgesellschaft zu Straßburg vorgelesen den 3. Nov. 1814. Straßburg bei Johann Heinr. Heitz. Ladoucette (baron): Notice biographique sur M. le Marquis de Lezay - Marnésia. Paris 1817. — Der Rheinische Antiquarius, herausgeg. von Chr. v. Stramberg. Mittelrhein. II. Abtheilung, 2. Band. Koblenz 1851. — Spach, L.: Lezay-Marnésia. Influence de son administration sur l'agriculture du Bas-Rhin Strasb. 1848. — Spach, L.: Adrien comte de Lezay-Marnésia, préfet du Bas-Rhin. Notice biographique. Strasb. 1854 und in seinen Oeuvres choisies, Tome I. Paris et Strasb. 1866.

Anhang.

Erinnerung an Lezay-Marnesia.

In unvergeßlichem Andenken steht bei uns
Adrian Lezay von Marnesia,
Welcher fünfthalb Jahre lang als Präfekt das Unter-
Elsaß verwaltete, beglückte,
Ein Mann von edelm Geschlechte
Von noch edlerem Geiste,
Von reinem alles Gute glühendem Herzen,
Gerecht, aufrichtig, unbestechbar;
Gleichgültig gegen Reichthum und Glücksgunst;
Unermüdet in Förderung der Bürger Wohlfahrt;
Eifrig und stark in Erfüllung seiner Pflichten;
Zwischen Fürst und Volk mit gleichem Muthe standhaft,
Reich ausgestattet mit großen Kenntnissen und Fähigkeiten.
Er ordnete unser Land
Durch Herstellung und Bau von Straßen, Wegen und Brücken,
Durch Auswahl tüchtiger Amtsgehilfen.
Er verschönerte es überall
Mit Baumpflanzungen, Meilenzeigern, Ruhebänken.
Durch ihn wurde die Schutzblatterimpfung allgemein verbreitet.
Ärzte für jeden Landesbezirk angestellt;
Eine Anstalt für die Bildung der Landschullehrer eröffnet;
Seuchen unter Menschen und Tiere bekämpft und erstickt;
Die vom Feinde bedrängte Landeshauptstadt
Vor mancherlei Gefahren beschirmt und in Ruhe und
Hoffnung erhalten.
Bei ihm galt kein Ansehen der Person
Auch der Geringste fand bei ihm Zutritt und Willfährigkeit.
Er achtete
Den Geist, die Sitten und die Sprache der Elsässer.
Ehrte den Landmann
Und würdigte sein mühsames Tagewerk;
Trocknete werkthätig die Thränen der Armen und Hilflosen.

Der Freund der schönen Natur
War auch ein Freund der leidenden Menschheit.
In der Blüthe des Mannsalters starb er
Unter bittern, heftigen Schmerzen,
Mit dem Muthe des Starken, mit der Ruhe des Weisen,
Seiner Unsterblichkeit und seiner Erndte gewiß;
Seine letzten Gedanken, seine letzten Worte
Zeugten noch von seiner Liebe für unser Vaterland.
Sein Tod war seinem Leben gleich.

Er ward geboren im Schloß Montonne im Juragebirge den X. August MDCCLXIX. Er starb in Straßburg als Präfekt den IX. Oktober MDCCCXIV.

Straßburg, gedruckt und zu finden bei Johann Heinrich Heitz, Schlauchgasse Nr. 3.

(Dies Blatt der Erinnerung ist vermuthlich durch Dr. Blessig, einem warmen Verehrer Lezays, dem edlen Präfekten gewidmet worden.

IX.

Eine Straßburger Patricierfamilie.

Bernhard Friedrich von Türckheim und sein Haus.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts übten besonders zwei Patricierfamilien, deren Häuser der Sammelpunkt der höheren Gesellschaft waren, einen großen Einfluß in der vormaligen deutschen Reichsstadt Straßburg aus. Es waren dies die adeligen Geschlechter von Dietrich und von Türckheim. Beide Familien haben manchen Zug der Ähnlichkeit gemeinsam. Beide waren nach Straßburg eingewandert (die Türckheim im 15., die Dietrich im 16. Jahrhundert). Ihre Ahnen stammten aus demselben Lande, aus Lothringen, die Dietrich aus der Gegend von Nancy, die Türckheim aus der Grafschaft Bitsch. Die Vorfahren waren bürgerlicher Abkunft: durch angestrengten Fleiß und Arbeit gelangten ihre Nachkommen im 18. Jahrhundert zu blühendem Wohlstande; beide Familien wurden in den deutschen Reichsherrnstand erhoben (die Dietrich 1762 durch Kaiser Franz I., die Türckheim 1782 durch Joseph II.). Beide Häuser waren seit alter Zeit mit einander befreundet; als Dominikus Dietrich um das Jahr 1570 nach Straßburg zog, um dort seinen

bleibenden Wohnsitz zu nehmen, trat er in das Handelshaus des Herrn Nikolaus Türckheim ein. Von da an blieben die beiden Familien bis in die neueste Zeit mit einander verbunden.

Bei dem Ausbruch der französischen Revolution standen die Häupter der beiden eng befreundeten Patriciergeschlechter, Fritz von Dietrich und Bernhard Friedrich von Türckheim, auf gleichem politischen Boden; mit Begeisterung begrüßten sie die vielverheißenden Anfänge der Revolution, welche die Morgenröte einer bessern Zeit zu verkünden schien; beide waren eifrige Anhänger und warme Verteidiger des konstitutionellen Königtums, mithin Freunde der Ordnung, Feinde der Anarchie und Pöbelherrschaft und Gegner der exaltierten Jakobiner, beide bekleideten nacheinander das Amt eines Maires in ihrer Vaterstadt, beide wurden das Opfer der Jakobinerpartei, mit dem Unterschiede, daß der eine von ihnen, Friedrich von Dietrich, Freiheit und Leben einbüßte, während der andere, Bernhard Friedrich von Türckheim, sein Leben durch die Flucht noch retten konnte.

Fritz von Dietrichs Leben ist in letzter Zeit zuerst in französischer Sprache (Oeuvres choisies Tom. II), später in deutscher (Moderne Kulturzustände im Elsaß, I. Band) mit gewohnter Meisterschaft von dem verstorbenen elsässischen Literarhistoriker Archivdirektor Ludwig Spach bis in die einzelsten Details beschrieben worden. Türckheims Leben und Wirken dagegen und die schöne Häuslichkeit, die ihm durch seine edle Gattin, Elise Schönemann aus Frankfurt, deren Name in der deutschen Literatur als „Goethes Lilli“ verherrlicht ist, zu Teil wurde, dürfte den wenigsten Lesern dieses Buches näher bekannt sein. Und doch verdient es der Mann, der Nachwelt als ein nachahmungswertes Beispiel echter Bürgertugend, wie sie vor allem auch heutzutage Not thut, dem elsässischen Patriotismus vorgehalten zu werden; auch seine geist- und gemütvolle Gattin ist ein Vorbild edler und zarter Weiblichkeit, weil sie mit allen Vorzügen des Geistes ein reiches Gemütsleben und die feinste Bildung vereinigte. —

Die Straßburger Familie von Türckheim (nicht zu verwechseln mit dem aus der Pfalz stammenden Geschlechte der Eckbrecht von Dürkheim) reicht hinauf bis zu Hanemann von Türingheim, mit dem Zunamen „Türck“, welcher um die Mitte des fünfzehnten Jahrhun-

derts das gräfliche Städtchen Bitsch, seine Heimat, verließ, um sich in der freien Reichsstadt Straßburg niederzulassen. Hanemann erlangte 1459 das Bürgerrecht in Straßburg und wurde mit der Zeit ein wohlhabender Mann. Seine Söhne und Enkel widmeten sich dem Handel, erhielten Zutritt zu den Magistratswürden und traten meist durch Heirat in Verbindung und Verwandtschaft mit den angesehensten alten Patricierfamilien in Straßburg.

Wir übergehen die Familiengeschichte der Türckheim während des 16. und 17. Jahrhunderts. Dieselben nahmen, wie die große Mehrzahl ihrer Mitbürger, die Lehren und Grundsätze der Reformation an, scheinen aber in jener bewegten Zeit keine hervorragende politische oder kirchliche Rolle in Straßburg gespielt, sondern mehr die Handelsinteressen verfolgt zu haben. Im 18. Jahrhundert begegnen wir Herrn Johann von Türckheim (dem Vierten dieses Namens), geboren zu Straßburg den 2. Juli 1707, daselbst gestorben den 8. Juni 1793. Derselbe stand an der Spitze eines blühenden Handelshauses, bekleidete verschiedene Ämter und Würden in den städtischen Ratskollegien und war Oberkirchenpfleger in Straßburg. Er war ein sehr achtbarer Charakter und scheint in Straßburg durch seine Einsicht, seine Geschäftskenntnis und seine Thätigkeit einen bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben. Seine Verdienste wurden auch Allerhöchsten Orts anerkannt und nach Gebühr gewürdigt, denn der Kaiser Joseph II., der „Unvergeßliche“ erteilte ihm in Anerkennung der Dienste, die er dem deutschen Reiche geleistet hatte, unterm Datum des 8. März 1782 das Adelsdiplom und erhob ihn und seine Nachkommen in den Freiherrnstand des heiligen römischen Reichs.

Johann (V.), des Obigen ältester Sohn, geboren zu Straßburg den 19. November 1749, besuchte das Gymnasium, später die Universität seiner Vaterstadt, studierte die Rechte, wurde Lizentiat und trat frühzeitig in die Zahl der Magistratspersonen ein. 1774 wurde er zum Schöffen erwählt; 1775 war er schon Ratsherr; 1778 wurde er Ammeister; 1779 trat er in die Kammer der XXI., der sogenannten „alten Herren“; 1779 wurde er Dreizehner (XIII); er war auch Mitglied des Kollegiums der Oberkirchenpfleger (Collegium illustre) in Straßburg; kurz er war eine der bedeutendsten politischen Größen

der damaligen königlichen „Freyen“ Reichsstadt. Beim Anbruch der Revolution erwählten ihn seine Mitbürger im Januar 1789 in die Generalstände (Etats-généraux) des Reichs, die am 1. Mai desselben Jahres in Versailles eröffnet wurden. Herr von Türckheim fand aber wenig Gefallen an der neuen Gestaltung der Dinge und an dem alles überstürzenden Gange der französischen Revolution. Er blieb nicht lange Mitglied der Nationalversammlung, sondern legte bereits im Jahre 1790 sein Mandat nieder und zog sich nach seinem Gute Altdorf in der Markgrafschaft Baden zurück. Er lebte von jener Zeit an beständig in seinen rechtsrheinischen Besitzungen und wurde dem Elsaß und dem republikanischen Frankreich, das ihn vertrieben und verbannt hatte, immer fremder. Der Landgraf Ludwig X. (der nachmalige erste Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig I.), dessen jüngerer Bruder Friedrich Ludwig, Inhaber und Oberst des elsässischen Regiments Royal-Hesse mit ihm befreundet war, ernannte ihn zum fürstlich-hessischen Geheimen Rat. Türckheim vertrat die Interessen dieses Fürsten und seines Landes bei dem Reichstage von Regensburg und später bei dem Wiener Kongresse und auch in Rom bei der Kurie. Nach einer ehrenvollen diplomatischen Laufbahn starb Herr von Türckheim auf seinem Gute Altdorf den 24. Januar 1824. Er hinterließ von seiner Gattin, der Freifrau Klara Dorothea von Seifferheld, acht Kinder. Johann von Türckheim ist das Haupt der badischen Linie dieses Namens, deren Mitglieder teils in Baden und Hessen, teils in Bayern leben.

(Ein Baron von Türckheim war bis vor kurzem großherzoglich badischer Gesandter in Berlin.)

Bernhard Friedrich von Türckheim, der jüngere Bruder des eben erwähnten Johann (V.) erblickte das Licht der Welt zu Straßburg am 3. November 1752. Das ehemalige Türckheimsche, sehr geräumige Haus stand am Anfang der Brandgasse; es existiert heute nicht mehr, sondern bildet einen Bestandteil des an Stelle von zwei frühern Häusern entstandenen stattlichen Gebäudes der elsässischen Boden- und Kommunal-Kreditbank. Der hintere Teil des Türckheimschen Hauses ging auf den Broglieplatz und war mit demselben durch eine schöne Terrasse verbunden. —

Der Vater Türckheim war Kaufmann und zugleich Banquier; trotz seiner Erhebung in den Adelstand blieb er einfach in Sitte und ohne Patricierstolz; er hatte streng bürgerliche Gesinnungen und hing mit warmer Begeisterung an seiner Vaterstadt Straßburg und an ihren deutschen Traditionen. Es ist dies ein merkwürdiger Zug der alten Straßburger, die mit der Geschichte mehr vertraut als ihre Nachkommen und vielseitig durch Reisen gebildet waren, daß sie ihre deutsche Abkunft nicht verleugneten, sondern sich bloß als französische Unterthanen, nicht aber als eigentliche Franzosen betrachteten. Erst durch die französische Revolution und die Umwälzungen, die sie nach sich zog, wuchs eine neue Generation auf, welche die alten Traditionen verleugnete oder nicht mehr kannte. Der Vater Türckheim pflanzte seinen Geist seinen beiden Söhnen ein. Er lehrte sie auch, durch Wort und Beispiel in edler Selbstverleugnung und Aufopferung der eigenen Bequemlichkeit, das Privatinteresse hintanzusetzen, sobald es sich um der Stadt Bestes oder um des Landes Wohl handelte.

Bernhard Friedrich mußte sich, trotz seiner reichen Geistesanlagen und seiner Liebe zu den Studien, nach des Vaters Willen dem kaufmännischen Berufe widmen. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, erlernte er den Handel, machte dann Reisen, wodurch sein geistiger Horizont erweitert wurde und übernahm 1776, in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre, die Leitung des Türckheimschen Handels- und Bankhauses.

Zwei Jahre darauf, 1778 vermählte er sich mit einer ihm ebenbürtigen, an Geist und Gemüt reich angelegten Gattin, mit der durch Goethe in seinen Gedichten gefeierten lieblichen „Lilli“.

Anna Elisa Schönemann war zu Frankfurt a. M. den 23. Juni 1758 geboren, mithin sechs Jahre jünger als Türckheim. Sie war unter fünf Geschwistern die einzige Tochter und stammte aus einer altangesehenen reichen Frankfurter Banquiersfamilie. Ihren Vater verlor sie frühzeitig; die Mutter, eine geborene d'Orville; die von französischen Flüchtlingen abstammte, erzog die Tochter sehr sorgfältig. Sie überwachte selbst die Erziehung Lillis und ihrer vier Brüder. Die Tochter hatte eine gründliche und vortreffliche Bildung erhalten; sie zeichnete mit Geschmack und Kunstsinn, war auch mit der Malerei

vertraut und war — Goethe gibt ihr dieses Zeugnis in seiner Autobiographie (Wahrheit und Dichtung) und rühmt es auch in seinen schwungvollen Gedichten — eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Dabei war sie auch in der Haushaltungskunst wohl erfahren und wußte ein großes Hauswesen mit Umsicht, Weisheit und Ordnung zu leiten. Ihre äußere Erscheinung war ungemein lieblich und anziehend. Sie hatte blondes Haar, große dunkelblaue Augen, aus denen ein reines, kindliches Gemüt und Herzensgüte strahlten, einen reizenden, lächelnden Mund und einen anmutigen, wohlgeformten Kopf von schönstem Oval. So schilderte sie Goethe und man kann ihn nicht der Uebertreibung beschuldigen; denn ihr jugendliches Porträt, das sich in der Familie Türckheim erhalten hat, ist ein reizendes Bild, in welchem sich holde Anmut mit hohem Seelenadel paart.

II.

Der große Dichter sah Lilli zum ersten male im Liebeneckschen Hause in Frankfurt, welches Lillis Mutter angekauft hatte und restaurieren ließ. In einem Konzerte, wo Lilli durch ihr seelenvolles Spiel alle Anwesenden entzückte und des begeisterten Goethes Bewunderung erregte, lernte er sie kennen. Lillis Mutter lud den talentvollen, damals schon bekannten Goethe zu fernern Besuchen ein und bald entspann sich zwischen den beiden jungen Leuten ein zärtliches Verhältnis. Sie sahen sich gern und suchten sich in Gesellschaft auf; daß die Geliebte auch Goethes Seele erfüllte, davon legen seine begeisterten Gedichte an „Lilli“ ein beredtes Zeugnis ab. Lilli war damals ein sechszehnjähriges Mädchen; ihr Herz that sich der ersten Liebe auf, sie blickte bewundernd an dem großen Dichter hinauf, der ihr Herz gewonnen hatte. Goethe aber, nach seiner wankelmütigen Art, die vor jedem Bande, vor jedem festen Verhältnisse zurückschreckte, fühlte sich wohl zu ihr hingezogen und schwärmte für Lilli, deren liebliche Erscheinung einen tiefen Eindruck auf ihn, den Unbeständigen, gemacht hatte; allein er blieb unentschlossen und schwankend. Es kam bis zum Brautstande;

allein hier fingen Goethes Verlegenheiten und innere Kämpfe erst recht an. Er hatte in Frankfurt keine feste Anstellung; es widerstrebte auch seiner selbständigen, ideal angelegten Dichternatur, sich binden zu lassen; er wollte in freier Weise und in ungezwungener Stellung leben und wirken; kurz, er fühlte sich in den engen heimischen Verhältnissen unfrei und unglücklich und konnte sich zum Heiraten nicht entschließen.

Statt nun den gordischen Knoten zu lösen und eine offene Erklärung abzugeben, verließ er mit schwerem Herzen als ein moralisch Kranker die Vaterstadt und machte eine Schweizerreise; in der reinen Gebirgsluft atmete er wieder freier auf. Nach seiner Rückkehr im September 1775 schwankte er noch eine Zeit lang zwischen Liebe und Entsagung, doch lockerte sich das Band zwischen ihm und Lilli immer mehr. Auch Goethes Schwester Kornelia, die auf den Bruder einen nicht unbedeutenden Einfluß ausübte, war der Verbindung mit Lilli abgeneigt, und von beiden Seiten erhoben sich Stimmen von Freunden, die von der Heirat abrieten. Es trat nun an Goethe die Forderung heran, sich zu entscheiden, denn Lillis Mutter machte die Heirat mit ihrer Tochter davon abhängig, daß Goethe nach einer festen Anstellung sich umsehe und um ein städtisches Amt sich bewerbe. Es galt nun für den Dichter, in eine Kanzlei einzutreten und in die Verwaltungsakten sich einzuleben; dies widerstrebte aber seinem innersten Wesen und seinem Drange nach Unabhängigkeit. Er flüchtete sich daher in das Reich der Dichtung. Er arbeitete eine Woche lang ohne Unterbrechung an seinem „Egmont“. Am Abend des neunten Tages verließ er sein Studierzimmer, begab sich, dicht in seinen Mantel gehüllt, nach Lillis Wohnung, blieb vor dem Hause stehen, hörte dem Klavierspiel Lillis zu, glaubte hinter den herabgezogenen Gardinen ihren Schatten zu erkennen, geriet in eine wehmütig-elegische Stimmung, brachte es aber nicht über sich, dieselbe zu überwinden, sondern kehrte, statt seine Schritte nach dem Schönemannschen Hause zu wenden, betrübt und niedergeschlagen nach Hause zurück. Kurze Zeit darauf verließ er die Vaterstadt und die heimischen Verhältnisse, die ihm längst zu eng geworden waren, und folgte dem Zuge seines Herzens und seinem Genius nach Weimar, wo sich ihm eine glänzende Zukunft eröffnete, wo er bei seinem fürstlichen Freunde, dem Herzog Karl August

die wohlwollendste Aufnahme fand und ihm in den angenehmsten und sorgenfreiesten Verhältnissen gegönnt wurde, sein Leben zu führen und mit den herrlichsten Erzeugnissen seines schaffenden Dichtergeistes die deutsche Literatur zu bereichern.

Goethes Verhältnis zu Lilli war somit gelöst. Lilli, die ihn mit vollem Herzen geliebt, aber aller Wahrscheinlichkeit nach an dem Dichter die Stütze und den Halt nicht gefunden hätte, die das schwache Weib an der Seite des starken Mannes, zu dem es emporblicken kann, im Leben nötig hat, Lilli litt unter diesen herben Erfahrungen und ihre Gesundheit wurde eine Zeit lang dadurch erschüttert.

Doch der Balsam der alles mildernden Zeit heilte auch allmählich diese Herzenswunde, und als zwei Jahre darauf der Straßburger Kaufmann Bernhard Friedrich von Türckheim, der in Geschäftsverbindung mit ihren Brüdern war und oft nach Frankfurt kam, wo er ein gern gesehener Gast im Schönemannschen Hause war, um die Hand Elisas anhielt, konnte sie ihm dieselbe mit innerer Freudigkeit reichen. Sie fand jetzt eine Befriedigung darin, nach dem Sturme der leidenschaftlichen Gefühle, die Goethes Neigung zu ihr und in ihrer Seele wachgerufen hatte, sich einer sanften und friedlichen Herzensneigung hingeben zu können. Sie nahm auch bald an ihres Bräutigams männlichen und festen Wesen wahr, was sie an Goethes Auftreten einst so schmerzlich vermißt hatte, nämlich jene Ruhe und Besonnenheit, welche mit den Gefühlen des Herzens nicht tändelt und spielt, sondern in der Erkenntnis des vollen Lebensernstes nach einem festen Ziele hinsteuert und eine sichere Zukunft ins Auge faßt.

Merkwürdig ist, um es hier im Vorbeigehen zu erwähnen, in Goethes Führung, daß zwei edle reichbegabte Frauen, die in des Dichters Leben eine so große geistige Bedeutung erlangt haben, Friederike Brion, das Pfarrkind von Sesenheim, und Elisa Schönemann, die Patriciertochter aus Frankfurt, dem Elsaß angehören, die eine durch Geburt, die andere durch die Wahl des Herzens. Merkwürdig an den zwei Frauen ist endlich noch, daß die eine derselben Friederike Brion, ihre irdische Ruhestätte nicht im Elsaß, sondern im stillen badischen Dorfe Meisenheim gefunden, während die andere, Elisa von Türckheim, in dem Lande ihrer Adoption ihr Grab fand.

Im August 1778 fand die Verlobung und noch im Herbste desselben Jahres die Hochzeit in Frankfurt statt. Lilli folgte dem Gatten nach Straßburg, das nunmehr ihre zweite und liebe Heimat wurde; sie übernahm an der Seite ihres einsichtsvollen Mannes die Leitung des Hauswesens und die Führung seines blühenden Hauses, in welchen eine musterhafte Ordnung herrschte.

In seiner äußern Erscheinung war Bernhard Friedrich von Türckheim eine hohe, schöne und würdevolle Gestalt, von edler Gesichtsbildung und mit dem Ausdruck eines geraden Wesens und biedern Charakters. Ohne äußerlich hervorragend zu sein, war doch sein Auftreten ein sicheres und ruhiges, von innerm Wert getragenes. Der Ernst, der auf seiner Stirn lagerte, war durch seine Freundlichkeit und sein zuvorkommendes Wesen gemildert. Bis in das Alter hinein bewahrte er seine ganze Geistes- und Herzensfrische und zog jedermann, hoch wie gering, der mit ihm in nähere Berührung kam, durch seine liebenswürdige heitere Art an.

Das Türckheimsche Haus lag unweit des Dietrichschen. (Das Dietrichsche Haus befand sich auf dem Broglieplatz, dem früheren Roßmarkt in Straßburg. Es ist das Haus neben dem Reichsbankgebäude und trägt heute die Nummern 3 und 4. Im Mittelpunkt der Stadt gelegen, war es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Sammelplatz der bessern Gesellschaft in Straßburg. In diesen beiden Patricierhäusern erschienen greise und jugendliche Feldherren beider Nationen, der ehrwürdige Marschall von Contades, französischer Militärkommandant der Provinz Elsaß, die deutschen Prinzen: Max von Zweibrücken, Kommandeur des Regiments Royal-Alsace und als „Prinz Max“ eine volkstümliche und sehr beliebte Persönlichkeit im Elsaß und Friedrich Ludwig, Prinz von Hessen-Darmstadt, der jüngere Bruder des letzten hessischen Landgrafen im Elsaß und das Pathenkind Friedrichs des Großen. (Die unterelsässische Grafschaft Hanau-Lichtenberg gelangte anno 1736, nach dem Absterben des letzten alten Grafen Johann Reinhard III. an das fürstlich Hessisch-Darmstädtische Landgrafenhaus. Dasselbe blieb im Besitze des elsässischen Gebietes bis zum Jahre 1793, wo die französischen Revolutions-

männer sich mit Gewalt des kleinen Landes bemächtigten. Die hessischen Beamten wurden abgesetzt, gefangen genommen — einer derselben, Rausch in Straßburg guillotiniert — oder verjagt. (Der letzte Landgraf war Ludwig X., der nachmalige erste Großherzog, Ludwig I., von Hessen-Darmstadt). Ferner erblickte man in jenen Salons eine Reihe von gelehrten Männern, Denker, Philosophen, Theologen und Historiker, auf die das Elsaß mit Stolz hinauf sah, als auf die besten und edelsten seiner Söhne. Da erschienen an den Gesellschaftsabenden der geist- und gemütvolle Theologe und Kanzelredner Johann Lorenz Blessig, der Geschichtschreiber Christoph Wilhelm Koch, der Archäolog Jeremias Jakob Oberlin, der gelehrte Bruder des glaubenseifrigen und pflichttreuen Pfarrers Fritz Oberlin aus dem Steinthal, der menschenfreundliche Arzt und Waisenvater Doktor Johann Daniel Reißeissen, ein Nachkommen des Straßburger Chronisten, und andere mehr oder minder in der Gelehrtenwelt rühmlich bekannte Persönlichkeiten des alten Straßburg. In der traulichen, ungezwungenen Unterredung mit solchen edeln gebildeten Männern ruhte Türckheim aus von des Tages Last und Hitze. Seine Gattin aber war die Seele dieses ausgewählten Kreises, in welchem auch Damen erschienen. In diesem Salon wurde der Gang und Verlauf der politischen Begebenheiten besprochen, da wurden wissenschaftliche Fragen aufgestellt und erörtert, da wurden Gedanken über Kunst und Literatur ausgetauscht; nie wurde gespielt, desto fleißiger aber musiziert; auch interessante Aufsätze wurden vorgelesen und durchgesprochen. —

Das Türckheimsche Haus bot während dieser friedlichen Zeit, die ein volles Jahrzehnt lang dauerte (von 1778 bis 1789), ein Bild stillen Familienglückes und ungetrübter Eintracht dar. In ungetrübter Ruhe flossen die Tage dahin. Außer den beiden Ehegatten, um welche sich bald eine blühende Kinderschaar reihte, wohnte im Hause noch der Schwager Türckheims, einer der Brüder Schönemann aus Frankfurt, der am Geschäft als Theilhaber beteiligt war. Im Türckheimschen Hause herrschte bei allem Komfort des Lebens eine edle Einfachheit, aller unnötige Prunk war daraus verbannt.

Einen tiefen Eindruck von diesem schönen und harmonischen Familienleben erhielt der große Dichter aus Weimar, als er im

September 1779 auf einer Reise nach der Schweiz durch Straßburg kam. Goethe war im „Geist“ bei der Klausbrücke (damals dem vornehmsten Gasthofe der Stadt) abgestiegen, er suchte sofort die Jugendfreundin aus Frankfurt auf und machte ihr seine Aufwartung. Er fand bei Lilli ihre Mutter, Frau Schönemann, die gerade bei der Tochter in Straßburg auf Besuch war, und nahm mehrere Einladungen zum Essen und zu Abendgesellschaften im Türckheimschen Hause an. —

III.

Mit dem Herrn des Hauses kam Goethe jedoch nicht zusammen; derselbe war in Geschäftsangelegenheiten verreist; er und Goethe sahen sich überhaupt nie von Angesicht.

Nach dieser Begegnung verflossen wieder Jahre, ehe Goethe der ehemaligen Freundin ein Lebenszeichen gab. Nur einmal richtete er ein in der Form artiges Schreiben bei einer besondern Veranlassung an die Freundin, die er einst in seinen Gedichten so begeistert besungen hatte. Der Brief ist aus Weimar geschrieben und trägt das Datum vom 30. März 1801; es ist ein Antwortschreiben auf einen Brief Lillis, durch welchen sie ihm einen jungen Straßburger, Heinrich Kocher, der nach Weimar reiste, empfohlen hatte.

Türckheims Ehe mit Elisa Schönemann wurde mit fünf Kindern gesegnet, einer Tochter Elisa und vier Söhnen: Fritz, Karl, Wilhelm und Heinrich, auf deren Lebensschicksale wir noch später zurückkommen werden. Die Erziehung ihrer Kinder lag Lilli sehr am Herzen. Ihre reichbegabte Tochter überwachte sie in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung mit mütterlicher Sorgfalt. Auch die Knaben beaufsichtigte sie und widmete sich ihnen, soviel es ihr ihre vielfach in Anspruch genommene Zeit erlaubte. —

Die Erziehung derselben leitete unter ihrer Aufsicht ein junger Theologe, der mit einer großen Gelehrsamkeit einen frommen Sinn und ein kindliches Gemüt verband. Es war dies der nachmalige Diakonus an der französischen Pfarrei St. Nikolai (wo er 1782

Haffners Nachfolger wurde), Johann Michael Fries, ein biederer, offener Charakter, dabei von feiner Bildung und voll gründlichen Wissens. Die Erziehung seiner vier Zöglinge gereicht ihm zur Ehre; er fand eine Stütze besonders bei der Mutter derselben (der Vater war durch seine Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen) und auch er unterstützte seinerseits auf das beste die Bemühungen der Frau von Türckheim, welche bei ihren Söhnen stets ein Streben nach höhern idealen Zielen zu wecken und zu entwickeln suchte. Fries nahm später einen Ruf als Hauslehrer in Moskau an, wo er 1798 starb.

Der Horizont der politischen Konstellationen gestaltete sich in Frankreich immer dunkler und unheimlicher. Die finanziellen und volkswirtschaftlichen Zustände lagen im argen und die Autorität der königlichen Gewalt war im Schwinden begriffen. Alle Anzeichen deuteten auf nahe und drohende Stürme hin. Die Revolution lag gleichsam in der Luft; die alte Ordnung der Dinge hatte sich überlebt; neue Formen im Staats- und bürgerlichen Leben bahnten sich überall an.

Als die Wahlen für die französischen Generalstände (Etats-généraux) stattfanden und die Nationalversammlung sich später konstituierte, um mit bestem Willen, aber doch oft mit Übereilung und in überstürzter Weise ihre Aufgabe zu lösen, und das Land eine völlige Umgestaltung erlebte, da schien die Morgenröte einer bessern Zeit nicht nur in Frankreich, sondern überhaupt für die Menschheit aufzugehen, und die edelsten Geister der Nation — unter ihnen auch Herr von Türckheim — begrüßten die neue Ära mit hoher Begeisterung. Sie gingen alle von der falschen Voraussetzung aus, die Menschen seien an und für sich gut geartet und es bedürfe nur neuer zweckmäßiger Institutionen, um sie zu beglücken und die beste aller Welten herzustellen. Darum wurde, um das vermeintliche Volkswohl zu fördern, mit allem Alten aufgeräumt.

Dasselbe System fand auch in Straßburg Anwendung. Die alte ehrwürdige reichsstädtische Konstitution wurde aufgelöst; der Magistrat von Straßburg, Ammeister und Stättmeister, Ratsherren des großen und kleinen Rats und Einundzwanziger, legten ihr Mandat notgedrungen nieder und die bürgerliche Verwaltung in Straßburg

wurde nach des Tages Losung und Schablone auf einer neuen Basis organisiert. Als Friedrich von Dietrich, der königliche Kommissarius, zum ersten Maire der Stadt Straßburg, durch das Zutrauen seiner Mitbürger erwählt wurde und ein Municipalrat ins Leben trat, da bewog Dietrich seinen Freund, den Herr von Türckheim, einen Sitz in demselben einzunehmen. Als Mitglied des Gemeinderats folgte Türckheim dem menschenfreundliche Zuge seines Herzens und seinem stets auf das Praktische gerichteten Charakter und übernahm die Leitung und Aufsicht über sämtliche Hilfsgesellschaften und Wohlthätigkeitsanstalten in Straßburg.

Seinen politischen Grundsätzen nach gehörte Türckheim, welcher der Neckerschen Schule sich anschloß, und mit den Ideen und finanziellen Reformen des geachteten und einsichtsvollen Ministers vollkommen einverstanden war, zu den treuesten Anhängern und wärmsten Verteidigern des konstitutionellen Königstums, dem er auch bis an sein Ende ergeben blieb. Für die Person des unglücklichen Königs Ludwig XVI. hegte er die tiefste Verehrung und Hochachtung.

Mit immer größerer Bangigkeit und Besorgnis für die Zukunft verfolgte Türckheim den lärmenden Gang der Revolution, die immer gewaltsamer und radikaler auftrat. Er und sein Freund, der Maire Dietrich, mit dem er fest verbunden war, waren die Vertreter der gebildeten und ehrbaren Klassen der Gesellschaft, der eigentlichen Bürgerschaft, die zwar die größte Achtung für beide hegte, allein auch unvermögend war, der Pöbelherrschaft einen starken Damm entgegen zu stellen.

Der Einfluß der deutschen und später der französischen Jakobiner (der Gironde und der Montagne in Straßburg) wurde täglich größer und ihr Anhang unter dem gemeinen Volk nahm bedenklich zu. Bald stand der Klub „zum Spiegel“, dessen Seele der Maire Dietrich war (Club des amis de la Constitution), im offenen Kampfe mit dem Jakobinerklub, wo die vorgeschrittenen Revolutionsmänner immer radikaler auftraten.

Friedrich von Dietrich mußte nach dem Sturz der Girondisten im Jahre 1792 sein Maireamt niederlegen und entfloh nach Basel zu seinem Schwager, dem Kanzler Peter Ochs — der aber auf einem

andern politischen Standpunkt wie er sich befand — um dem Tod unter dem Fallbeil zu entgehen, dem er aber doch schließlich anheimfiel.

Nach Dietrichs Demission als Maire von Straßburg wurde Türckheim sein Nachfolger. Es gehörte ein großer moralischer Mut und viel Selbstverleugnung dazu, um unter den damaligen Verhältnissen diese Stelle zu übernehmen. Wenn sich Türckheim dazu entschloß, so geschah es aus Patriotismus und auf die dringenden Bitten der Straßburger Bürgerschaft, die in seiner Ernennung eine Bürgschaft für Ordnung und Sicherheit erblickte. Er that es auch mit dem innern Vorsatz, nach Möglichkeit und Kräften der zunehmenden Gesetzlosigkeit und Anarchie zu wehren. Doch lange konnte, das war vorauszusehen, der gemäßigte und rechtlich handelnde Mann dieses schwere, verantwortungsvolle und undankbare Amt nicht verwalten.

Bereits am 20. Januar 1793 wurde Türckheim, welchen die Straßburger „Patrioten“ (die Jakobinerpartei) bei dem Nationalkonvent in Paris angeklagt hatten, auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses (Comité de salut public) seines Amtes entsetzt. Der Savoyarde Monet, ein fanatischer Jakobiner und höchst rücksichtsloser Charakter, der bei der Bürgerschaft kein Ansehen genoß, sondern ein bloßer Parteimann war, folgte ihm als Maire nach, und vom Tage seiner Ernennung an siegte die Schreckensherrschaft in Straßburg, deren bekanntester in dem Volksmunde fortlebender Repräsentant Eulogius Schneider war. Türckheim wurde gleich nach seiner Absetzung auf das Verzeichnis der Verdächtigen (liste des suspects) gesetzt und zwanzig Stunden weit von der französischen Grenze, in das Innere des Landes verbannt.

Im kleinen Dorfe Postorf bei Finstingen, in Deutsch-Lothringen, besaß Herr von Türckheim einige Gültgüter und dorthin zog er sich mit seiner Familie zurück. Er war im ganzen Dorfe bekannt und allgemein beliebt. Er brachte etwa ein halbes Jahr dort in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit, fern von den Welthändeln, zu. Einmal jedoch brach er, aus kindlicher Pietät, seinen Bann, um nach Straßburg zu reisen und seinem sterbenden Vater († den 8. Juni 1793) die Augen zu schließen. Er wurde angezeigt, verhaftet und in An-

klagezustand versetzt, jedoch in Ermangelung von Schuldbeweisen freigesprochen und von dem Revolutionstribunal an seinen selbsterwählten Verbannungsort zurückgeschickt. In dem Entlassungsurteil hieß es: „Der Bürger Türckheim ist mit Unrecht verhaftet worden; seine Ankläger vermochten nichts wider ihn aufzubringen, was eine längere Verhaftung hätte entschuldigen können; er ist ein durchaus rechtlicher und allgemein geachteter Mann."

Nach seinem stillen Patmos, dem friedlichen Dörfchen Postorf zurückgekehrt, bemächtigte sich Türckheims ein Gefühl der Unsicherheit, das er vorher nicht gekannt hatte. Während er ehedem mit seiner Familie ein kleines Häuschen gemeinsam bewohnte, weilte er des Nachts jetzt nicht mehr in demselben. Jedes Haus im Dorfe stand ihm offen und bei jeder Bauernfamilie fand er freundliche und liebevolle Aufnahme. Türckheim schlief jede Nacht in einem andern Hause und wählte meist für die kommende Nacht sein Quartier in dem entgegengesetzten Teile des Orts, um nicht so leicht überrascht zu werden. Seine Gattin mit den Kindern blieb jedoch in dem ihm gehörigen Gülthofe wohnen. Jeden Sonntag Morgen ging Herr von Türckheim regelmäßig zur Kirche nach Wolfskirchen; dort stand er in großem Ansehen, keiner der dortigen Bürger wäre an ihm zum Verräter geworden. Er hätte zwar näher nach Finstingen gehabt, oder hätte in Postorf selbst, wohin der Finstinger Pfarrer alle vierzehn Tage kam, den öffentlichen Gottesdienst besuchen können, allein er traute dem Frieden in Finstingen nicht recht.

Wie gefährlich die Zustände damals waren und wie Leben und Freiheit der edelsten Bürger und der besten Männer in steter Gefahr waren, beweist das Beispiel der Familie von Dietrich. Während der hochherzige Straßburger Maire Friedrich von Dietrich seine Freiheitsideale eines nach dem andern zerrinnen sah und auf dem Schaffot in Paris blutete, wurde sein 71jähriger Vater Johann auf die Liste der Verdächtigen gesetzt und am 7. September 1793 gefänglich eingezogen; er entging nur durch ein Wunder dem Tod. Er schmachtete über ein Jahr im bischöflichen Seminarium in Straßburg, welches damals als Gefängnis diente. Der ältere Bruder des Maires, Johann von Dietrich, Rittmeister im Kavallerie-Regiment Royal-Allemand, ent-

ging dem Gefängnis und dem Tode nur durch die treue Hingebung eines elsässischen Geistlichen. Er floh zuerst nach dem Jägerthale, wo die Dietrich (seit 1684) ein Eisenwerk und ein Schloß besaßen, und da er sich dort nicht mehr in Sicherheit fühlte, flüchtete er sich nach dem einsamen Gebirgsdorfe Bärenthal hinter Zinsweiler.

Dort nahm ihn der evangelische Pfarrer Johann Jakob Spoor gastfreundlich auf. Derselbe wählte für den geächteten Flüchtling als Versteck den Kasten der Kirchenuhr im Glockenturme, woselbst Herr von Dietrich sich den Tag über aufhielt. Der Geistliche brachte ihm selbst insgeheim den nötigen Bedarf an Lebensmitteln, und nahm ihn dann nachts in seinem Hause auf, wo Dietrich sicher ruhen konnte. Aus Erkenntlichkeit dafür gab der Baron von Dietrich, als wieder ruhigere Zeiten und geordnete Zustände eingetreten waren und er ungefährdet sein schirmendes Asyl verlassen durfte, seinem Lebensretter außer andern Geschenken noch eine „Holzrente". So lange Herr Pfarrer Spoor lebte, ließ ihm der Baron von Dietrich jedes Jahr aus seinen Waldungen zwölf Klafter vom schönsten Buchenholz in den Pfarrhof liefern. (Obige Mitteilungen über die Erlebnisse der Herren von Türckheim und von Dietrich während der Tage der Schreckenszeit, verdankt der Verfasser dieses Lebensbildes der Erzählung der sechsundachtzigjährigen, aber noch geistesfrischen, verwitweten Frau Pfarrer Zwilling aus Neuweiler bei Zabern. Diese ehrwürdige Greisin stammt aus Lothringen, das sie lange Jahre bewohnt hat, und hat die betreffenden Persönlichkeiten selbst gekannt und diese Züge aus ihrem eigenen Munde vernommen.[1]) Das kürzlich erschienene interessante Schriftchen: „Bilder aus der Schreckenszeit," das die Erlebnisse eines nach der Citadelle von Besançon deportirten elsässischen Geistlichen schildert, ist ein weiterer und wahrheitsgetreuer Beleg zu der Schreckensherrschaft und den Excessen, welche die Revolutionsmänner im Namen der Freiheit ausübten.

Solche aus der Wirklichkeit entnommene Züge beweisen, wie es um Freiheit, Eigentum und Leben der Menschen in der von vielen so hoch gepriesenen Revolutionszeit stand und wie gerade die besten

---

[1]) Frau Pfarrer Zwilling ist seitdem (1885) gestorben.

Männer der Nation von den Jakobinern geächtet und verfolgt wurden. Sie liefern aber auch, zur Ehre der Menschheit, anderseits Belege dafür, daß der Sinn für Gerechtigkeit und der Geist der Treue und der Hingebung bei den meisten im Volke, trotz des herrschenden Terrorismus, noch fortlebte.

Dem thätigen Geiste Türckheims war es nicht möglich, ohne Beschäftigung zu bleiben. Er stand allen mit Rat und That bei, und bald wurde er der Geschäftsführer der Gemeinde, der Freund der Armen, der Berater der Bedrängten und Verlassenen. Er half überall, wo er nur konnte. Dem Gemeinderat, der von Requisitionen aller Art beansprucht wurde und der oft unter den widersprechendsten Befehlen und Verordnungen nicht mehr wußte, was er thun sollte, leistete er die wichtigsten Dienste. Alle ankommenden Briefe der republikanischen Behörden mit ihrem Sanscoulottenstil und ihren oft unsinnigen Forderungen wurden ihm vorgelegt und ohne seinen besonderen, besonnenen und umsichtigen Rat wurde überhaupt nichts beschlossen. Diese freundlichen Hilfeleistungen retteten ihm Freiheit und Leben.

Eines Morgens — es war zu Anfang Juli 1793 —, die Thermidorsonne war eben prachtvoll aufgegangen und verkündete einen heißen Tag, brachte ein Bote ein großes versiegeltes Schreiben vom Comité des Wohlfahrtsausschusses aus Straßburg. Dasselbe enthielt in wenigen und dürren Worten den Befehl, den in Postorf sich aufhaltenden, längst auf der Liste der Verdächtigen stehenden, und des Moderantismus (also der Feindschaft gegen die Republik) angeklagten Aristokraten Bernhard Friedrich ci-devant Baron von Türckheim zu verhaften und dem Straßburger Revolutionsgerichte auszuliefern. Dieser Haftbefehl war gleichbedeutend mit einem Todesurteil und dem Gang auf die Guillotine. Da galt kein Zögern, denn jeder Augenblick war kostbar.

Schnell nimmt Herr von Türckheim Abschied von seinem treuen Weibe und den Kindern, umarmt und segnet sie noch, steckt eine Geldbörse zu sich und eilt hinter den Gärten des Dorfes nach der Richtung von Saarunion fort. Mittlerweile ertönt der dumpfe Ton der Sturmglocke; das war, nach der Verordnung der damaligen Macht-

haber das Zeichen, welches bei Todesstrafe die Versammlung der Patrioten zusammenberief, um vom Maire die neuesten Befehle des Convents zu vernehmen. Lautlos hören die Postorfer den verhängnisvollen Brief lesen; doch keinem kommt es in den Sinn, den „Papa Türckheim," den alle lieben und verehren, zu verfolgen. Im Gegenteil, sie wünschen alle von Herzen, daß er ungefährdet und unbelästigt die nahe preußische Grenze erreiche. Trotz der glühenden Julisonne wandert Türckheim Tag und Nacht fort über Saarunion und Saargemünd, bis er in die Nähe des Grenzstädtchens Forbach kommt. Dort verkleidet er sich als Holzhauer und wandert, die Axt auf dem Rücken, zuerst durch die französischen, dann durch die preußischen Vorposten, bis er endlich bei Saarbrücken die Grenze überschritten hat und nach drei Tagen in ein wahrhaft freies Land gelangt ist. In seiner Verkleidung setzt er dann seinen Weg bis nach Heidelberg fort.

In Saarbrücken angekommen, beauftragte Herr von Türckheim einen alten treuen Invaliden, seiner Gattin folgende Botschaft mündlich zu überbringen: „Der Weg über Saarbrücken ist frei. Komm mit den Kindern nach!" Da der Invalide der Frau von Türckheim nicht persönlich bekannt war und keinen Zettel von dem Flüchtling vorweisen konnte, denn derselbe hatte es nicht gewagt, ihm einen solchen anzuvertrauen, aus Furcht, ihn in Gefahr zu stürzen, so schwankte die Gattin zuerst. Allein nach kurzem innern Kampfe schenkte sie dem biedern Alten mit dem ehrlichen Gesichte doch Glauben und entschloß sich, wenn auch mit schwerem Herzen, zur schleunigen Flucht.

Sie nahm ihre fünf noch unerwachsenen Kinder und trat in Begleitung des Diakonus Johann Michael Fries, des Erziehers ihrer Knaben, die beschwerliche und gefahrvolle Reise an. Es war Mitte Juli 1793. Das kleinste Kind auf dem Rücken tragend, die andern mühsam nach sich ziehend und sie zum fortgesetzten Gehen und mutigen Ausharren ermunternd, mit aufgelaufenen, blutenden Füßen, in der brennenden Sonnenhitze mit dem Durst und Hunger kämpfend, die Todesangst, die sie nicht zeigen durfte, im Herzen, kaum Zeit zum Ausruhen und Schlafen sich nehmend, tausend Gefahren trotzend, überwand die zarte Frau mit starker Willenskraft alle Hindernisse, ertrug standhaft und heldenmütig alle Entbehrungen und Leiden und erreichte

mit Gottes Hilfe die deutsche Grenze und gelangte endlich, wie ihr Mann, in das Land der Verheißung.

Höchst interessant sind die Mitteilungen, welche der Erzieher der Türckheimschen Kinder, der mehrmals erwähnte Theologe Johann Michael Fries, früher Diakonus an der St. Nikolaikirche in Straßburg, in einem Briefe an einen Freund macht, dem er die merkwürdige Reise mit folgenden Worten beschreibt: „Die Gemahlin des Herrn von Türckheim, die edle, aufopfernde und hingebungsvolle Mutter war ihrer Kinder und meine Rettung. Wenn wir unterwegs ermattet niedersinken wollten, wußte sie unsre Kräfte bald durch einen heitern Scherz, bald durch süße Versprechungen, bald wieder durch dringende Mahnungen aufzustacheln und uns zu ermuntern. So versprach sie zum Beispiel ihren Knaben neue Stiefel, in welchen alle Wunden ihrer aufgelaufenen Füße schnell wieder heilen würden. Wie es uns möglich wurde, alle Mühen und die beinahe übermenschlichen Strapazen der Reise zu überwinden, und wie wir die armen Kinder, trotz ihrer Ermüdung, immer vorwärts und bis an das Ziel gebracht haben, weiß ich noch heute nicht und ist ein Wunder vor meinen Augen.

Als wir in die Nähe von Saarbrücken kamen, wurde uns gesagt, niemand dürfe die Brücke passieren als Landsleute aus der Gegend, welche Lebensmittel in die Stadt brächten. Wir beschlossen daher, uns auf kurze Zeit zu trennen. Frau von Türckheim verkleidete sich als Lothringer Bauernfrau, nahm einen Korb mit Gemüse auf den Kopf, ihr jüngstes Kind den kleinen Heinrich, band sie in ein Tuch, das sie nach Art der Bauernweiber auf dem Rücken trug; ihre dreizehnjährige Tochter Elisa ging neben ihr her und hierauf schlug sie mit klopfendem Herzen den Weg nach der mit Truppen besetzten Brücke ein, während ich — der Hauslehrer Fries — mit den drei übrigen Knaben einen Fußpfad wählte, der uns an das Saarufer führen sollte. Zufällig — doch es war eine höhere Fügung, es war die Vaterhand Gottes, die alles also lenkte — war es gerade ein Pfad, der auf einen seichten Badeplatz am Fluß auslief; aus diesem Grunde langten wir, ohne besonderes Aufsehen bei den zahlreichen am Flusse auf- und abziehenden Vorposten-Patrouillen zu erregen, am Wasser an, zogen dort unsere Kleider aus und kamen glücklich über die Saar hinüber.

Während dessen ging Frau von Türckheim — man kann sich denken, mit welchen Gefühlen — ihrerseits der Brücke zu. Auf dem Wege dahin begegnete ihr ein Trupp zügelloser republikanischer Soldaten, die sich anschickten, die schöne Bäuerin mit Neckereien und plumpen Scherzen anzuhalten. Lillis Entschlossenheit und Geistesgegenwart retteten sie aus der wirklich ernsten Lage und der Gefahr, erkannt und verhaftet zu werden. Sie rief den hierdurch verblüfften Soldaten mit edler Entrüstung die Worte zu: „Ist es braver französischer Soldaten würdig, eine Familienmutter also zu beschimpfen?“ Nach dieser Antwort schritt sie entschlossen durch die Reihen der rohen Menschen durch, die ihr ehrerbietig Platz machten, dem jenseitigen Ufer zu, wo die deutschen Vorposten standen.“

So weit des Hauslehrers Fries Bericht über die mit Gottes Hilfe gelungene Flucht und wunderbare Rettung.

Im nächsten deutschen Dorfe vereinigte sich die kleine Karawane wieder. Die Flüchtlinge kehrten im ersten Wirtshause ein, um endlich Speise und Trank, deren sie so sehr bedürftig waren, zu sich zu nehmen. Da der Wirt sie anfänglich wirklich für gute Bauersleute hielt, so setzte er die ganze Familie an das Ende eines großen Tisches, an welchem bereits viele preußische Offiziere Platz genommen hatten. Die Schönheit und der edle Anstand der Frau, das heitere Gespräch der muntern Kinder, die feinen Manieren derselben und das bescheidene Wesen ihres jugendlichen Begleiters, alles verriet sogleich die Verkleidung der Gäste, sowie den geheimen Zweck derselben, nämlich die Flucht aus Frankreich, dem Lande der angeblichen Freiheit, in Wirklichkeit aber der Knechtschaft und der willkürlichen Pöbelherrschaft.

Ein Rittmeister, der an der Tafel saß, richtete einige höfliche Worte an die angebliche Bauernfrau. Frau von Türckheim, die wieder aufzuatmen anfing, erzählte nun offen und in aller Einfachheit, wie sie und ihre Kinder dem drohenden Gefängnis und vielleicht der Guillotine entflohen seien und jetzt im Begriffe ständen, dem geretteten Gatten und Vater nachzukommen, um sich dann gemeinschaftlich mit demselben zu ihren Verwandten nach Frankfurt zu begeben.

„Ich komme selbst von Frankfurt,“ sagte der Offizier, Rittmeister Graf von Schulenburg; „ich habe da eine Familie Schönemann ken-

nen gelernt, die ebenfalls kürzlich Straßburg der drohenden Zeitverhältnisse wegen verlassen hat.“ Es stellte sich nun heraus, daß dies die Familie des Bruders der Frau von Türckheim war, der am Bankgeschäft beteiligt gewesen. Als Türckheim mit den Seinigen sich nach Postorf begeben mußte, hatte der Schwager das Geschäft allein fortgeführt, doch die Schreckensherrschaft zwang ihn gleichfalls Straßburg zu verlassen, um dem Gefängnis und vielleicht Schlimmerem noch zu entgehen.

Frau von Türckheim gab sich dem Grafen von Schulenburg zu erkennen und fand sofort in dem ritterlichen Offizier einen Beschützer, der sich auf das treulichste ihrer und ihrer Kinder annahm und alles aufbot, was in seinen Kräften stand, um die Weiterreise ihr zu erleichtern und so bequem als möglich zu machen. Ein Wagen wurde alsobald requiriert, wo die treue Mutter mit den geretteten Kindern und dem Hauslehrer die müden Glieder ausstrecken und ausruhen konnten von den überstandenen Ängsten und Strapazen der Reise.

Daß die Flüchtlinge gerade noch im rechten Augenblick entkommen waren, bewiesen ihnen zur Genüge die längs der Saarufer nah und fern ertönenden Gewehrsalven, sowie die in vollem Galopp vorbeisprengenden Ulanen und die Vorpostengefechte, welche von allen Seiten stattfanden und die Umgegend von Saarbrücken immer unsicherer machten.

Nach einigen Tagereisen, die sie in aller Bequemlichkeit in ihrem Wagen zurücklegten, gelangte Frau von Türckheim mit ihrer Familie zu der freundlichen Neckarstadt Heidelberg, wo sie ihren Gatten zu finden hoffte. Allein ihre Hoffnung wurde getäuscht; Herr von Türckheim, der sie sobald nicht erwartete, war nach dem benachbarten Mannheim gereist, wo endlich das ersehnte Wiedersehen zu Aller Freude und mit innigem Dank gegen Gottes väterlichen Schutz stattfand.

Lilli reiste von Mannheim mit ihrem wiedergewonnenen Gatten und ihren fünf Kindern nach ihrer Vaterstadt Frankfurt in das elterliche Haus. Dort fanden die Flüchtlinge von allen Seiten den herzlichsten Empfang und die aufrichtigste Teilnahme. Nach einigen glücklichen in Frankfurt verlebten sorgenfreien Wochen nahm die Familie Türckheim ihren Aufenthalt in Erlangen.

Dort in der anmutigen kleinen Universitätsstadt, wo einst auch französische Réfugiés nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, durch den Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth aufgenommen worden waren (derselbe räumte ihnen die Neustadt ein), konnten die Türckheimschen Kinder ihren Unterricht vollständig genießen, und auch der Hauslehrer Fries hatte Gelegenheit, seine theologischen Studien ohne allzulange Unterbrechung fortzusetzen. Die Universität Erlangen verdankt ihren Ursprung dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, der sie 1742 zuerst für seine Residenz Bayreuth stiftete, ihr aber bereits am 4. November 1743 das in jeder Hinsicht geeignetere Erlangen anwies. Ihre Mittel waren anfangs sehr beschränkt; in späterer Zeit wurden aber Fonds und Institute ansehnlich vermehrt, so besonders durch den Markgrafen Alexander, dem zu Ehren sie den Namen Friedrich-Alexander-Universität führt, desgleichen unter der preußischen und seitdem die Markgrafschaft Bayreuth an das Königreich Bayern gefallen ist, unter der bayerischen Regierung.

In Erlangen richtete sich Lilli gleich häuslich ein. Sie führte mit ihrem Gatten und ihren Kindern ein friedliches Stillleben, besorgte ihr einfaches Hauswesen selbst mit einem einzigen Hausmädchen, verfertigte mit eigenen Händen die Kleider der Kinder und widmete sich ganz ihrer Erziehung. Der Hauslehrer Fries hatte ein Mansardenstübchen im Hause inne; Frau von Türckheim mit ihrer weitherzigen christlichen Liebe nahm in das andere Stübchen noch einen andern armen Studenten auf, mit Namen Heisch, der aus Straßburg geflohen war.

In Erlangen hielten sich überhaupt damals eine Anzahl junger Straßburger auf. Dieselben waren meist, als die Revolution ausbrach, aus ihren Fachstudien herausgerissen worden. Sie waren als Volontärs in das dritte Freiwilligenbataillon des niederrheinischen Departements (3e bataillon des volontaires du Bas-Rhin) eingetreten, in welchem sich die Blüte der Straßburger Jugend befand. Anfangs September 1793 marschierte das Bataillon nach Fort-Vauban (Fort Louis) ab. Diese Festung wurde am 13. September von den Österreichern unter General Bauer cerniert; nach viertägiger Be-

lagerung mußten die Franzosen, denen es an allem mangelte, sich ergeben. Die Volontärs wurden nach Ungarn in die Kriegsgefangenschaft geführt. Eine Anzahl derselben jedoch erhielt die Vergünstigung, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben, nicht zu entfliehen, in Erlangen ihre unterbrochenen Studien forsetzen zu dürfen.

Auch Herr von Türckheim besuchte die Vorlesungen, um nicht müßig und unbeschäftigt zu bleiben. „In wenigen Tagen," schrieb er an seinen Schwager Schönemann in Frankfurt, „fange ich meine Studien in Chemie und Mineralogie an, nicht um Gold machen zu lernen, worin ich es nicht weit bringen würde, aber wohl um meinen Geist in Thätigkeit zu erhalten." Es war ihm darum zu thun, den Schatz seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu bereichern.

Der Aufenthalt der Türckheimschen Familie in Erlangen, wo sie manchmal mit Entbehrungen aller Art, ja mit wahren Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, wurde ihr dennoch zum Segen. Denn trotz aller äußern Sorgen blieben Herr und Frau von Türckheim mit ihrem bescheidenen Lose zufrieden, weil sie ein festes Gottvertrauen besaßen und die schwere Kunst gelernt hatten, auch mit wenigem sich zu begnügen.

Die hoch erregten Leidenschaften beschwichtigten sich allmählich in Frankreich; die Stürme der Revolution legten sich im Lande, und ruhigere Zeiten und geordnete Zustände traten ein. Von allen Seiten ergingen an Herrn von Türckheim Rufe, nach der Heimat zurückzukehren und sein Geschäft in Straßburg zu übernehmen und auch an den öffentlichen Angelegenheiten sich zu beteiligen.

Im Spätsommer 1795 entschloß sich daher Türckheim, mit den Seinigen in die Vaterstadt zurückzukehren. An einem schönen Herbsttage — es war der 20. September — verließ er in der „gelben Kutsche" (nach dem Goetheschen Ausdruck) und unter den Tönen des Posthorns die freundliche kleine Universitätsstadt, sein stilles bisheriges Patmos. Er reiste zunächst allein in die Heimat; seine Familie sollte in einigen Wochen nachkommen. Bis Darmstadt ging die Reise per Achse; dort wurden Herr von Türkheim die Hitze im Postwagen und mehr noch das lästige Gespräch unangenehmer Reisegesellschaft unerträglich. Er faßte daher einen heroischen Entschluß; nach

kurzem Bedenken nahm er sein Ränzchen auf den Rücken und wanderte in alter Burschenweise in aller Gemütlichkeit per pedes die schöne Bergstraße entlang nach dem bekannten Heidelberg und von dort über Karlsruhe dem heimischen Straßburg zu.

Nach zweijähriger Abwesenheit langte Türckheim in gehobener Stimmung in der Vaterstadt an. Er fand dort alles verändert; viele seiner ehemaligen Freunde waren heimgegangen, andere ausgewandert. Die meisten der Uebergebliebenen waren gealtert, hatten schwere, trübe Erfahrungen gemacht und waren reifer in ihrem Urteil und in ihren Ansichten über politische Angelegenheiten geworden. —

Einige Wochen später folgte Frau von Türckheim mit den Kindern ihrem Gatten nach. Sie schlug aber bei ihrer Abreise von dem freundlichen Erlangen eine andere Reiseroute ein als ihr Gemahl. Sie nahm ihren Weg über München, Lindau, dem Bodensee, Konstanz, Basel, Mülhausen und Colmar.

Mit Jubel wurde Türckheim mit seiner Familie von den alten Freunden, mit Wohlwollen und Freundlichkeit von der Straßburger Bürgerschaft, bei welcher er in unvergeßlichem Andenken geblieben war, aufgenommen.

Es galt nunmehr, das Handelshaus und Bankgeschäft, welches während der Schreckenszeit beträchtliche Verluste erlitten hatte, wieder in Flor zu bringen. Mit rastloser Thätigkeit widmete sich Herr von Türckheim wieder ganz den Geschäften. Von allen Seiten gehoben, unterstützt und ermuntert, wußte der fähige, unermüdliche Kaufmann bald wieder sich emporzuarbeiten, und in wenigen Jahren hatte sein Haus den frühern Wohlstand wieder erworben. Daneben widmete er seine übrige Zeit den öffentlichen Angelegenheiten und dem Wohle seiner geliebten Vaterstadt. Durch das Zutrauen seiner Mitbürger wurden ihm verschiedene Ehrenämter und Würden zuteil. So war er z. B. Mitglied der Handelskammer (chambre de commerce), seit ihrer Entstehung durch einen Erlaß des ersten Konsuls vom 3. Nivôse an XI. (24. Dezember 1803), desgleichen Mitglied des Generalrats (Conseil général) des niederrheinischen Departements, von der Zeit an, wo diese politische Institution in Frankreich ins Leben trat. Herr von Türckheim führte nicht weniger als sieben Male den

Vorsitz in dieser Versammlung. Im Jahre 1815 schied er jedoch aus derselben aus, infolge der eingetreten Zeitverhältnisse und besonders der legitimistischen Reaktion.

Als im Jahre 1805 der Krieg mit Österreich ausbrach und die französischen Truppen vom Lager von Boulogne aus, wo sie versammelt waren, auf großen Leiterwagen und in Postkutschen eilig an den Rhein dirigirt wurden, bot Straßburg dem Beschauer ein buntbewegtes kriegerisches Bild dar. Infolge der beständigen zahlreichen Truppenkonzentrationen und Durchmärsche hatten Handel und Verkehr in ungeahnter Weise zugenommen, und ein reges Leben und Treiben herrschte in der Stadt. Auch die Kaiserin Josephine weilte im Dezember dieses Jahres einige Wochen im Schloß zu Straßburg. Napoleon befand sich damals in Geldverlegenheiten, woraus ihm der Banquier Türckheim half, indem er ihm zu verschiedenen Malen bedeutende Geldsummen zur Besoldung der Truppen vorstreckte. Dadurch stieg Türckheims Ansehen bei dem Kaiser, der ihn im Jahre 1807 zum französischen Senator (membre du Sénat conservateur) ernannte.

Im Jahre 1809 wurden Türckheims Verdienste auch im badischen Lande anerkannt und gewürdigt. Der große badische Markgraf und erste Großherzog von Baden Karl Friedrich ließ ihm im Jahre 1809 die Stelle eines badischen Finanzministers anbieten, die Türckheim auch mit Napoleons Erlaubnis annahm und bis zum Jahre 1814 bekleidete. Der Umzug nach Karlsruhe, wo die Türckheimsche Familie mit Jung Stilling häufig verkehrte, fiel Lilli ziemlich schwer. Die Sommermonate brachte sie jedoch wie früher mit den Kindern meist auf ihrem elsässischen Gute Krautergersheim zu. An der Spitze des Straßburger Handelshauses stand der älteste der Söhne, der dreißigjährige Fritz von Türckheim. Nach dem Sturze Napoleons im Jahre 1814 kehrte Türckheim wieder in das Elsaß zurück und erhielt vom Großherzog von Baden das ehrenvolle Zeugniß, daß er nach Möglichkeit die Interessen seines Landes gewahrt hatte. Er erhielt auch das Großkreuz des Ordens der Treue. Der Kaiser Napoleon hatte ihn schon früher zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt und nachmals zum Offizier dieses Ordens befördert.

Zu Anfang dieses Jahrhunders war das Türckheimsche Haus wieder, wie vor der französischen Revolution, der Sammelplatz der besten einheimischen Bevölkerung von Straßburg. Mit den französischen Behörden hatte Türckheim weniger Beziehungen. In den Salons der Türckheimschen Familien traf man die Gebrüder Karl Moritz Hecht, die Barone von Dietrich, die Söhne des ehemaligen Straßburger Maires, Klauhold, Frank, Spielmann, Sengenwald, Bleffig, Reißeissen und andere.

Um das Jahr 1809, als der Umzug nach Karlsruhe stattfand, war die Erziehung der Söhne Türckheim vollendet. Der Erzieher Heinrich Redslob, der Nachfolger von Fries, verließ das Türckheimsche Haus, um in Straßburg ein Erziehungsinstitut zu gründen, an welchem tüchtige Lehrkräfte, wie Professor Lachenmayer wirkten, und das bald eines guten Rufes und allgemeinen Zulaufs sich erfreute. Der Sohn von Professor Redslob wurde Klassenlehrer am protestantischen Gymnasium in Straßburg, wo er Griechisch und Lateinisch in den obern Klassen docierte; die Familie des Professors Redslob und die Pfarrfamilie dieses Namens waren entfernt mit einander verwandt.

Um ihr die friedliche Ruhe und Stille des Landlebens, welche Frau von Türckheim außerordentlich liebte, verschaffen zu können, hatte ihr Gatte um das Jahr 1800 ein Landgut in Krautergersheim, einem kleinen, am Fuße des Glöckelsberges anmutig gelegenen Dorfe gekauft.

An der Nordostseite des Ortes führte eine schöne, mit uralten Kastanienbäumen auf beiden Seiten bepflanzte Allee in einen großen geschlossenen Hofraum, an dessen rechter Seite eine alte Kapelle traulich an die Hofmauer sich anschmiegte. Gegenüber der Kapelle stand ein einstöckiges freundliches Wohnhaus mit einem Türmchen und einer Schneckenstiege an der linken Ecke. Stieg man auf derselben die steinernen Stufen hinan, so gelangte man in einen hübschen, mit alten Kupferstichen gezierten Hausflur; derselbe war in gerader Richtung von einem Gange durchschnitten, der in das Wohn- und in die Schlafzimmer führte. Zur linken Seite befand sich eine in einen freundlichen Gartensaal führende Thür; neben demselben war ein kleiner Salon, mit einem französischen Kamin, wo Lilli an kühlen Herbstabenden am fröhlich lodernden Feuer im Kreise ihrer Familie

in traulichem Zwiegespräche oder mit Lektüre die Abendstunden zubrachte. Vom Gartensaale aus führte eine perronartige, von rankenden Rosen umsponnene steinerne Treppe in den kleinen Park hinab, dessen Anlagen Frau von Türckheim nach eigenem Plane entworfen und angeordnet hatte. Der Garten war durch einen Weiher abgeschlossen, dessen Wasser durch die vorbeifließende Ehn gespeist wurde.

In diesem friedlichen Landsitze brachte Frau von Türckheim die Sommermonate mit ihrer Tochter zu. Jeden Samstag erhielt sie von ihrem Gatten und ihren Söhnen Besuch; sie brachten den Sonntag bei ihr zu, um in der Frühe des Montag Morgens wieder nach Straßburg zurückzukehren. Auch ihre zahlreichen Freunde aus der Stadt suchten sie dort auf und brachten in stiller Abgeschiedenheit einige Stunden oder auch ein paar Tage in dem gastlichen Hause zu, wo die schönste Eintracht und der Geist der Gemütlichkeit herrschten.

Seit dem Jahre 1810 stand der edle unvergeßliche Präfekt Adrian, Marquis von Lezay-Marnesia, an der Spitze des niederrheinischen Departements. Er und seine treffliche Gattin waren bald mit dem Türckheimschen Hause befreundet.

Kurz nach seiner Ankunft in Straßburg, als Fritz von Türckheim der älteste Sohn des Straßburger Hauses, dem Präfekten seine Aufwartung machte, sagte dieser zu ihm: „Sagen Sie Ihrem trefflichen Vater, daß ich seiner weisen Ratschläge sehr bedarf, um hier auszuführen, was ich für des Landes Wohl vorhabe; er ist der Mann des Elsaß; seine Meinung und sein Urteil über Menschen und Verhältnisse, die ich hier noch nicht kenne, werden mich über vieles aufklären, bitten Sie ihn inständig, mir einige Stunden zu schenken.“ Türckheim Vater war damals badischer Finanzminister und lebte in Karlsruhe; er kam aber jeweilen nach Straßburg.

Lezay-Marnesia und seine an Geist und Gemüt ihm ebenbürtige Gattin besuchten die Türckheim mehrmals in Krautergersheim, wo sie in dem lieblichen Landsitze manche heitere und gemütliche Stunden zubrachten. Lezay ahnte damals nicht, so wenig als seine Freunde, daß er wenige Jahre darauf, nach seinem tragischen Tode, in der

Kapelle des Türckheimschen Schlößchens seine letzte irdische Ruhestätte finden sollte. —

Durch seine politische Thätigkeit war Herr von Türckheim oft gezwungen, nach Paris zu reisen und sich dort länger oder kürzer aufzuhalten. Dann ruhte die ganze Last der Geschäfte auf Lilli und ihrem ältesten Sohne, doch fanden sie treuen Rat und Hilfe bei Lezay. Nach der Wiederherstellung der Bourbonen in Frankreich, nach den Ereignissen von 1814, als die ersten politischen Wahlen für die französische Abgeordneten-Kammer (Chambre des députés) im Elsaß stattfand, wurde Herr von Türckheim — so groß war die allgemeine Achtung, die er im ganzen Lande genoß — gleichzeitig in drei Bezirken, in Straßburg, in Zabern und in Weißenburg erwählt. Er entschied sich für die Vertretung des Kreises Straßburg.

Im Jahre 1816 fing Frau von Türckheim, deren Gesundheit bisher eine gute gewesen war, an zu kränkeln und dahin zu siechen und konnte nicht mehr zu Kräften gelangen. Nach einem schweren Winter, wo ihr Leiden zunahm, schwanden ihre Kräfte zusehends; der Frühling brachte ihr die gehoffte Besserung nicht, sondern beschleunigte ihr Ende. Sie starb still und gottergeben, wie sie gelebt hatte, den 6. Mai 1817, umgeben von ihren fünf Kindern, die an ihr Sterbelager geeilt waren, in den Armen ihres Gatten. Nach ihrem letzten Wunsche wurde sie in der Kapelle ihres Landgutes, wo sie so schöne Tage verlebt hatte und das sie so sehr liebte, begraben.

Ihr Gatte überlebte sie um vierzehn Jahre. Er arbeitete in nie rastender Thätigkeit, wenn auch mit dem Gefühle der Vereinsamung, fort bis ans Ende. Im Jahre 1826 wurde er nach dem Tode des Herrn Philipp Friedrich Kern, ehemaligen Richters, zum Präsidenten des Generalkonsistoriums und des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession in Elsaß Lothringen ernannt, welche Würde er bis zu seinem Tode, das heißt noch fünf Jahre bekleidete. Er erlebte noch die Julirevolution und den Regierungswechsel, den dieselbe nach sich zog. Er schloß sich der Julimonarchie rückhaltlos an, denn dieselbe entsprach seinen eigenen politischen Grundsätzen.

Als der Bürgerkönig Ludwig Philipp mit seinen beiden ältesten Prinzen, den Herzögen von Orléans und von Nemours, anfangs

Juli 1831 seinen Einzug in Straßburg hielt, begrüßte ihn Herrn von Türckheim, im Anschluß an die übrigen Behörden, im Namen der protestantischen Kirche des Elsaß, und hielt an den König eine kleine Ansprache. Infolge der großen Hitze und der mancherlei Anstrengungen, die er in diesen Tagen durchmachte, zog sich Türckheim dabei eine Erkältung zu, welche die Ursache seines Todes wurde. Er starb am 10. Juli 1831 in seinem achtzigsten Jahre. Auch seine Leiche wurde nach der Kapelle von Krautergersheim geführt und dort beigesetzt, wo er in der Familiengruft neben Lillis Sarge seine irdische Ruhestätte fand. Der berühmte Bildhauer Landolin Ohmacht hat eine naturgetreue, sprechend ähnliche Büste von Bernhard Friedrich von Türckheim verfertigt, die in der Neuen Kirche in Straßburg sich befindet.

Die Verwaltung der Stadt Straßburg ehrte auch äußerlich den hochgeachteten Mann, der einst ihren Geschicken, wenn auch nur kurze Zeit, vorgestanden, indem sie bei der Anlegung neuer Staden am Illkanal (falschen Wallkanal, Canal des Faux-Remparts) zu Ende der dreißiger Jahre durch Municipalbeschluß den ersten dieser Staden, der in der Nähe die „Gedeckten Brücken“ beginnt, Türckheimstaden (Quai Türckheim) benannte. Der Straßburger Gemeinderat wollte dadurch sowohl das Andenken einer seiner frühern Maires und Deputierten, als auch die Verdienste seines ältesten Sohnes und Nachfolgers in diesen Ämtern und Würden ehren.

Es erübrigt uns noch zur Vervollständigung dieses Lebensbildes, die Nachkommen Türckheims zu nennen und deren äußere Lebensumstände und Schicksale zu skizzieren.

Aus der Ehe Bernhard Friedrichs von Türckheim und Anna Elisa Schönemann entsprossen fünf Kinder, nämlich eine Tochter und vier Söhne; sämtliche Kinder waren zu Straßburg geboren. Die Tochter, Magdalena Elisabeth, geboren den 9. August 1779 empfing eine sorgfältige Erziehung, stand der Mutter treulich im Hauswesen bei und heiratete noch bei Lebzeiten ihrer Mütter Herrn Adrian Heinrich Brunck, französischer Militärintendant, (eigentlich Sous-inpecteur aux revues), Neffe des berühmten Straßburger Hellenisten Richard Brunck.

Derselbe starb bereits im Jahre 1807; seine Witwe überlebte

ihn um ein halbes Jahrhundert und starb am 13. Juli 1865 zu Straßburg. Ihre Ehe war kinderlos geblieben.

Die vier Söhne Türckheims waren: Johann Friedrich, gewöhnlich Fritz von Türckheim genannt, geboren zu Straßburg dem 12. Dezember 1780, daselbst im Gebäude des Direktoriums am 10. Dezember 1850 gestorben. Derselbe vermählte sich am 1. April 1812 mit der Gräfin Louise Friederike von Degenfeld-Schomberg, (das edle Geschlecht derer von Degenfeld stammt ursprünglich aus der Schweiz, ist aber nach Schwaben ausgewandert, wo es durch Heirat mit dem gräflichen Hause von Schomberg, das Frankreich einen Marschall lieferte, sich verschwägerte und in den Grafenstand erhoben wurde.) Fritz von Türckheim stand an der Spitze eines großen Bankhauses und war in Straßburg unter dem Namen der „Banquier Türckheim“ bekannt. Er bekleidete ähnliche Würden wie sein Vater, wurde, wie dieser, Maire der Stadt Straßburg, Abgeordneter der französischen Deputirtenkammer und nach dem Tode seines Vaters Präsident des Generalkonsistoriums und des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession. Er war auch Ritter, später Offizier der französischen Ehrenlegion. Fritz von Türckheim hatte vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn.

Der zweite Sohn Bernhard Friedrichs von Türckheim war Johann Karl, geboren zu Straßburg, den 29. Oktober 1783, gestorben am 7. Januar 1862. Derselbe war vermählt (26. Juni 1807) mit der Comtesse Cäcilie Waldner von Freundstein, aus einem oberelsässischen Adelsgeschlechte.

Der dritte Sohn Friedrich Wilhelm, geboren den 18. Oktober 1785, gestorben am 12. Januar 1831 wenige Monate vor seines Vaters Tode, trat in französische Militärdienste. Er machte die napoleonischen Feldzüge in Deutschland und Spanien mit, wurde mehrmals verwundet und nahm im Jahre 1812 an dem für Frankreich verhängnisvollen russischen Feldzuge teil, wo er Rapps Adjutant war und seinem tapfern General in Moskau das Leben rettete. Rapp lag nämlich verwundet in einem Hause, als der furchtbare Brand ausbrach; als das Flammenmeer sich immer mehr ausbreitete, hätte der General unfehlbar den Tod darin gefunden, wenn ihn nicht sein

Adjutant mit selbstloser Hingebung und Aufbietung aller seiner Kräfte am 21. September 1812, sechs Tage nach dem Einzuge der Franzosen in Moskau, aus dem brennenden Hause gerettet hätte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat vermählte sich Wilhelm von Türckheim am 12. Mai 1818 mit Oktavia Elisabeth Amalia, Tochter des Barons Johann Albert von Dietrich und Enkelin des ersten Maires von Straßburg. Wilhelm von Türckheim starb 1831 als französischer Oberstlieutenant der Kavallerie und als Offizier der französischen Ehrenlegion.

Sein Bruder, Heinrich von Türckheim, der jüngste Sohn Bernhard Friedrichs, geboren zu Straßburg den 15. Juli 1789, am Tage der Erstürmung der Bastille, erwählte gleichfalls die militärische Karrière. Er verehelichte sich nach dem Tode seiner Mutter, am 15. Mai 1826, mit der Schwester der Gattin seines ältesten Bruders Fritz, mit der Comtesse Louise von Degenfeld-Schomberg. Er blieb im aktiven Militärdienste bis zum Ausbruch der Februar-Revolution von 1848 und trat aus demselben mit dem Range eines Oberstlieutenants der Kavallerie und mit der Würde eines Offiziers der Ehrenlegion. Er zog sich, des politischen Treibens müde, in den wohlverdienten Ruhestand zurück und starb ein Jahr darauf am 28. Februar 1849.

Die Familie von Türckheim und namentlich das Haupt derselben, Bernhard Friedrich und dessen edle an Geist und Gemüt gleich ausgezeichnete Gattin Elisa Schönemann, bildeten eine der schönsten Zierden des alten Straßburg. In den Patricierfamilien der einstigen Reichsstadt, in der sich so viele gute Traditionen aus früherer Zeit erhalten hatten, lebte der Geist deutscher Treue und reichen innern Gemütlebens, verbunden mit französischer Anmut und feinen Gesellschaftsformen. Die Bildung jener Straßburger Generation war eine gründliche und vielseitige, durch Reisen erweiterte und im Verkehr mit Menschen vielfach bereicherte. Nicht abgesperrt gegen fremde Kultur, nicht abgesondert von andern Nationalitäten, nicht einseitig, sondern das Gute anerkennend, wo sie es fanden und das Geistesleben zweier großen Völker vereinigend, waren die Männer jener Zeit. Nicht immer leicht war es ihnen, mit den alten liebgewordenen

Institutionen zu brechen, in neue Staatsideen sich einzuleben und neue Staatsformen anzunehmen, und es kostete sie oft große Überwindung, in die verworrenen Verhältnisse sich hineinzufinden und die politischen Phasen, die Frankreich damals durchmachte, sich geistig anzueignen. Allein, ein Gedanke hob ihren Mut, ein Bestreben beseelte sie; sie wollten ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern dienen mit all ihren Kräften, mit voller Hingebung, mit gänzlicher Selbstlosigkeit. Darum stehen die Männer jener bewegten Periode so groß und so nachahmenswert da in der Geschichte ihrer Vaterstadt und ihres Landes.

Literatur über die Türckheimsche Familie.

Niederrheinischer Courier (Courrier du Bas-Rhin). Nummer von 12. Juli 1831. Enthält einen ziemlich umfangreichen Nekrolog über Bernhard Friedrich von Türckheim in französischer Sprache. — Louis Spach: Oeuvres choisies, Frédéric de Türckheim (der Sohn Fritz v. T.) Maire de Strasbourg. Tome II. (p. 459—482). Paris et Strasbourg 1866. — Ernest Lehr, docteur en droit: L'Alsace noble suivie de: le Livre d'or du Patriciat de Strasbourg. Tome III. Paris, Berger-Levrault 1870. — Lillis Bild, geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Türckheim (Montmartin). Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang. Lillis Briefwechsel enthaltend. Nördlingen, Verlag der C. H. Beckschen Buchhandlung 1879.

X.

Ein elsässisches Konventsmitglied.

Johann Reubel.

Johann Franz Reubel (eigentlich „Reubell“, französisch Rewbel), das einstige Konventsmitglied und einer der fünf Directoren der französischen Republik, wurde zu Colmar den 8. Oktober 1746 geboren. Nachdem er die Lehranstalten seiner Vaterstadt besucht und später die Rechte studiert hatte, wurde er Advokat am königlichen Gerichtshof (Conseil souverain d'Alsace), der seit 1698 zu Colmar seinen Sitz hatte. Er war Stabträger (bâtonnier) seiner Zunft beim Ausbruch dee französischen Revolution. Schon vor derselben huldigte Reubel den neuen Ideen. Im Jahre 1774 reiste er nach Paris, um gegen den Herzog von Württemberg, der in seinen oberelsässischen Besitzungen durch landesherrlichen Erlaß neue Fronden eingeführt hatte, vor dem Parlament zu appelliren. Reubel faßte die Frage von einem höheren Standpunkte auf und begehrte im Namen der allgemeinen Menschenrechte die Aufhebung der Fronden. Seine Rede klang damals schon ganz revolutionär; er gewann den Prozeß. —

Reubel zeichnete sich durch seltene Klugheit, richtiges Urtheil und große Geschäftskenntnis aus; dabei hatte er ein außerordentliches Gedächtnis und besaß eine unermüdliche Arbeitskraft. Wegen dieser Vorzüge wurde er 1789 in die französischen Reichsstände (états généraux) als Abgeordneter der Kreise Colmar und Schlettstadt gewählt. Nachdem die Stände sich zur Nationalversammlung konstituiert hatten, trat Reubel bald als einer der eifrigsten Gegner des Ancien régime hervor. Er begann seine politische Thätigkeit damit, daß er der Nationalversammlung beständig royalistische Komplotte anzeigte und die These aufstellte, man müsse „um des Wohles der Nation willen“ dem Comité der Nachsuchungen (Comité des recherches) das Recht erteilen, Briefe zu öffnen.

Vor der Revolution war Reubel der Sachwalter der meisten deutschen Fürsten gewesen, die im Elsaß Besitzungen und Güter hatten; dieselben waren einst seine besten Kunden gewesen, von nun an war er ihr eifrigster Gegner, schilderte sie bei jedem Anlaß als Despoten und Tyrannen, und verlangte, daß man sie ohne weiteres depossedieren solle. Reubel stimmte auch für die Aufhebung der Parlamente und für den Verkauf der Kirchengüter. Er war ein Feind aller königlichen Prärogative; nach seiner Theorie sollte der König nur der Diener der Nationalversammlung sein und nicht das Recht haben, Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen. Er verlangte auch, daß die unbeeidigten Priester von den kirchlichen Aemtern und Funktionen enthoben würden. Mit einem Wort, er war für alle radikalen Maßregeln und räumte ohne Pietät und ohne Erbarmen mit allem Bestehenden auf.

In einem Stück jedoch war er entschieden „Reaktionär“; er haßte die Juden, und als am 28. Januar 1790 ein Gesetzentwurf eingereicht wurde, daß die Juden die vollen bürgerlichen Rechte in Frankreich erlangen sollten, bekämpfte Reubel diesen Antrag auf das Heftigste „wegen der Mängel ihrer Erziehung und ihrer geringen politischen Einsicht.“

Am 5. Mai 1791 wurde Reubel zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt; wiederum trat er hier in einer wichtigen Frage in konservativem Sinne auf. Durch seinen Einfluß wurde, nach einer

hitzigen Debatte, ein Gesetz angenommen, nach welchem die ganze französische Kolonialverwaltung in ihrem bisherigen Stande bleiben, also auch die Sklaverei in den Kolonien beibehalten werden sollte; die einzige Konzession, die er machte, bestand darin, daß Mulatten, die von freien Eltern abstammten, Zugang zu den Kolonialversammlungen haben durften.

Als der Schluß der Sitzungen der Nationalversammlung herannahte, machte Reubel vergebliche Anstrengungen, um die Wiederwählbarkeit der Mitglieder derselben in die nachfolgende gesetzgebende Kammer durchzusetzen.

In Anerkennung seiner geleisteten Dienste wurde er zum Generalprokurator und Syndikus oder Generalsekretär des Direktoriums des oberrheinischen Departements ernannt. Bei den Wahlen zum Nationalkonvent wurde er im September 1792 von seinem Departement delegiert. Er wohnte den Prozeßverhandlungen über den unglücklichen Ludwig XVI. nicht bei, stimmte aber schriftlich für Verurtheilung des Königs zum Tode, und die Hinrichtung desselben am 21. Januar 1793 fand seinen vollen Beifall!

Während des Prozesses des Königs befand sich Reubel mit Merlin von Thionville als Abgeordneter des Konvents bei der Rheinarmee unter General Cüstine und wurde mit derselben in Mainz eingeschlossen. Im Oktober 1792 war nämlich der französische General Cüstine mit einem Korps in die Rheingegenden eingefallen, und hatte sich bei der Zwietracht und Ohnmacht der kleineren deutschen Fürsten mit leichter Mühe der Städte Speyer, Worms und Mainz bemächtigt; auch hatte er Frankfurt besetzt und gebrandschatzt. Die lebhafte und genußsüchtige Bürgerschaft von Mainz, von ihrem Kurfürsten, von den Domherren und vom Adel verlassen, wurde leicht zum Anschluß an Frankreich und zur Errichtung einer republikanischen Verfassung und eines Jakobinerklubs bewogen, als die hilflose und schlechtbefestigte Stadt von dem mutlosen Festungskommandanten Gymmich und dem Oberstlieutenant Eickemeyer, einem talentvollen Manne aus bürgerlichem Stande, der den neuen Freiheitsideen zugethan war, den Franzosen vertragsweise übergeben worden war. Unter den „Klubisten von Mainz“ befand sich

Georg Forster, der Weltumsegler, ein Mann von hochfliegendem kosmopolitischem Geiste und beseelt für die Idee der Freiheit.

Von Mainz aus machte Cüstine Streifzüge über den Rhein und brandschatzte die Gegenden in der Wetterau und an der Lahn, bis er durch die Tapferkeit der hessischen Truppen vor den Thoren Frankfurts eine Niederlage erlitt, die ihn nötigte, sich auf Mainz und Kassel zu beschränken.

In der Stadt Mainz selbst, wo im kurfürstlichen Schlosse die sehr gemischte Gesellschaft, der „Freunde der Freiheit und Gleichheit“ sich aufthat, fand unter der Einwirkung der „Klubisten“ und auf Anregung des Volksrepräsentanten Reubel, welcher besser als sein Kollege Merlin der deutschen Sprache mächtig war, das französische Wesen und die republikanische Gesinnung viele Anhänger, so wenig auch die neuen Gebieter die Grundsätze von Freiheit und Volkssouveränetät achteten, sondern das Land vielmehr als eroberte Provinz behandelten. Doch fanden sich merkwürdigerweise die Anhänger der Republik mehr in den Reihen der Gebildeten, als in jenen des Volks. Am 21. März 1793 faßte der Jakobinerklub in Mainz, wohl meist auf Reubels Einwirkung, den Beschluß: „daß das rheinisch-deutsche „freie (!) Volk die Einverleibung in die französische Republik wolle und „eine Deputation abgesandt werden solle, um diesen Wunsch dem „fränkischen Nationalkonvent vorzutragen.“ An der Spitze dieser Deputation standen Georg Forster und Adam Lux. Sie sahen beide die Heimat nicht wieder. Der letztere blutete noch in demselben Jahre (1793) auf der Guillotine, als er seine hohe Bewunderung für Charlotte Corday öffentlich kund gab, und Georg Forster im Januar 1794 am gebrochenen Herzen in Paris, getäuscht in seinen schönsten Hoffnungen und voll Unwillen über die namenlosen Gräuel, die er vor seinen Augen sich entwickeln sah.

Mittlerweile hatten preußische und österreichische Truppen Mainz von allen Seiten eingeschlossen. Die Belagerten, welche die verfallenen Festungswerke wieder in guten Stand gesetzt hatten, verteidigten sich mit großem Mute, mußten aber zuletzt, von Hungersnot gedrängt, die Stadt den Preußen am 22. Juni 1793 vertragsweise übergeben. Sie durften mit ihren Waffen und Feldzeichen abziehen; Goethe hat

den Auszug der „Mayençais“, an deren Spitze die Volksrepräsentanten Reubel und Merlin von Thionville, sowie die Generale Cüstine und Kleber ritten, auf dramatische Weise beschrieben. Die französische Garnison hatte das Versprechen abgeben müssen, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, eine Bedingung, die dadurch ihre Bedeutung verlor, daß die Besatzung nunmehr unter General Kleber nach der Vendée zog, um dort den Aufstand zu bekämpfen. Die Uebergabe von Mainz kostete dem General Beauharnais, der zu spät zum Entsatz gekommen war, das Leben. Auch Cüstine, trotz der ehrenfesten Zeugnisse, die ihm Reubel und Kleber gaben, wurde vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt und starb auf dem Blutgerüst.

Die deutschen Freiheitsmänner in Mainz, für welche die Franzosen keine Begnadigung zu erwirken vermochten, büßten größtenteils ihren republikanischen Traum mit mehrjähriger Haft und Verlust ihrer Habe.

Als Reubel nach der Uebergabe von Mainz nach Paris zurückkehrte, mußte er vor dem Nationalkonvent am 4. August 1793 sich wider die Anklage von Uebervortheilungen und Gelderpressungen, die man gegen ihn erhob, verteidigen. Er that dies, nach dem Geschichtschreiber Thiers, mit Festigkeit und Ueberzeugung. Wenn gleich Thiers ihn als vollkommenen Biedermann darstellt, so gibt er doch zu, daß Reubel zur Habsucht und zum Geiz geneigt war und sein persönliches Vermögen stets zu vermehren suchte, weshalb er auch beständig mit Geschäftsleuten verkehrte, was ihn bei Vielen verdächtig machte. Reubel blieb übrigens nicht lange in Paris, sondern begleitete die „Mayençais“, denen er treu anhing, an die Ufer der Loire und machte den blutigen Krieg der Vendée mit; er unterzog sich wie der letzte Soldat allen Strapazen und Entbehrungen des Feldzugs. Durch seine Entfernung von der Hauptstadt blieb er den Reibungen und Streitigkeiten zwischen der Pariser Kommune und dem Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) fern. Er schloß sich grundsätzlich an keine der um die Herrschaft ringenden Parteien an; doch war er gegen die Terroristen.

Nach dem Sturze von Robespierre, am 9. Thermidor, erklärte

sich Reubel unumwunden gegen die Partei der Jakobiner und drang mit aller Entschiedenheit darauf, daß sie von der Regierung ausgeschlossen würden; er setzte es auch durch, daß der Jakobinerklub in Paris geschlossen wurde.

Die Thermidorianer beriefen ihn nach einander in das Comité der öffentlichen Sicherheit (comité de sûreté publique), in dasjenige des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses (comité de salut public) und erwählten ihn endlich (Dezember 1794) zum Präsidenten des Nationalkonvents. Auf seinen Vorschlag beschloß der Konvent durch Dekret vom 17. April 1795 den Verkauf der Emigrantengüter auf dem Wege der Lotterieverlosung.

Reubel hatte ein besonderes Geschick für diplomatische Unterhandlungen; er nahm einen hervorragenden Anteil am Vertrage von Haag, welchen Frankreich mit Holland abschloß, und am Friedensschluß von Basel (17. Mai 1795), durch welchen der Krieg zwischen Preußen und Frankreich beendigt wurde.

Im September 1795 trat Reubel in den Rat der Fünfhundert ein, bei welchem er, als die Büreaus konstituiert wurden, das Amt eines Sekretärs übernahm.

Am 10. Brumaire (1. November) desselben Jahres wurde Reubel durch den Rat der Alten als einer der fünf Mitglieder des Direktoriums der Republik (Directoire exécutif) bezeichnet. Seine umfassende Rechtskenntnis sowie die große Erfahrung, die er sich als Mitglied des gesetzgebenden Körpers und im Auslande erworben hatte, machten ihn zu einem wertvollen Staatsmanne; was ihm aber bei Vielen schadete, war sein Freiheitsmut, der bis zur Rücksichtslosigkeit ging, und seine derbe Sprache. Er besorgte hauptsächlich das auswärtige Departement, und Frankreichs Interessen gingen ihm über Alles. Reubel war ein warmer und aufrichtiger Republikaner; er war allen Extremen abhold, darum fand er eine tiefe Abneigung gegen seine Kollegen Carnot und Barras; jenen mochte er nicht leiden, weil er ein Montagnard war, diesen als Dantonisten; Reubel selbst gehörte, seiner politischen Richtung nach, der gemäßigten Partei des Nationalkonvents an.

Reubel blieb Mitglied des Direktoriums bis zum Jahre 1799,

wo ihn der Abbé Sieyès ersetzte. Er wurde zwar nochmals in den Rath der Fünfhundert, sowie in den der Alten erwählt; allein er hatte von da an so viel Feinde und Verleumder, die seine frühere Geschäftsführung und politische Thätigkeit angriffen, daß er beschloß, sich vom öffentlichen Schauplatze ganz zurückzuziehen. Als nach dem 18. Brumaire Bonaparte zum ersten Konsul erhoben wurde, bot dieser ihm eine höhere Stelle an; Reubel schlug sie mit den stolzen Worten ab: „Ich kann sie nicht annehmen, denn ich liebe Sie nicht, weil „Sie als Herr und Meister auftreten, und ich kein Freund der „Tyrannei bin."

Johann Reubel zog sich nach seiner Vaterstadt Colmar zurück und hielt sich von nun an fern vom öffentlichen Leben. Er wurde bald von seinen Mitbürgern vergessen und verlebte die letzten Jahre seines Lebens ganz unbeachtet. Er verarmte auch allmälig, weil seine Söhne ein ausschweifendes Leben führten und das väterliche Vermögen vergeudeten. Reubel starb zu Colmar in seinem 62. Jahre am 23. November 1807. In seinem bewegten Leben spiegelt sich die ereignisvolle große Zeit der französischen Revolution und der Neugestaltung Frankreichs, an welcher Reubel einen so hervorragenden Anteil nahm, um dann vom politischen Schauplatz zu verschwinden und vergessen von der Mitwelt, beim Anbruch einer neuen Ära ein trauriges Dasein zu fristen, von den Erinnerungen einer großen Vergangenheit lebend.

XI.

Ein elsässischer Landedelmann

während der Revolutionszeit.

Leben und Schicksale des Barons Ludwig von Gayling.

Es ist eine auffallende geschichtliche Erscheinung, daß im Elsaß so wenige adelige Geschlechter sich erhalten haben. Von den vielen Adelsfamilien, welche einst im Lande blühten, sind beinahe nur vier alt-elsässische, nämlich: die Barone Zorn von Bulach auf Schloß Osthausen im Unter-Elsaß, von Schauenburg in Geudertheim bei Brumath, Hesso von Steinach in Hirtzbach bei Altkirch im Sundgau und von Müllenheim-Rechberg in Straßburg übrig geblieben. Und doch zählte vormals der elsässische Adelsbaum zahlreiche Äste und Zweige. Der Ursachen des Verschwindens des elsässischen Adels aus dem Lande sind mehrere; wir wollen hier nur eine hervorheben: die große Staatsumwälzung von 1789 und deren Folgen.

Als die Sturm- und Drangperiode der französischen Revolution ausbrach und die Privilegien des Adels in Frankreich mit einem Male

aufgehoben wurden, da emigrierten die meisten unter-elsässischen Edelleute nach Deutschland und ließen sich namentlich in Baden nieder; von dort verzweigten sich einige nach Bayern und Österreich. Merkwürdig und charakteristisch ist der Umstand, daß bis auf den heutigen Tag Zweige des elsässischen Adels in diesen Ländern sich erhalten haben und daß manche blutsverwandte und gleichnamige Vettern wie die Andlau, die Wimpfen, die Müllenheim, die Berkheim, die Türckheim, die Waldner von Freundstein u. a., teils die französische, teils die preußische oder auch die österreichische, bayrische und badische Uniform tragen.

Es ist jedenfalls, im Interesse der materiellen und geistigen Entwicklung des Elsaß, zu beklagen, daß die große staatliche Umwälzung in Frankreich die vornehmsten und angesehensten Familien des Landes zur Auswanderung gezwungen hat. Andere Länder rechneten es sich zur Ehre und zum Gewinn an, die adeligen Emigranten aufzunehmen, welche ihnen einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs von Bildung, feiner Gesittung, edler Denkart, Vermögen, Einfluß und Ansehen zubrachten. An einem Lande besonders, dem Großherzogthum Baden, dessen Anfänge in die ersten Jahre dieses Säkulums hinaufreichen, ist dies ersichtlich. Sind es doch hauptsächlich fünf elsässische Edelleute gewesen, nämlich: die Freiherren von Andlau, von Berkheim, von Berstett, von Gayling von Altheim und von Türckheim, mit deren Mitwirkung der „Große Markgraf“ Karl Friedrich sein neu ins Leben gerufenes Großherzogtum begründet und befestigt hat! Die Namen dieser fünf Elsässer nehmen daher mit Recht eine Ehrenstelle in der badischen Geschichte ein. Von dem Bruder eines derselben, des badischen Ministers Christian Heinrich von Gayling und von dessen Erlebnissen im Elsaß während der Revolutionszeit, möchten wir nach seinen eigenhändigen Aufzeichnungen, die uns durch die Liebenswürdigkeit von dessen Großneffen des Barons Karl Stephan von Gayling von Altheim zu Freiburg i. Br. mitgeteilt worden sind, dem Leser Näheres berichten.

Ludwig Wilhelm Friedrich, Freiherr von Gayling von Altheim, wurde geboren im Schlosse des Dorfes Bueßweiler unweit des Hanauisch-Lichtenbergischen (seit 1736 fürstlich Hessen-Darmstädtischen)

Haupt- und Residenzstädtchens Buchsweiler im Unter-Elsaß den 8. September 1740. Seine Eltern waren: Friedrich Jakob Gayling von Altheim, Rittmeister bei dem königl. französischen Leibregiment der polnischen Garde zu Pferd (später bei dem Kavallerie-Regiment Royal-Allemand) und Auguste Eleonore, Freiin von Döben.

In seinen Aufzeichnungen schreibt der Baron von Gayling über seine Kindheit und Jugendjahre Folgendes:

„Ich wurde getauft den 11. September zu Bueßweyler. Meine „Pathen waren außer Verwandten J. D. (Ihre Durchlauchten) der „Regierende Fürst von Nassau-Saarbrücken-Biebrich und 3 Prinzes- „sinen von Hessen-Darmstadt.

„Durch die große Sorgfalt meiner seel. Eltern wurde ich zuerst „zu Bueßweyler und später in Straßburg bei meinem Oncle, Christ. „Heinrich Gayling von Altheim, Pfalz-Zweibrückischer Wirkl. Geh. „Rat erzogen. In meinem 15. Jahre ward ich zu Bueßweyler in der „Evangelisch-lutherischen Religion confirmirt. Den 1. Oktober 1755 „wurde ich als Sous-aide Major im französischen Cavalerie-Regiment „Nassau-Saarbrücken angestellt und machte 1756 die Schlacht bei „Hastenbeck und alle übrigen Affairen, welche bei unserer Armee vor- „gefallen, mit. Den 1. Mai 1757 erhielt ich eine eigene Compagnie „und wurde zugleich Escadrons-Commandant der Leib-Escadron des „Hochlöbl. Regiments Nassau-Saarbrücken legere. In welcher Stel- „lung ich den ganzen Siebenjährigen Krieg mitfocht.

„Durch Sne Durchlaucht den Herzog von Broglio wurde ich be- „sonders employiert, so daß ich 2 Compagnien, meistens Freiwilliger, „zu commandiren hatte, auch bei den Wintercampagnen von 1760 und „1761 als Commandant wie vorerst, employiert wurde, bei welchen „Gelegenheiten ich so glücklich war, dem Feinde großen Abbruch zu „thun und mich dadurch der Wohlgewogenheit meiner Herren Cheffs „(sic) würdig zu machen.

„Anno 1765 quittirte ich die französischen Dienste, weil mein Herr „Patron Seine Durchlaucht der Herr Erbprinz von Hessen-Darmstadt, „nachdem sie mich schon früher zu dero Hofjunker zu ernennen die Gnade „gehabt, mich zu Ihrem wirklichen Obristen der Garde zu Pferd und

„Oberforstmeister in den sämmtlichen Hanau-Lichtenbergischen Landen:
„anno 1768 aber zum Jägermeister beförderte.

„Nach erfolgtem Absterben meines Herrn Vaters quittirte ich „diesen Dienst und erhielt zum Beweise der Gnade meines Durchl. „Fürsten sein lebtägiges Kammerlehen von 400 fl. (Gulden). Nun „widmete ich mich ganz allein meinen Familienangelegenheiten und der „Landwirthschaft, wodurch mir schmeicheln darf, zu dem Wohle meiner „Landsleute und Unterthanen viel beigetragen zu haben.

„Anno 1778 ersuchte mich S. D. der regierende Herr Herzog Carl „von Zweibrücken wegen dem Zeugnisse so Höchstderselbe von dem „Herrn Herzog von Broglio in Anführung meiner militärischen Kennt- „nisse eingezogen hatte, das Commando der Gardes zu Pferd zu über- „nehmen. Ich wurde zu dessen Kammerherrn und Obristen mit der „Zusicherung ernannt, daß wenn derselbe Churfürst würde, er mich zum „General ernennen und mir die Gardes als Regiment belassen würde.

„Anno 1786 wurde ich als Gesandter bei dem Tode Friedrichs „des Großen nach Berlin geschickt, um dem neuen König Friedrich „Wilhelm zu gratuliren und verblieb längere Zeit da, um geheime „Aufträge zu besorgen. Anno 1788 wurde ich mit weiteren Aufträgen „wieder nach Berlin geschickt und zwar als Gesandter, nicht nur durch „meinen gnädigen Herrn, sondern auch mit Aufträgen der sämmtlichen „Herren Agnaten. Ich verblieb 6 Monate allda und hatte das Glück „meine Aufträge zur vollkommenen Zufriedenheit zu beendigen. So „daß der Churfürst von der Pfalz mich mit dem Löwen-Orden be- „gnadigte und mein gnädiger Herzog mich zum Wirklichen Geheimen „Rath ernannte."

Nach dem Tode seines Vaters war der Baron Ludwig von Gayling Majoratsherr der Güter im Elsaß geworden; er besaß dort drei Schlös- ser, dasjenige von Bueßweiler, das von Niedermodern bei Pfaffen- hofen und die Wasenburg bei Niederbronn. Er war Herr zu Bueß- weiler, Breuschwickersheim und Zutzendorf und Mitglied der k. k. Reichsritterschaft in den Kantonen Elsaß und Ortenau.

Bei dem Ausbruch der französischen Revolution, welcher Gayling, wie viele seiner Standesgenossen, wenn sie in geordneten Bahnen und in wahrem fortschrittlichen Sinne sich bewegt und vollzogen hätte,

nicht feindlich gegenüberstand, wählten ihn die Einwohner des Hagenauer Distrikts wegen seiner Kenntnisse in bürgerlichen Angelegenheiten zu ihrem Präsidenten. Er bekleidete dieses Ehrenamt drei Jahre lang mit großer Uneigennützigkeit und opferte dabei jährlich ungefähr 6000 Gulden, um Ruhe und Ordnung im Distrikt zu erhalten, was ihm auch gelang.

Ein schönes Zeugnis seiner Menschenfreundlichkeit und Beliebtheit bei dem Volke legt ein Lorbeerkranz ab, den er einst bei einem feierlichen Anlaß erhielt. Auf einem in seinen Papieren befindlichen Zettel hat Ludwig von Gayling eigenhändig folgende Note geschrieben, die wir hier wiedergeben:

„Dieser Lorber-Kranz (sic) ist mir durch die Töchterlein der „Beiden Bertrant und Heuschen“[1]) den 27. Februar 1791 in der „Kirche zu Bueßweyler überreicht worden (2. Jahr der Freiheit) als „durch mein Zureden und Vermittelung die seit 18 Monaten unter der „dasigen Bürgerschaft geherrschten Uneinigkeiten beigelegt und gänzlicher „Friede gemacht wurde. Zu meinem immerwährenden Gedächtnuß „wurde eine Pyramide in dem sogenannten Mappbruch errichtet, „worauf die Geschichte verzeichnet steht. Bei welcher Gelegenheit ich „der Bürgerschaft gesagt, daß solchen (Lorber-Kranz) ich mit in mein „Grab nehmen wolle. Bei gleicher Gelegenheit erhielt ich von den „Hahnhoffer Frauen[2]) ein Bouquet und von 40 Frauen von Bueß-„weyler ein Carmen als Present.“

Nach den Ereignissen des 10. August 1792 in der französischen Hauptstadt, wo der Tuilerienpalast von dem wütenden Pöbel erstürmt und der unglückliche König Ludwig XVI. als Gefangener mit seiner Familie in den Temple abgeführt wurde, ward auch Gayling seines Präsidentenamts entsetzt und nach Straßburg in das bischöfliche Seminar eingesperrt, wo er noch viele Leidensgenossen fand. Er stand im Verdacht um die Flucht des Königs nach Varennes gewußt und den geheimen Auftrag gehabt zu haben, demselben über den Rhein zu

---

[1]) Die Nachkommen beider Fabrikantenfamilien existieren noch heute in Bischweiler.

[2]) Hanhofen ist ein Dorf, das unmittelbar an die Stadt Bischweiler gränzt.

helfen. Doch die Vorsehung waltete über Gayling und aus Mangel an genügenden Beweisen wurde er Ende Juni 1793 aus dem Gefängnis entlassen. Von diesem Augenblick an konnte er sich aber nicht mehr sicher fühlen, denn die republikanischen Machthaber in Straßburg sahen ihn als einen Verdächtigen an und in den Klubs wurde wiederholt seine Hinrichtung mit Ungestüm verlangt. Er zog sich daher nach seinem Schlosse zu Bueßweiler zurück, um in Abgeschiedenheit von allem politischen Treiben zu leben, allein auch da genoß er nicht lange der ersehnten Ruhe.

Die Kriegsereignisse zogen sich immer mehr an die Rheinufer zu und das Elsaß wurde der blutige Schauplatz derselben. Am 27. Juli 1793 zwang der österreichische General Graf Wurmser, bekanntlich ein geborner Straßburger, die Franzosen ihre Stellung bei Germersheim aufzugeben. Am 20. August wurde der General Saint Hilaire, der französische Oberbefehlshaber im Gefecht getötet. Den 21. zogen sich die Franzosen hinter die berühmten „Weißenburger Linien“ zurück, welche sich von Weißenburg an bis nach Lauterburg, also vom Gebirg bis an den Rhein erstreckten. Am 12. September fanden bedeutende Treffen bei Schaidt und Hagenbach statt.

Am 13. Oktober 1793 geschah endlich der Hauptangriff der Alliirten auf die bisher für unüberwindlich gehaltenen Weißenburger Linien. Der Herzog von Braunschweig umging dieselben oberhalb Weißenburg mit den Preußen. Der k. k. Feldmarschallieutenant Prinz von Waldeck setzte sich mit einem österreichischen Corps bei Plittersdorf in Bewegung und überschritt den Rhein. Die Avantgarde desselben bildete das ungarische Szekler Husaren-Regiment. Nach der Landung trieben die Husaren die Franzosen aus dem Buschwerke in's Freie und griffen dieselben mit dem Säbel in der Faust an. Unter heftigem Feuer setzte der Oberstlieutenant Radeck mit zwei Eskadrons über den zweiten Rheinarm; jeder Husar nahm einen Rotmäntler hinter sich auf das Pferd. Das österreichische Corps folgte den Husaren, vertrieb die Franzosen und nahm Lauterburg ein. Während dessen hatte General Graf von Wurmser die Position in der Front angegriffen. Die Franzosen verteidigten dieselbe lebhaft, aber an beiden Flanken umgangen, traten sie gegen

Mittag ihren Rückzug über Hagenau nach Straßburg an, mit Verlust von 26 Kanonen, einer Kriegskasse und 40 Wagen. Sie ließen ihre Verwundeten und viele Gefangene in der Gewalt des Feindes zurück.

Die französische Armee zog sich hinauf bis an die Moder zurück. Ihr Centrum stand bei Hagenau, der rechte Flügel lehnte sich an Druſenheim und der linke dehnte sich bis an das Jägerthal bei Reichshofen aus; allein auch diese Stellung schien nicht mehr haltbar und am 15. Oktober zogen sich die republikanischen Truppen bis an die Zorn und später sogar hinter die Sufel unter die Mauern von Straßburg zurück.

General Wurmser beutete seinen Sieg nicht aus; auch waren zwischen ihm und dem Herzog von Braunschweig Mißhelligkeiten ausgebrochen. Doch war seine Absicht die, sich der festen Plätze im Elsaß zu bemächtigen. Die Festung Fort-Louis, in welcher das schöne dritte Bataillon der Straßburger Volontärs lag, das aus den Söhnen der angesehensten Familien bestand, unter andern diente auch in demselben ein Sohn des Straßburger Maires Friedrich von Dietrich, fiel nach kurzer Belagerung in die Hände des österreichischen Generals Bauer. Die Garnison (3000 Mann) wurde als kriegsgefangen nach Ungarn abgeführt, doch erhielt eine Anzahl Straßburger Studenten, namentlich Theologen, die Erlaubnis ihre Studien in Erlangen fortsetzen zu dürfen.

Am 28. Oktober rückten die Österreicher in Hagenau ein, wohin Wurmser sein Hauptquartier verlegte. Der größte Theil der Bürgerschaft, welche der Jakobinerherrschaft überdrüssig war, empfing die Österreicher als Befreier. Man sehnte sich allgemein wieder nach geordneten Zuständen. Das Volk im Elsaß war meist konservativ und monarchisch gesinnt und hatte an dem wilden Treiben der Schreckensmänner keine Freude. Als das Condésche Emigrantencorps einige Tage später in die Stadt einzog, war die Befriedigung noch größer, denn viele Bekannte trafen sich wieder; einige junge Leute aus Hagenau und Umgegend nahmen selbst Dienste in diesem Corps und zogen die weiße Kokarde der dreifarbigen vor.

Eine merkwürdige Umwandlung vollzog sich in der Stadt, während der kurzen Zeit der österreichischen Okkupation. Ihr Anblick er-

innerte wieder an die alten Zeiten. Beide Pfarrkirchen von Hagenau wurden wieder dem Gottesdienste übergeben. Die alte Tracht mit den Allonge-Perrücken kam aufs Neue zum Vorschein. In den Straßen wimmelte es von Emigranten; auch bekam man Personen zu Gesicht, welche man schon lange vermißt hatte. Hagenau war ein kleines Coblenz geworden und die Gewalthaber in Straßburg nannten die Stadt den Mittelpunkt der Gegenrevolution (contre-révolution) im Elsaß.

Der Baron von Gayling, der frühere Distriktspräsident von Hagenau kam auch etliche Male von seinem Schlosse Bueßweiler herüber nach Hagenau geritten, doch hielt er sich von dem dortigen Treiben fern, denn er traute dem Frieden nicht und mit Recht, denn alle Anzeichen deuteten auf drohende nahe Kriegswetter hin.

Zwei ausgezeichnete junge Generäle, Pichegru und Hoche, wurden an die Spitze der französischen Rhein- und Moselarme gestellt und operierten bald gemeinsam und mit gleichem Glück. Zwei Konventsmitglieder, die Volksrepräsentanten Saint Just und Lebas standen ihnen zur Seite und feuerten ihren Mut und Eifer unabläßig an.

Bald nahmen auch die Kriegsereignisse eine andere Wendung. Statt der ruhigen Winterquartiere, die Wurmser zu genießen hoffte, mußten seine Truppen täglich kämpfen. Sie nahmen eine konzentrische Stellung längs der Moder- und Zinselufer ein, wo die Österreicher 32 Redouten mit Verhauen, pallisadiert und mit Geschützen versehen bezogen. Diese starken Verschanzungen dehnten sich von Drusenheim über Bischweiler, Marienthal und Hagenau bis nach Reichshofen und Wörth, ja bis nach Lembach aus.

Am 18. November ergriffen die Franzosen die Offensive und von diesem Tage ab fanden beständige Angriffe und Vorpostengefechte statt, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Die unerwarteten Vorteile und die kühnen Bewegungen der vereinigten Rhein- und Moselarmee bewogen den Grafen Wurmser seine bisherigen Stellungen längs der Moder aufzugeben und sich unterhalb des Hagenauer Forstes zurückzuziehen. In Folge dessen wurden Drusenheim, Bischweiler, Marienthal und Gundershofen geräumt. Die nach Hagenau zurückgekehrten Emigranten fingen an, ernste Befürchtungen zu hegen

und viele unter ihnen schickten sich aufs neue an, den Wanderstab zu ergreifen und die Heimat zu verlassen. Am 24. Dezember wurden die in Hagenau postierten Österreicher durch den Vortrab der Franzosen angegriffen und nach einem mehrstündigen heftigen Gefecht aus der Stadt vertrieben.

Der Rückzug der Österreicher fand in einer unbeschreiblichen Verwirrung statt. F. Klélé in seinem vortrefflichen Buche: „Hagenau zur Zeit der Revolution" entwirft ein schauriges Bild von den Jammerscenen, die in der Christnacht des unheilvollen Jahres 1793 im Hagenauer Forste sich abspielten. Zahlreiche Edelleute, Geistliche, Emigrierte, vornehme Bürger und schlichte Landleute, starke Männer, zarte Weiber und jammernde Kinder, schwache Greise, Alles stürzte in namenloser Angst dem rettenden Forste zu.

Pichegru hielt noch an demselben Tage seinen Einzug in Hagenau, wo er sein Hauptquartier aufschlug und die Repressalien gegen die „Aristokraten und Royalisten" alsobald begannen. Die französische Kavallerie ritt in den Forst hinein und machte dort viele Gefangene. In der kalten und finstern Nacht vom 24. auf den 25. Dezember (der heiligen Christnacht) waren alle nach dem Rhein führenden Straßen mit zahllosen Flüchtlingen aus Hagenau und den umliegenden Ortschaften bedeckt. Viele unter ihnen, die sich verspätet hatten, wurden theils niedergeritten und verletzt, theils gefangen nach Hagenau zurückgebracht.

So, um nur zwei Beispiele anzuführen, flüchtete der todtkranke junge Priester Bernhardin Saglio aus Hagenau, in Begleitung seiner Mutter, dem Rheine zu. In der Mitternachtsstunde fiel er todtmüde unter einer Eiche nieder und gab in den Armen seiner jammernden Mutter den Geist auf. Ein Hagenauer Bürger Namens Karl Bindner, der auch fliehen wollte, wurde im Forste gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und später hingerichtet. Doch wir wollen den Schleier über diese Jammerscenen ziehen, von denen noch lange die Alten in den Ortschaften des Forstes ihren Kindern und Enkeln erzählten. Daß die Panik eine entsetzliche muß gewesen sein, geht aus dem Umstande hervor, daß über die Hälfte der Bewohner des

Distrikts über den Rhein flohen und in keinem elsässischen Bezirk die Zahl der Emigranten eine so große war wie im Hagenauer.

Wurmser zog sich mit der österreichischen Armee bis an die Lauter und Queich zurück und ging zuletzt wieder über den Rhein. Ende Dezember hatte die Arrieregarde der Österreicher, welche aus dem schon mehrmals genannten ungarischen Regiment der Szekler Husaren bestand, am Gaisberg bei Weißenburg mit den nachfolgenden Franzosen noch einmal ein Gefecht zu bestehen und warf dieselben nachdrücklich zurück, so daß es seinen Rückzug unbehelligt bewerkstelligen konnte. Das war die letzte Waffenthat der Österreicher im Elsaß. Die Szekler Husaren, die letzten Soldaten des Heeres, passierten am 29. Dezember 1793 die Rheinbrücke bei Philippsburg.

Auch der Baron von Gayling hatte sich rechtzeitig, wenn auch in aller Eile, über den Rhein geflüchtet. Er war am 20. Dezember durch einen Freund aus Straßburg gewarnt worden, daß er schleunig die Flucht ergreifen sollte. Seine Verwandtschaft mit Graf Wurmser war den Jakobinern verdächtig. Kaum hatte er den Brief erhalten, als er, den Ernst der Lage erkennend, einen jungen Burschen mit Namen Gangloff (die Familie existiert noch in Niedermodern), der als Reitknecht bei ihm diente, herbeirief und ihm befahl, er solle schnell zwei Pferde satteln. Er schlug hierauf mit demselben die Richtung nach dem Rheine ein und erreichte glücklich das badische Ufer. Von dort begab er sich nach Karlsruhe. Dieser Gangloff blieb in seinen Diensten bis zu des Barons von Gayling Tod, worauf er in diejenigen des großherzoglichen Hauses übertrat. Er war noch im Jahre 1846 Leibkutscher der Frau Großherzogin Stephanie von Baden.

Über seine Flucht schreibt der Baron von Gayling in seinen Aufzeichnungen Folgendes:

„Als die Deutschen ihre Stellungen verließen, wurde ich genöthigt, in aller Eile meine schönen Besitzungen zu verlassen, denn „hätte ich selbes nicht gethan, so wäre ich in meinem Schlosse zu „Bueßweyler guillotiniert worden, da man den Tag nach dem Rückzuge der Deutschen die Schreckensmaschine (Guillotine) in meinen „Hof brachte.

„Ich kam den andern Tag (21. Dezember) bei meinem Bruder

„in Karlsruhe an und da mein gnädigster Herr Herzog, welcher „ebenfalls seine Länder verlassen mußte, nach Mannheim zog, wo „derselbe 1795 verstarb, so verblieb ich bis 1796 in Karlsruhe, bis „der dortige Hof, wegen dem Übergange der Franzosen über den „Rhein, genötigt wurde nach Anspach zu flüchten, ich also mit der „Familie meines Bruders ebenfalls dahin kam und allda die Bekannt„schaft Sr. D. des Fürsten von Ottingen machte,[1]) bei welcher Ge„legenheit selbiger die Gnade hatte Ende 1796 mich zu Dero Geheimen „Rath und Kammerpräsidenten zu ernennen, in welcher Stellung ich bis „1799 verblieb. 1800 erhielt ich mit Beibehalt meines Ranges bei Hofe „aus besonderer Wohlgewogenheit das erledigte Ober-Amt Neresheim.

„Bei dem Einfalle der Franzosen Anno 1803 in hiesigem Lande „wurde ich als Gesandter in das französische Hauptquartier geschickt „und schmeichle mir daselbst dem Lande einflußreiche Dienste geleistet „zu haben. So wie solches die in meinen Akten befindlichen gnädigen „Schreiben meines Herrn beweisen."

Der Baron von Gayling erhielt in der letzten Zeit seines Lebens durch die Huld seines Landesfürsten das erledigte Ober-Amt Aller-heim, wo er sich bald durch Gerechtigkeitsliebe, Leutseligkeit und Eifer die Zuneigung aller seiner Untergebenen erwarb.

Seit Anfang des Jahres 1804 verspürte der alternde Freiherr nach Rückkunft von einer längeren Reise starke rheumatische Schmerzen, die trotz aller ärztlichen Hülfe nicht weichen wollten.

Im Sommer konnte er zwar wieder ausgehen. Noch am letzten Tage seines Lebens, einem Sonntage, wohnte er dem Gottesdienste bei und äußerte nach demselben: „So Gott will, so wolle er den folgenden Tag auf sein Ober-Amt gehen." Den ganzen Tag war er munter und thätig bis um acht Uhr Abends. Da, als er sich eben wollte auskleiden lassen, versank er plötzlich in den Todesschlaf, zur unbeschreiblichen Erschütterung der Seinigen und Aller, die den edlen Mann gekannt hatten. Er hatte ein Alter von nahezu 64 Jahren erreicht und sein Leben war ein reich bewegtes, aber auch ein reich ausgefülltes.

---

[1]) Fürst Ernst von Öttingen-Wallerstein und Hohen-Balderen.

Der Baron Ludwig von Gayling hatte zwei Brüder, die beide auch noch im Elsaß geboren waren, den badischen Minister und Kammerpräsidenten Christian Heinrich von Gayling und den Pfalz-Zweibrückischen Geheimen Rath und Ober-Hofmarschall Jakob Gayling von Altheim.

Von den beiden Gaylingschen Schlössern im Elsaß ist keine Spur mehr vorhanden. In Bueßweiler besteht noch in einem der früheren herrschaftlichen Nebengebäude eine Wirtschaft, die als schwache Erinnerung an die alte Zeit: „Zum Schlössel“ heißt. In Niedermodern ist das ehemalige Schloß längst nicht mehr vorhanden; auf einer Wiese in unmittelbarer Nähe der sog. „Krebsmühle“ (von einem früheren Besitzer Krebs also geheißen) ist die Stätte, wo einst ein edles Geschlecht wohnte. Im Volksmunde wird diese Wiese noch heute „Gälings Garten“ geheißen.

Der Name des letzten elsässischen Freiherrn, der dem alten Geschlechte der Gayling von Altheim angehörte, verdient aber der Vergessenheit entrissen zu werden und auch im Elsaß in gutem Andenken zu bleiben.

XII.

Ein Stiller im Lande.

Der Kaufmann Kaspar Wegelin.

Zu Anfang der Revolutionszeit kam ein junger Schweizer nach Straßburg, der daselbst sich niederließ und bald darauf eine Tochter aus guter Bürgersfamilie heiratete. Es war dies der seiner Zeit viel genannte und in christlichen Kreisen als Freund Jung Stillings und der Frau von Krüdener, deren Ideen er teilte, wohl bekannte Kaspar Wegelin. Er war geboren in der Stadt St. Gallen den 18. April 1766. Sein Vater David Wegelin, Besitzer des Hauses: „Zum Schwan“ in St. Gallen, war Kaufmann und später Gerichtsstatthalter. Er hatte eine äußerst zahlreiche Nachkommenschaft, 18 Kinder. Kaspar besuchte die städtischen Schulanstalten und sollte nach seines Vaters Wunsch dem kaufmännischen Beruf sich widmen. Er erlernte wirklich den Handel, doch nach seiner Lehrzeit wollte er sich in der Welt umsehen und ging nach Frankreich. Dort standen bekanntlich bis zum Jahre 1792 eine Anzahl Schweizerregimenter im Solde der Bourbonenkönige. Kaspar Wegelin trat in eines derselben, in das Regiment de Vigier als Offizier ein und war einige Jahre im nördlichen Frankreich in Garnison.

Als in der lothringischen Hauptstadt Nancy im August 1790 der bekannte Militäraufstand ausbrach, der in der Revolutionsgeschichte unter dem Namen: „Affaire de Nancy“ bekannt ist, wurden einige dem König Ludwig XVI. und der französischen Nationalversammlung treu gebliebene Schweizerregimenter dahin abgesandt, um denselben zu dämpfen. Dies gelang auch wirklich, allein nicht ohne heißen Kampf und mörderische Straßengefechte, in welchen viel Blut vergossen wurde. Wegelin schrieb darüber an seine Familie unterm Datum vom 1. September 1790:

„Wir haben soeben einen entsetzlichen Kampf, eine furchtbare „Schlacht geliefert, in welcher wir sehr viele Leute verloren haben. „Sechs Offiziere unsers Regiments wurden getödtet, zehn sind ver„wundet. Was mich betrifft, so hat mich die göttliche Vorsehung „wunderbar bewahrt; ich habe Gott sei Dank keine Wunde empfangen, „aber mein Hut ist von zwei Kugeln durchbohrt worden. Ich schreibe „Euch vom Schlachtfelde aus, um Euch zu beruhigen; von allen „Seiten werden die Verwundeten und die Todten aufgehoben; die „näheren Einzelheiten folgen in meinem nächsten Schreiben. Unsere „ältesten Offiziere sagen, daß sie nie ein solches Gemetzel erlebt haben. „Die Garnison [1]) und ein Theil der Nationalgarde stellten sich, als „wollten sie keinen Widerstand leisten und die Stadt verlassen; in „Wirklichkeit aber hatte sich der größte Theil der aufrührerischen „Truppen in den Häusern und unter den Dächern versteckt. Unser „Regiment und die Husaren sind am ersten in Nancy eingezogen; „letztere haben 150 Mann verloren. Ihr werdet später noch um„ständlicher erfahren, wie schrecklich das Blutbad war.“

Die Gräuelscenen, deren Zeuge er gewesen, ließen in Wegelins zartfühlender Seele einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck zurück. Er bekam einen Abscheu davor und sah auch im Geiste die nachherigen blutigen Excesse der französischen Revolution voraus; deswegen beschloß er seinen Abschied zu nehmen, was er auch kurz darauf that. Er wandte sich nach Straßburg, wo er seinen dauernden Wohnort nahm und ein Geschäft eröffnete. Dort verheiratete er sich mit Maria

---

[1]) Von Nancy, die sich empört hatte.

Kleophea Eckel, der Tochter eines geachteten Kaufmanns und lebte in dem Hause seines Schwiegervaters am Eckhause des Münsterplatzes und der Spiesgasse. Wegelins Gattin teilte ihres Mannes christliche Gesinnungen. Wegelins Ehe wurde mit drei Kindern, zwei Söhnen, Eduard und Theodor, und einer Tochter Julie gesegnet. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheiratete er sich ein zweites Mal mit der verwitweten Frau Karoline Neulinger, gebornen Pfähler aus Straßburg, die gleichfalls seine religiösen Anschauungen teilte. Diese Ehe blieb jedoch kinderlos.

In der Zeit der französischen Revolution leistete Kaspar Wegelin, der ein „Stiller im Lande" war, vielen Personen, namentlich solchen, die emigrieren wollten, wichtige Dienste. So rettete er einen französischen General (dessen Namen leider in den Familienpapieren nicht steht), der auf der Proskriptionsliste stand und verhalf ihm zur Flucht. Derselbe mußte sich auf Wegelins Rat als Handlungsreisender verkleiden; sein Retter geleitete ihn auf der Rheinstraße von Straßburg nach Kehl. In der Nähe des französischen Wachthauses an der Rheinbrücke fing Wegelin — wie verabredet war — an seinen Gefährten auszuzanken und warf ihm vor, er hätte ihm schlechte Ware geliefert, die er nicht annehmen könne. Der angebliche Streit wurde mit solchem Eifer geführt, daß die Soldaten ihren Spaß daran hatten und der wachthabende Offizier die Beiden schweigen und ihres Weges gehen hieß. So gelangten sie über die Rheinbrücke; am jenseitigen Ufer angelangt, fielen die beiden Männer im Gebüsch auf die Knie und dankten Gott von Herzen für seine gnädige und wunderbare Durchhülfe. —

Kaspar Wegelin hielt auch lange in seinem Hause einen Marquis von Saint Jullien verborgen und verhalf ihm endlich zur Flucht.

Die ernsten Zeitereignisse trieben Wegelin und seine Familie immer mehr in eine streng religiöse Richtung hinein. Da er in der damaligen protestantischen Landeskirche des Elsaß, in welcher der Rationalismus vorherrschend war, der ihn den Gefühlsmenschen nicht befriedigte, so schloß Wegelin mit den Seinen sich der Brüdergemeinde an. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich nämlich auf Anregung des frommen Kaufmanns Johann Rekop eine Bruder-

societät in Straßburg gebildet, in welcher alle tiefer religiös angelegten Naturen volle Befriedigung fanden. Die Versammlungen der „Herrnhuter," wie sie das Straßburger Volk nannte, fanden wie noch heute (denn die Societät besteht noch) in einem Privathause am Niklausstaden statt. An denselben beteiligte sich regelmäßig Kaspar Wegelin mit Frau und Kindern.

Ja er that noch mehr; er fing auch an jeden Sonntag Nachmittag Versammlungen in seiner eigenen Wohnung zu halten; dieselben wurden von einer Anzahl namhafter Straßburger Familien, unter welchen wir die Gattinnen von Ehrenfried Stöber und von Dr. Blessig nennen und auch von auswärtigen Personen, darunter namentlich in späteren Jahren, viele sog. „Überrheiner," d. h. aus dem Badischen kommende Personen waren, besucht.

Wegelin war auch mit dem frommen in dem benachbarten Karlsruhe lebenden Jung-Stilling innig verbunden, er las mit den Seinigen eifrig dessen damals so großes Aufsehen erregende Schriften. Durch diese wurde der Zug zum Übernatürlichen und zur unsichtbaren Geisterwelt bei ihm mächtig erweckt. Als die bekannte Frau von Krüdener, die geistige Urheberin der h. Allianz und die Beförderin christlicher und philantrophischer Ideen, im Jahre 1808 zum ersten Male in das Elsaß, zu welchem sie später viele Beziehungen hatte, kam, um in Markirch den Pfarrer Friedrich Foutaine und im Steinthal den Pfarrer von Waldersbach Johann Friedrich Oberlin zu besuchen, empfahl Jung Stilling die merkwürdige Frau auf's Wärmste seinem Freunde Wegelin, bei welchem sie Wohnung nahm, so oft sie in Straßburg sich aufhielt. Von jener Zeit an entstand ein fleißiger Briefwechsel zwischen den beiden geistesverwandten Seelen. Heute noch befindet sich eine große Anzahl von Briefen der Frau von Krüdener im Besitze der Wegelinschen Familie. In demselben nennt erstere Kaspar Wegelin in ihrer mystischen Sprachweise „Elias" dessen Gattin „Anna" und deren ältesten Sohn Eduard „Elisa".

Als im Jahre 1800 der unvergeßliche Präfekt des niederrheinischen Departements Graf Adrian von Lezay-Marnesia nach Straßburg kam, schloß er mit seiner edlen Gattin sich gleichfalls an Kaspar Wegelin und dessen Familie an und gab, der gläubige Katholik dem

gläubigen Protestanten, viele Beweise seiner hohen Achtung und Freundschaft. Auch mit Oberlin dem Wohlthäter des Steinthals und mit der Frau von Krüdener stand Lezay in regem geistigen Verkehr.

Kaspar Wegelin war auch ein Freund „Papa Oberlins", den er in seinen menschenfreundlichen Bestrebungen vielfach unterstützte und dem er Gönner und Freunde in Straßburg verschaffte. Durch Wegelins Bemühungen namentlich wurde das Interesse der Straßburger für Oberlins Werk und unermüdliche Thätigkeit im Steinthale mächtig geweckt. Auch mit des Pfarrers Sohne, dem geist- und gemüthvollen Heinrich Oberlin, der gleichzeitig Theologie und Medizin studiert hatte und von dem man sagen kann, daß der Eifer um des Herrn Haus ihn verzehrte, also daß er in der Blüte seiner Jahre starb, stand Wegelin in innigen Beziehungen.

Bei „Papa Oberlins" Tod erhielt Kaspar Wegelin dessen Ring als kostbares Vermächtnis. Dieser Ring kam ebenfalls als Vermächtnis, nach des Erblassers Heimgang, in den Besitz des bekannten christlichen Philanthropen Gustav Werner in Reutlingen, der zu Anfang der dreißiger Jahre, bei einem längern Aufenthalte in Straßburg, täglich im Wegelinschen Hause verkehrte.

Kaspar Wegelin starb alt und lebensmüde, doch mit der größten Seelenruhe die heftigen Schmerzen seiner letzten Krankheit, der Brustwassersucht, ertragend, zu Straßburg den 14. Februar 1833. Sein Andenken lebt als dasjenige eines frommen und gottseligen Mannes im Segen fort und mit ihm beschließen wir auch die Reihe der Männer, die während der Revolutionszeit dem Elsaß teils durch Abkunft, teils durch Leben und Wirken in diesem Lande, angehört haben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

R. Sauerländer
Buchbinderei
Aarau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rathgeber, Julius

Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit ein Beitrag zur elsässischen Sittengeschichte

Basel 1886

Als. 129 se
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11547405-0